

**Adolf Reichel**

(1816-1896)

# **Lebenserinnerungen**

1892

**Vom Schönen und vom «Eindringen des Unschönen». Die Wanderungen und Wandlungen eines Schweizer Komponisten im Europa der Romantik und der Revolution**

Nach der Handschrift im *Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis*  
(Amsterdam) herausgegeben von Mathis Reichel und Max Sommerhalder

Adolf Reichel Society

Basel

2022



**Inhalt**

<i>Wollen und Sollen: Das Ich und die Umstände</i>	6
<i>Elternhaus und frühe Jugend in Tursnitz</i>	6
<i>Schule in Elbing und erster Musikunterricht bei Kantor Brandt</i>	7
<i>Danziger Einzwängungen: Petrischule und Klavierunterricht bei Ilgner</i>	8
<i>Thorn I: Gymnasium bei Professor Brohm</i>	8
<i>Thorn II: Musikunterricht beim Organisten Ortmann</i>	9
<i>Thorn III: Erlebnisse und Anekdoten</i>	10
<i>Hausmusik bei Familie Reichel in Tursnitz</i>	13
<i>Berlin: Das Joachimsthalsche Gymnasium. Moritz Seebeck und Familie</i>	13
<i>General Krauseneck und seine "sieben Mädchen ohne Uniform"</i>	16
<i>Selbst ist der Mann: Die erstaunliche Laufbahn des Organisten Ferdinand Vogel</i>	17
<i>Die geniale Denkweise des Moritz Seebeck</i>	18
<i>General Krauseneck in Anekdoten</i>	19
<i>Religionsunterricht bei Friedrich Schleiermacher</i>	20
<i>Musikstudien in Berlin: Ludwig Berger, Siegfried Dehn</i>	21
<i>Theodor Hahn, Robert von Frankenberg, Hermann Schulze-Delitzsch</i>	24
<i>Auf Schloss Nischwitz</i>	25
<i>Als Musiklehrer Georgs II. am Hof von Sachsen-Meiningen. Caroline von Bückeberg</i>	26
<i>Dresden: Instrumentationsunterricht bei C.G. Reissiger, Flucht aus Wagners "Rienzi". Erste Selbstkritik wegen musikalischer Konservativität</i>	29
<i>Erste Begegnung mit Iwan Turgenjew und den Brüdern Bakunin</i>	30
<i>In Wien beim Librettisten Otto Prechtler. Zweifel an den Opernprojekten</i>	31
<i>Abermals in Wien: Ernst von Feuchtersleben, Kiesewetter, Fuchs, Böhme</i>	31
<i>Otto Nicolai. Alfred Becher. Beethoven-Anekdoten von Karl Holz</i>	34
<i>Franz Hauser. Erste Begegnung mit Charles Gounod. Carl Radnitzky</i>	35
<i>C.A. Kaltenbrunners Tochter und Graf Mailáth, der Magnetiseur</i>	36
<i>Abschied vom Opernprojekt. Eduard von Feuchtersleben in Aussee</i>	37

*In Seenot auf dem Wolfgangsee.  
Salzburg, Berchtesgaden, Tirol, Eisenklamm und andere Gebirgsabenteuer 39*

*Erste Reise in die Schweiz. Luzern, Zürich, Bern, Genf. Treuegelöbnis an  
Bakunin. Wanderungen in den Walliser und Berner Alpen.*

*Mrs. Cokburn. In Genf bei Familie Pescantini. Von Genf nach Bern 42*

*Familie Vogt. Erster Berner Aufenthalt 44*

*Mit Bakunin auf der Flucht von Bern nach Brüssel. Feststellung eigener künstlerischer  
Versäumnisse. Widerlegung  
der Tonartencharakteristik. Begegnung mit Gottfried Kinkel 45*

*Nach Paris, der "Mutter aller Revolutionen". Zwischen Revolutionären und haute volée.  
Wiedersehen mit Charles Gounod. Lebensunterhalt durch Klavierunterricht.  
Vermehrte Kompositionstätigkeit und Entschluss, in Paris zu bleiben 48*

*Wiedersehen mit Mrs. Cokburn. M. und Mme. Albrecht. Pariser Salonleben.  
Ville-d'Avray. Verlag Simon Richault. Wiedersehen mit Charles Gounod 49*

*Begegnungen mit George Sand, Émilie de Perthuis und Frédéric Chopin 50*

*Chopins Unterrichtsmethoden 51*

*Drummond de Melfort. Familie von Stockhausen 52*

*Vorboten der 1848er Revolution. Pierre-Joseph Proudhon 53*

*Carl Witting 53*

*Heirat mit Jetta Friedrichs. Bakunin flieht nach Brüssel 54*

*Ausbruch der Februarrevolution 1848. Bakunin kehrt nach Paris zurück 55*

*Ausrufung der Republik in Frankreich.  
Bakunin reist ab, seiner Gefangennahme entgegen 57*

*Wiedersehen mit Iwan Turgenjew. Bekanntschaft mit Alexander Herzen 58*

*Arbeiteraufstand in Paris im Juni 1848. Fluchthilfe für Camille Bosquet 59*

*Sohn Moritz wird geboren. Louis-Napoléon besucht Reichels Messe 61*

*Jetta stirbt an der Cholera. Haussuchung durch die Geheimpolizei 61*

*Louis-Napoléon wird Diktator. Überwachung  
der Bürger wird schlimmer als in Russland 62*

*Nikolai (Kolja) Herzen. Heirat mit Maria Ern. Chopins Tod  
und Trauerfeier. Bekanntschaft mit Leduc und Morin.  
Vom Grössenwahn als der "Krankheit des Jahrhunderts" 63*

*Geburt Alexander Nicolas ("Cola") Reichels. Luisa Haag, "Kolja" Herzen und ihre  
Tragödie. Wiedersehen mit Georg II. von Sachsen-Meiningen. Neuerliche Haussuchung 65*

*Louis-Napoléon proklamiert sich zum Kaiser Napoléon III 66*

*Herrschaft der Kamarilla. Konzerttätigkeit in Paris.  
Erste Gedanken an Rückkehr nach Deutschland 67*

*Pariser Schülerinnen und Schüler, Bekannte:  
Brüder Lindau, Louis Eller, Adolf Cohn, Brüder Bartel 68*

*Konzerttournee in Deutschland. Geburt der Tochter Helene.  
Abschied von Paris und Umzug nach Dresden. Tod Helenes 71*

*Mitgründer des Konservatoriums in Dresden. Tonkünstlerverein. Harmonielehre und  
"Sexten-Skandal". Dreissig'sche Singakademie. Vom Festhalten am "Einfachen und  
Schönen" und der "Entwicklung der Kunst" 72*

*Dresdner Freundschaften 73*

*Der Dresdner "Tonkünstler-Verein". Entdeckung "alter Sachen" in  
einem Notenschrank und "der wüste Lärm unserer modernen Orchester" 74*

*Dresdner Schülerinnen und Schüler: Nadja Schakowskaja, Louise Hecker, Jurij Golizyn 75*

*Tod des Vaters. Geburt des Sohnes Ernst. Tod der  
Söhne Adolf und Nicolas. Mascha zur Erholung in Bad Kösen 80*

*Lange, schwere Krankheit. Mathilde und Julius Scharlock. Besuch Adolf Vogts 80*

*Geburt Max Reichels. Rekonvaleszenz in der Schweiz. Ferien in  
Rochsburg. Entlassung aus Dresdner Konservatorium. Tod Louis Ellers 82*

*Eisenbahnreisen. Preussisch-österreichischer Krieg. Die Preussen erobern  
Dresden. Besuch in der alten Heimat. Neuerliche Choleraepidemie. "Überhandnehmen  
des preussischen Militarismus" und "Sehnsucht nach einem freieren Boden" 83*

*Berufung nach Bern. Wunsch nach einer neuen Heimat 85*

*Übersiedlung nach Bern und Übernahme der dortigen Verpflichtungen:  
Sinfoniekonzerte, Musikschule, Cäcilienverein, Liedertafel 86*

*Berner Symphonieorchester und Musikschule 86*

*Berner Schülerinnen und Schüler 89*

*Die Berner Liedertafel 93*

*Erneute Auseinandersetzung mit der "Moderne" und der eigenen Konservativität 94*

*Lob der Schweiz. Die Berner "Schwefelbande". Berner Kon- und Dissonanzen 95*

*Die Söhne: Alexander, Ernst, Moritz und Max Reichel [alias Henri Ern] 96*

*Einschub: Wiedersehen mit Bakunin und dessen Tod in Bern 98*

*Ausklang 101*

**(1/112)** Wollen und Sollen sind die Gegensätze, in welchen - dem einen als Zentrum, dem anderen als Peripherie - der Kreis eines jeden menschlichen Daseins beschränkt bleibt, und es wird kaum jemand leugnen wollen, dass er immer nur sich selber als den Mittelpunkt der Welt ansieht, um den herum sich alles Andere nur mit mehr oder weniger Willkür bewegt, und in jedem Augenblicke empfindet er, dass sein Wille von der zwingenden Gewalt äusserer Umstände bedingt wird, und dass dieser als Subjekt von den Forderungen einer objektiven Aussenwelt gehemmt wird. Diesen Gegensatz sollte jeder klar vor Augen haben, der es unternimmt, von seinem eigenen Leben Bericht zu geben, und ich werde mir immer deutlicher bewusst, dass bei der Abfassung meiner Lebenserinnerungen die Rücksicht hierauf nicht genug vorgewaltet hat, denn so wenig ich die Augen der Lesenden gar zu sehr mit meiner eigenen Person zu beschäftigen gedachte, so geschah es doch immer nur zu sehr, dass die mir Nahegetretenen nur als Personen zweiten Ranges behandelt wurden, und mancher von ihnen so wenig Erwähnung getan worden war, als wären sie dem Berichterstatter ganz aus dem Gedächtnisse entfallen, was doch keineswegs der Fall war, sondern ihm selber nur ein empfindliches Missbehagen verursachte. Wohl haben Eltern, Lehrer und Freunde das nächste Anrecht auf ein derartiges Erinnern, und billigerweise habe ich mit Ersteren zu beginnen, so sehr mich ihr nur zu bescheidenes Dasein auch warnen möchte, diesen Schleier unbefugterweise zu heben.

#### *Elternhaus und frühe Jugend in Tursnitz*

Und so sei denn zuerst meines Vaters Maximilian Reichel Erwähnung getan, der auf Tursnitz [*heute Tursnice*], einem im Kreise Graudenz [*heute Grudziadz*] wohlbelegenen Gut der Provinz Westpreussen [*heute Wojwodschaft Kujawien-Pommern in Polen*], als dessen Besitzer lebte, wo ich ihm am 30. August des Jahres 1816 geboren wurde, von seiner ersten Gattin Julia, geborenen Hanisch, die aber schon ein Jahr nach meiner Geburt vom Tode abberufen wurde. Die Jugendjahre meines Vaters fielen in die Zeit, in welcher das noch junge Königreich Preussen sich durch die kräftigen Anstrengungen seines grossen Friedrich noch kaum zu einer gewissen politischen Konsistenz erhoben hatte, die aber freilich unter der schwächeren Verwaltung seines Nachfolgers und selbst unter Friedrich Wilhelm III. durch das wuchtige Auftreten Napoleons I. sehr in **(2/112)** Frage gestellt wurde. Doch waren der Begriff und das Gefühl des Königtums in allen Kreisen der Gesellschaft schon so mächtig entwickelt, dass Hoch und Niedrig, Reich und Arm sich bald als die mit ihm verbundene Schichtung in verschiedene Klassen und Stände fühlbar machte. Und so lernte auch mein Vater als Landmann sich bald als Bauer fühlen, während der wohlbegüterte Gutsbesitzer sich als Herr seiner Umgebung empfand, wieweil eine gut geleitete Erziehung ihn frühzeitig gelehrt hatte, was er als Mensch seinesgleichen überall schuldig sei. In diesem Sinne übertrug sein Wesen sich auf seine Kinder. Und so wenig von Erziehung im strengen Sinne in unserem sehr bewegten und viel besuchten Hause die Rede sein konnte, wurde das Beispiel des unausgesetzt tätigen Vaters uns Kindern lebendiges Vorbild und sein Wille Gesetz.

Hatten die Eltern in den Jahren 1806-1813 die schweren Prüfungen erfahren, welche die Kriegsnot in den mannigfachsten Gestalten mit sich führte, so fiel die Entwicklung der Kinder (die sich noch beträchtlich vermehrt hatten, nachdem der Vater in zweiter Ehe Henriette Hanisch, die Schwester der Verstorbenen, heimgeführt hatte) in die Zeit des langen Friedens, der erst spät durch den Krieg mit Dänemark, dann durch das Zerwürfnis mit Österreich und schliesslich 1870/71 mit der Niederwerfung Napoleons III. endete. Mit welchem Nutzen und welchen tiefen Änderungen in den deutschen wie französischen Staatsverhältnissen ist zu bekannt, als dass hier näher darauf einzutreten nötig wäre. Es sei genug zu wissen, dass wir Kinder als Söhne und Töchter eines im edelsten Sinne freien Mannes heranwachsen, dessen Vertrauen auf die Beständigkeit

menschlicher Verhältnisse und Einrichtungen wir auch im Grunde des Herzens teilten, wenn damit späteren Einflüssen der Bildung und Erfahrung auch keineswegs Tür und Tor verschlossen wurden.

*Schule in Elbing und erster Musikunterricht bei Kantor Brandt*

Wo die Umstände nicht erlaubten, für die Kinder einen besonderen Hauslehrer zu halten, schickten die reicheren Gutsbesitzer dieselben nach nahegelegenen grösseren Provinzialstädten, wo sie auf Gymnasien oder städtischen Bürgerschulen die für das spätere Leben notwendigen Kenntnisse zu sammeln hatten. Solch ein Ort war für zwei meiner älteren Geschwister, Carl und Clara, Elbing [*heute Elbląg*] geworden, wo der Vater für sie bei dem dortigen Kantor an der Markuskirche Brandt eine geeignete Pension gefunden hatte. Bei einem Besuch in Tursnitz machte ihm Brandt **(2/2/112)** den Vorschlag, ihm auch mich, den damals kaum siebenjährigen Jungen, mitzugeben, damit ich auf dem dortigen Gymnasium den ersten Unterricht empfangen könne, der im Fach Schönschreiben ihm selber, dem Kantor, anvertraut war. Dieser war die erste Person, die dem Knaben mächtigen Eindruck machte, und die ich, wenn auch vergeblich, aus der Erinnerung nachzeichnen möchte. Als hohe majestätische Gestalt schwebt er jetzt noch vor meinem Gedächtnisse, die mir nicht nur sonntags als Vorsänger auf dem Kirchenchore imponierte, wenn er mit mächtiger Stimme den Eingang jedes Chorals intonierte, in den erst nach einigen Takten die Orgel mitsamt der Gemeinde einfiel, sondern auch daheim wusste er uns Kinder mit seinem bald derben, bald schalkhaften Humor zu fesseln und an sich zu ziehen. Dabei war er reich an tausend munteren Einfällen und Anekdoten, mit denen er uns über manchen langen Winterabend hinüberzuführen verstand. Auch soll nicht vergessen sein, dass ich - wie in der Schule im Lesen und Schreiben - daheim von ihm auch den ersten Musikunterricht empfing, der auf die einfachste, natürlichste Weise erteilt wurde. Da gab es keine methodischen Lehrbücher, sondern es wurde von ihm selber ein Singbuch für die Lieder und ein anderes für das Klavier geheftet, in die er mit eigener Hand den Sing- und Spielstoff hineinschrieb. Noten und sonstige musikalischen Schriftzeichen waren bald gelernt und begriffen, so dass dem alten Herrn selber der Unterricht des für Musik nicht unbegabten Knaben eine Freude ward, die ihn aber trotz seiner jovialen Weise, welche ihn selbst dabei nicht verliess, nicht hinderte, gelegentlich auch mit Ernst und Strenge dreinzufahren, und ich erinnere mich sogar einmal, als es mit dem Zählen im Dreiachteltakt nicht recht gehen wollte, einer Ohrfeige - wenn auch nur einer einzigen. Der Unterricht, so viel von einem solchen bei der Jugend des Knaben die Rede sein konnte, erstreckte sich auf Singen und Spielen, und da beides eigentlich immer von selber ging, so wurden sogenannte mechanische Übungen und technische Exerzitien auch nicht für nötig erachtet. Mit wie grosser Hingabe und wahrhafter Andacht der alte Brandt auch seinem Dienste in der Kirche vorstand, war er im Hause doch nichts weniger als frömmelnd und pietistisch gesinnt, und ich vergesse nicht seinen Ausruf, mit dem er einst unsern kindischen Streit über die Allmacht Gottes unterbrach: "Was schwatzt Ihr viel darüber, was der liebe Gott kann und was er nicht kann! Zumindest Grütze kochen kann er nicht wie die Tante." So nannten wir nämlich die Frau Kantorin. **(3/112)** Andererseits wusste er einem etwaigen Übermut oder einer unschicklichen Überhebung einen trefflichen Dämpfer aufzusetzen. Davon hier auch nur ein Beispiel: Jeden Sonntag, an dem wir stets den alten Herrn zur Kirche begleiteten, erschien dort auch ein steinalter Mann, der vielleicht wegen der Nähe des Vorsängers mit uns Platz auf dem Kantorenchor nahm und mit zitternder Stimme die Chorsätze mitsang. Ohne mich etwa über den Greis erlustigend aufhalten zu wollen, konnte ich während des Mittagessens doch eine Bemerkung über das Zittern seiner Stimme nicht zurückhalten. "Schweig, dumme Junge", fuhr mich der alte Brandt an, "und sei versichert, dass der Gesang dieses Alten dem lieben Gott besser gefällt als dein dummes Geplärre!" Und noch heute bietet sich Gelegenheit genug, sich der guten Lehre zu erinnern. So nahe liegen oft die Samenkörner, aus denen Skepsis und Hochachtung für wahrhaft religiöse Dinge

empor spriessen, ohne einander zu schädigen.

In Elbing war es auch, wo bei Gelegenheit der Aufdeckung eines alten Hünengrabes die Vorgeschichte zum ersten Male an uns Kinder herantrat. Der Knabe wusste sie freilich nicht zu würdigen. Aber der alte Heide mit seinem langen Spiess an der Seite, umgeben von Urnen und Töpfchen, steht mir heute noch lebhaft vor Augen und mässigte später immer meine Verwunderung über die nachherige Entdeckung der Pfahlbauten, die kaum bis in den Anfang der 20er Jahre zurückreichen mag.

*Danziger Einzwängungen. Petrischule und Klavierunterricht bei Ilgner*

Leider ward unser Aufenthalt in Elbing durch den plötzlichen Tod unserer guten Pflegemutter verkürzt und meinem Bruder Carl und mir Danzig [*heute Gdansk*] als Ort für weitere Bildung angewiesen, wo Vater bei Herrn [Heinrich Ferdinand] Nagel, Direktor der Petrischule, für uns eine geeignete Pension zu finden glaubte. Niemand empfand den Wechsel mehr als ich, der ich in Elbing in der kurzen Zeit von anderthalb Jahren im Klavierspiel hübsche Fortschritte gemacht hatte, so dass ich leichtere Sachen schon mühelos vom Blatt lesen und spielen konnte. Während der alte Brandt mich niemals gehindert hatte, auch ohne Noten auf dem Klaviere zu spielen, kam es hier nicht mehr darauf an, *dass*, sondern *wie* man spielte, und ruhige Haltung der Hände wie richtiger Fingersatz sollten durch Handleiter und Chiroplasten in langsamer, monatelang dauernder Einzwängung erworben werden, während im Hause streng darüber gewacht wurde, dass der Knabe selbst in seinen Freistunden das Klavier nicht anders benutzen durfte (**4/112**) als zur dürftigen Durchübung der von Stunde zu Stunde bestimmten Lektion. Ein Freund Nagels, Musikdirektor [Carl Friedrich] Ilgner, nahm mich in sein Musikinstitut auf, in welchem nach der in jener Zeit berühmten Logierschen Methode unterrichtet wurde, und zwar recht pedantisch. Zwar wurden Arme und Finger dort so zugerichtet, dass meine späteren Lehrer nichts daran auszusetzen fanden, und dass selbst Ludwig Berger etwa zehn Jahre später in Berlin mit ihrer Haltung zufrieden war. Und um nicht ungerecht gegen meine damaligen Feinde zu sein, muss ich bekennen, dass diese Haltung doch nur der konsequenten Einzwängung in zwei unter und über den Vorderarmen horizontal hinlaufenden Stangen als Armhalter und den an sie zwischen den Fingern angeschraubten Messingstäbchen, den Chiroplasten, zu verdanken war.

Von meinem 18 Monate währenden Aufenthalt in Danzig ist mir wenig im Gedächtnisse geblieben, wenn nicht, dass ich auf der Petrischule nur spärliche Fortschritte machte, und dass man mich ebenso methodisch in die von Ilgner gegebenen Sinfoniekonzerte führte, in denen ich regelmässig einschlief, da das darin Gebotene noch über meiner Fassungskraft ging. Ein Spaziergang nach Langfuhr oder nach den Johannisbergen konnte mich auch nicht erquicken, da er mir gelegentlich auch nur unfreundliche Worte eintrug, die bei jeder losen Bewegung auf den vielleicht zu muntern Burschen herab fielen, so dass ich, als mein Bruder das Gymnasium verliess, um sich ganz der Landwirtschaft als seinem späteren Berufe zuzuwenden, meinen Vater himmelhoch bat, auch mich aus der Danziger Luft zu nehmen, in der ich mich einem musikalischen Erstickungstode nahe fühlte.

*Thorn I: Gymnasium bei Professor Brohm*

Die Bitte ward erhört und ich auf das Gymnasium nach Thorn [*heute Toruń*] gebracht, dessen Direktor auch zugleich mehrere Pensionäre, Söhne naheliegender Gutsbesitzer, in Kost und Logis hatte, unter die auch ich aufgenommen wurde. Der alte [Karl Friedrich August] Brohm, der wohl ein grösserer Gelehrter als Direktor war, unternahm es, den durch einen früheren Lehrer gesunkenen Unterricht des Lateinischen in der Unterquarta, in der auch ich Platz fand, durch persönliche Übernahme desselben wieder

zu heben. Es sollte darin der *Aurelius Victor* gelesen und erklärt werden, und ich erinnere mich noch lebhaft der ersten damit verbrachten Stunde. Der Primus der Klasse, ein ungewöhnlich langer junger Mensch, sollte den Anfang machen. Er richtete sich hoch auf und las: "*Sextus Aurelius Victor – De viris illustribus Romae – Caput primum.*" "Übersetzen", herrschte der Direktor. **(5/1/112)** "Sechster goldener Sieg der berühmten Männer Roms. – Erster Kopf." – Lautlose Stille der Klasse begleitete sein Worte, bis der über die Ungeschicklichkeit des Primus selber entsetzte Direktor ihm statt des ersten den letzten Platz in der Klasse anwies. Zur Ehre derselben sei gesagt, dass der Nachfolgende die Aufgabe besser löste, und dass mit der Zeit der ganze Zustand der Unterquarta sich auch wieder hob, woran ich persönlich aber wenig Teil hatte, weil mein ganzes Interesse weniger der Schule, umso mehr aber der Musik und allem zugewandt war, was mehr den Künsten als den Wissenschaften nahe lag, um derentwillen ich doch hauptsächlich nach Thorn gebracht worden war.

Ein neu erwecktes Gefühl zu einem Gespielen meiner ersten Kindheit zog mich lebhaft zu [Friedrich] Werner Hahn, dem reich begabten Sohne eines alten Genossen meines Vaters, der früher in Graudenz und somit in der Nähe unseres Gutes gelebt hatte, im Laufe seiner Beförderung aber als Steuerrat nach Thorn versetzt worden war. Sein Haus, wie diejenigen noch so mancher andern Freunde unserer Familie, bot manche Gelegenheit, mein in Elbing erwachtes, in Danzig unwillkürlich geschultes Talent in geselligen Kreisen zu verwenden, und der kleine Klavierspieler, so wenig er noch auf einer beachtenswerten Stufe der Entwicklung stand, wurde von manchen Zuhörern schon als dereinstiger Virtuose betrachtet.

#### *Thorn II: Musikunterricht beim Organisten Ortmann*

Da ich aber weniger von mir als von den auf mich wirkenden Personen zu erzählen gedenke, muss ich - neben den Familienfreunden - zunächst den alten Organisten Ortmann erwähnen, der mich der Fortbildung meiner musikalischen Fähigkeiten durch Erteilung von Klavierstunden unterzogen hatte. Bei dem ältlichen Herrn, der weniger Organist als vielmehr leidenschaftlicher Musiker war und in dem Hause der Familie Vogt als Junggeselle zur Miete wohnte und dort auch einen kleinen Gesangverein leitete, verwandelten sich unsere Klavierstunden leicht in eigentliche Spielstunden, in denen ich leichtere Sachen mühelos vom Blatt spielte, während schwierigere, wie Sonaten von [Franz] Lauska oder Kompositionen von C.M. von Weber, schon ernsthafter durch Übung vorbereitet werden mussten. Wo es irgend nur anging, begleitete er mein Spiel auf der Violine, so dass nicht nur meine Finger, sondern auch mein Ohren immer in Tätigkeit blieben, und bald durfte er es wagen, seinen Schüler **(5/2/112)** in einer Abendgesellschaft ein Klavierkonzert von Hummel mit Begleitung des Orchesters spielen zu lassen. Ausser unseren Klavierstunden waren es auch der Gesangverein und die Kompositionen, die dort geübt wurden, denen ich manche musikalische Anregung zu verdanken hatte, und Sigismund von Neukomms "Macht des Gesanges", wie sein "Ostermorgen" und Haydns "Jahreszeiten", an die man sich gewagt hatte, blieben nicht ohne mächtig nachhallende Wirkung auf das junge Gemüt. Ausser Ortmann selber und seiner originellen Persönlichkeit blieben es nur die Gestalten des alten [Karl Friedrich August] Brohm und seines später in den Kreis der Lehrer eintretenden ältesten Sohnes Rudolf, denen ich näher getreten bin, ohne dass ich im Stande wäre, von beiden ein deutliches Bild zu entwerfen. Rudolf Brohm war, mehr noch als sein Vater, ein origineller oder besser gesagt ein exzentrischer Kopf, der nicht leicht den Grad des Einflusses bestimmen konnte, den sein Wesen auf Andere ausübte. Meine gleichfalls expansive Natur zog ihn an und verleitete ihn in seinen Äusserungen zu Ausdrücken, welche mir, dem Knaben, unfassbar, ja unverständlich bleiben mussten. So erinnere ich mich, von ihm zum ersten Male den Unterschied zwischen Talent und Genie gezogen und erklärt gehört zu haben, so sehr derselbe auch noch über meine damalige Fassungskraft ging.

Glücklicherweise hob mich eine gewisse Leichtlebigkeit, die ich wohl besser Oberflächlichkeit nennen sollte, über mancherlei Eindrücke hinweg, die aber auf tiefere Naturen leicht verderblichere Spuren hätten hinterlassen können.

Mit meinen Pensionsgenossen, von denen einige schon ziemlich erwachsene Menschen waren, lebte ich als der jüngste von ihnen in gutem Einvernehmen und liess mich gern von ihnen zu ihren Dienstleistungen verwenden, während ich sie abends vor dem Schlafengehen am Klavier oft durch meine Phantasien oder gar durch Reproduktion ganzer Opern unterhielt, die ich vorher im Theater gehört hatte. Dass es in der Zwischenzeit dabei auch zu manchen unliebsamen Begegnungen kam, war hier wie überall, wo junge Leute miteinander verkehren, wohl nicht zu vermeiden, so dass einmal, da ich einer alten Flöte habhaft wurde und auf ihr unten im Hausflur meine Übungen anstellte, einer meiner älteren Kameraden die Treppen aus dem zweiten Stockwerk **(6/112)** herabsprang und, mir das Instrument aus der Hand reissend, es mir mit den Worten "willst du mit dem verdammten Gedudel endlich aufhören?" auf dem Kopf zerschlug. Da war es denn mit dem Flötenspiel schnell und für immer zu Ende. Auch meine Leichtgläubigkeit gab zu manchen possierlichen Situationen Anlass. Einer der Erwachsenen, ein Pole, schon Primaner, gab vor, nachtwandelnd zu sein. Er betrat eines Nachts im fingierten Somnambulismus unser Schlafzimmer und trieb die Verstellung so weit, dass er, sich mit einem Arm am Fensterkreuze haltend, sich aus dem zweiten Stockwerke hinaus auf die Strasse baumeln liess, während ich, den die andern dazu aufforderten, mich leise aus dem Bette erhob und dem fingierten Kranken mit der Hand winkend zurief: "Folg mir, folg mir!" Und wirklich erhob er sich bald wieder, und sich ins Zimmer schwingend ging er - wie ich selber nur vom Hemd bekleidet - mit scheinbar geschlossenen Augen mir nach durch das anstossende Zimmer, durch das ich ihn die Treppe hinab bis in sein Schlafzimmer zu führen gedachte. Allein das plötzliche Heraustreten des alten Direktors Brohm aus seiner Studierstube im ersten Stockwerke machte der improvisierten Vorstellung ein jähes Ende, und scheuchte jeden schneller als er es gedacht in das verlassene Bett. Seitdem ward mir meine Schlafstätte im Zimmer des Direktors selber angewiesen, und ich würde wohl noch längere Zeit sein Schlafkamerad geblieben sein, wenn ich nicht kurze Zeit darauf von einem damals herrschenden Wechselfieber befallen worden wäre, gegen welches der alte Brohm eine unüberwindliche Idiosynkrasie hatte, so dass mir von da ab wieder ein anderes Zimmer als Schlafraum angewiesen wurde, das ich mit anderen teilte. Dies gab zu anderen Scherzen Veranlassung, die wir Buben uns mit einem unserer Gefährten zu treiben erlaubten, von dem behauptet wurde, dass seine Vorliebe für die Theologie nur auf seiner Einbildung beruhe, und dass Lebende wie Tote damit nicht einverstanden seien. So wurden einmal mitten in der Nacht alle seine theologischen Bücher, und nur diese, plötzlich von geheimnisvoller Hand vom Bücherregal herab gestürzt, und niemand anderes sollte das getan haben als ein in einem benachbarten Bodenraume aufbewahrtes und präpariertes Totengerippe. Und der Theologe ruhte nicht, bis diesem ein anderer Platz angewiesen war, worauf seine Bücher wieder Ruhe bekamen.

**(7/112)** Aber auch was ausserhalb unseres Kreises lag, ob es Gegenstände oder Personen waren, drang bis zu uns, und der von Kopernikus gebaute, aus der Stadtmauer hervorragende schiefe Turm interessierte uns fast noch mehr als die mechanisch künstliche Darstellung seines Planetensystems, welches ein durchreisender Künstler die Schaulustigen sehen liess, und da es gerade einen ausnahmsweise harten Winter gab, liess auch der Himmel einmal seine Künste los, und uns an einem hellen Mittag die Sonne in Begleitung zweier Nebensonnen sehen, ein Schauspiel das auch in noch nördlicher gelegenen Gegenden nicht gar zu häufig vorkommt.

Einer Dame muss ich hier noch gedenken, der Frau des damaligen

Festungskommandanten General [Johann Heinrich Wilhelm Ernst] von Beneckendorff-Hindenburg, von der man sich neben lustigen Anekdoten auch eine Schauergeschichte erzählte, von der ich hier nur die letzte zum Besten geben will, obwohl die Dame im späteren Verlauf ihres Lebens so harte Prüfungen zu überstehen hatte, dass es mir eigentlich unbequem ist, ihrer nur so oben hin Erwähnung zu tun. Mag ihre Erzählung aber immerhin hier stehen, umso mehr, als sie in eine Zeit fällt, in der Geistererscheinungen mit zum guten Ton gehören, und mancher die Beschäftigung mit ihnen nicht nur nebenbei, sondern sogar wissenschaftlich zu betreiben vorgibt.

Frau von Hindenburg sitzt eines Abends mit ihrem Manne allein zu Hause in dem Kommandaturgebäude, das auf den Kellerräumen eines alten Mönchsklosters errichtet worden war, und der General verlangt nach einem Glase Wein. Sie erhebt sich, findet im Buffet aber nur leere Flaschen, und da die Diener sich schon alle zur Ruhe begeben, steigt sie selber in den Keller hinab, um dem Gemahl das Gewünschte herauf zu holen. Auf der untersten Stufe der Kellertreppe angelangt, erblickt sie beim Schein ihrer Lampe am Ende des vor ihr liegenden langen Ganges gerade vor der Tür, die zum Weingelasse führt, die Gestalt eines alten Mönchs mit über der Brust gekreuzten Armen stehen, der sie flehend anzusehen scheint. Einen Augenblick über das ungewohnte Bild erstaunend, hält sie ein, doch sich schneller fassend geht die mutige Frau auf die Gestalt zu, welche, je näher sie kommt, stehen bleibt und nicht eher verschwindet, als bis die Generalin ganz dicht vor ihr steht, und glaubt schon ihr Gewand berühren zu können. Da plötzlich verschwindet die Erscheinung, und ungehindert holt Frau von Hindenburg die Flasche Wein, **(8/112)** aus der sie - vielleicht mit zitternder Hand - ihrem Manne das gewünschte Glas einschenkt. Genaueres wusste sie mir in Dresden nicht zu sagen, wo ich ihr nach langen Jahren als Greisin wieder begegnete und ihr die Geschichte als irgend jemand anderem begegnet erzählte, um die Wahrheit derselben zu prüfen. Aber die Tatsache, genau wie ich es erzählt, sei ihr begegnet, und sie war nur erstaunt, die Sache von einem Fremden wiederholt zu hören, da sie selber kaum davon zu sprechen pflegte. Die Frau hat, wie schon oben bemerkt, viel Schweres in ihrem Leben zu erfahren gehabt, und mit Mut und Kaltsinn ertragen. Nicht genug, dass ihr ältester Sohn - kaum im Jünglingsalter - erblindete und, eines Lungenleidens halber nach Nizza geschickt, dort starb, musste sie den zweiten noch als Kind auf höchst tragische Weise verlieren, während eine grosse Gesellschaft im Hause zum Ball vereinigt war. Auch eine junge, liebenswürdige Tochter ward, nachdem sie in glücklicher Ehe zwei Töchtern das Leben gegeben hatte, in ihren schönsten Tagen vom Tode wieder abgefordert, und einsam nur für ihre Enkelinnen besorgt, hat die Generalin ihr Leben beschlossen. Trotz all dieser harten Prüfungen verschloss sie ihr Gemüt doch nicht heiteren Gedanken, und wie sie in früheren Tagen selber fähig gewesen war, mit launigen Scherzen andere zu necken, war sie auch in späterem Alter noch fähig, dem Andringen einer heitern Laune freundliches Gehör zu geben. Eine kleine Anekdote aus ihren Thorner Tagen mag davon auch hier noch Zeugnis geben. Die lange Friedenszeit seit 1819 bot dem Avancement der jüngeren Offiziere der preussischen Armee nicht viel Gelegenheit, in die höheren Stellen hinauf zu rücken, und mancher Premierleutnant musste lang genug auf den Kapitänsgrad warten. Das gab denn der langen Abende genug, und wer, wie der wohlbeleibte Leutnant L. in Thorn, dieselben nicht durch Kartenspiel oder sonstigen Sport kürzen mochte, besuchte wenigstens die Versammlungen der Kameraden, wobei es diesem L. leicht geschah, dass er einer Whistpartie zusehend einschief und unbesorgt schnarchte, während die Anderen spielten und tranken. Man war so sehr seines leichten Einschlafens gewohnt, dass im Casino demselben schon keine Aufmerksamkeit mehr geschenkt wurde. Doch wurde die Leichtigkeit, mit der Herr L. sich vom Schlaf überraschen liess, Stadtgespräch. Wie alle Offiziere der Garnison musste **(8/2/112)** auch Leutnant L. bei der Frau Generalin zur Visite erscheinen, und in Galauniform lässt er sich an einem schönen Wintermorgen durch deren Diener anmelden. Der Herr Leutnant wird in den Salon geführt und gebeten, dort die Frau Generalin zu erwarten, die noch bei der Toilette beschäftigt sei. Er nimmt auf einem bequemen Sessel Platz, und kaum fühlt er die

behagliche Wärme des Zimmers und in den weichen Polstern sich behaglich, als ihn seine Schlafsucht unwiderstehlich befällt und der Unglückliche sein Schnarchkonzert beginnt, das Frau von Hindenburg bis in das anstossende Toilettenzimmer vernimmt. Leise öffnet sie die Tür und lässt vorsichtig selber alle Fenstervorhänge herab, so dass das Zimmer in angenehme Dämmerung gehüllt wird. Der Bediente erhält Auftrag, nicht einzutreten, und als der Schläfer endlich erwachend sich an fremdem Orte sieht, kann man sich den Schrecken des Unglücklichen vorstellen, der mit einem halb verschluckten Fluch den Salon verlässt und die Flucht ergreift.

Nicht aber nur die mir in der Gesellschaft begegnenden Personen, auch nicht das intime Verhältnis zu meinem jungen Freunde Werner, das uns bald die Namen "Orest und Pylades" eintrug, waren es, die meine Seele ganz erfüllten. Auch das Theater beschäftigte - und vielleicht nur zu lebhaft - die Phantasie des Knaben und gewährte ihm mit einer für damalige Zeiten für eine Provinzstadt ausnehmend guten Besetzung den Genuss, in bunter Reihe die Opern von Mozart, Boieldieu, Dittersdorf und anderen kennen zu lernen, und selbst kleinere Stücke wie "Der alte Feldherr" von [Karl von] Holtei wussten mit ihrem Inhalt und mit ihren leicht fasslichen, glücklich eingestreuten Melodien nicht nur meine, sondern auch die Vorstellung vieler dort versammelter Polen lebhaft zu entzünden. Es reizt mich eigentlich, hier noch eine kleine Episode einzuschalten, die sich am letzten Hauptexamen unserer Schule zutrug und die, obwohl sie keinerlei Wert auf meine weitere Bildung hatte, mir dennoch lebhaft in der Erinnerung geblieben ist, und um meiner selbst willen mag ich sie nicht unerwähnt lassen. So innig und vertraut die Freundschaft mit Werner Hahn gewesen, auf die bis dahin auch nicht der leiseste Schatten gefallen war, geschah es doch, dass "Orest und Pylades" kurz vor dem erwähnten Examen über den Besitz eines **(9/112)** toten Vogels, den jeder von uns beiden sich aneignen wollte, in einen kaum zu begreifenden Zwist gerieten, der uns wochenlang voneinander fern hielt und uns als sonst unzertrennliche Freunde nun als unversöhnliche Gegner erschienen liess. Ich hatte zum mündlichen Vortrage bei der Examensfeierlichkeit die Bürgersche Ballade vom Kaiser und dem Abt vorbereitet, und meine Rhapsodie mit so viel treffendem Humor vorgetragen, dass das anwesende Publikum gegen alle Gewohnheit und Sitte in laute Bravorufe und Beifallsbezeugungen ausbrach. Darauf zog ich mich in das Nebenzimmer zurück, von dem aus man einen Blick auf die auf dem Podium versammelten Lehrer werfen und Zeuge der üblichen Preisverleihungen sein konnte. Im Bewusstsein meines eigenen, einer solchen Auszeichnung unwerten Verhaltens in der Schule hatte ich bei der in dem Zimmer herrschenden Hitze Rock und Weste aufgeknöpft und war nicht erstaunt, auch den Namen meines stets fleissigen Genossen Werner aufgerufen zu hören. Wer aber begreift den Schrecken, den ich empfand als ich unter den Preisgekrönten vom Direktor mit lauter Stimme auch meinen Namen hörte. Nur flüchtig in der Eile meine Toilette in Ordnung bringend, begab ich mich unsicheren Schrittes auf das Podium, und unter den Worten: "Du erhältst dasselbe Buch, das ich soeben Deinem Freunde Werner Hahn gegeben", empfing auch ich eine Prachtausgabe des "Aurelius Victor". Als wir am andern Tage bei Hahns am Mittagstische beisammen sassen und Werners Vater mich mit besonderer Freude der Worte des Direktors erinnerte, fuhr Werner plötzlich heraus: "Die hätte er auch für sich behalten können", und der alte Steuerrat, der erst dadurch auf die zwischen uns eingetretene Spannung aufmerksam gemacht wurde, hatte Mühe, die aufgeregten kindlichen Gemüter zu beruhigen und miteinander zu versöhnen. Ohne den geringsten Groll verliess ich das Haus und leider bald darauf auch den mir teuer gewordenen Aufenthalt in der Stadt Thorn, denn mein Vater, der allen Grund hatte, mit meinen Fortschritten auf der Schule unzufrieden zu sein, hatte schon Schritte getan, mir die Vergünstigung eines Platzes als Alumnus auf dem Joachimsthaler Gymnasium in Berlin zu verschaffen, wohin er mich im Frühjahr des Jahres 1829 führte, damals noch mit eigener Equipage.

**(10/112)** Ich hätte wohl Grund, mich selber über den geringen Eindruck zu verwundern, den wie alle die schon erfahrenen Wechsel meiner Lebenslage auch diese neue Veränderung auf den noch nicht vierzehnjährigen Knaben machte, und kann daraus nur ersehen, wie das Geschlecht von Hans dem Träumer auch von mir fortgesetzt werden sollte. Schon die benachbarte Lage Thorns (es war von Tursnitz kaum neun Meilen entfernt) hatte es möglich gemacht, dass ich alle Schulferien im elterlichen Hause zubrachte, wohin mich oft auch Werner begleitete, und hier knüpfte die Musik zwischen uns und meinen Geschwistern ein neues Band, da meine älteren Schwestern Mathilde und Clara beide wohlgeübte Stimmen besaßen, mit denen es leicht war, die Klavierauszüge von "Don Giovanni", "Figaro", "Jessonda" und anderen uns naheliegenden Opern praktisch durchzunehmen, und auch [Joseph] Weigls "Schweizerfamilie" und Mozartsche Konzertarien waren nicht sicher davor, von uns so gut es ging behandelt zu werden, wobei ich Gelegenheit fand, den Kapellmeister zu spielen, was mir bei der Leichtigkeit, mit der ich bei der Begleitung das Klavier behandelte und mit meiner eignen sehr ausgedehnten Sopranstimme auch immer eine Rolle übernehmen konnte, wohl gelang. Kam nun gelegentlich auch mein Bruder Carl dazu, so wuchsen unsere musikalischen Vorträge leicht bis zu Trios und Quartetten heran, und selbst "Freischütz" und "Fidelio" waren vor unseren Angriffen nicht sicher. Vaters Geburtstag, der am 5<sup>ten</sup> August immer in die Zeit der grossen Sommerferien fiel, hatte uns stets Gelegenheit gegeben, ihn mit Gesang zu begrüßen, und er selber liebte es, an freien Abenden mit mir oder Clara vierhändig zu spielen, so dass ich dabei die Mozartschen, Haydnschen und zum Teil auch die Beethovenschen Quartette und Symphonien kennen lernte. So brachte ich schon einen ziemlichen Schatz musikalischer Kenntnisse - soweit ihn die Liebhaberei eines musikalischen Familienzirkels gewähren konnte - mit nach Berlin, und ohne zu wissen, wie mir geschah, knüpften auch hier sich neue Bande an die durch die grössere Entfernung zerrissenen an.

*Berlin: Das Joachimsthal'sche Gymnasium. Moritz Seebeck und Familie*

Wenn mir recht berichtet worden ist, war das Joachimsthal ein Erziehungsinstitut in Böhmen, das von Friedrich dem Grossen nach Berlin verlegt wurde, wo es, in ein Gymnasium verwandelt, den Bürgern der Hauptstadt nicht nur die Vorteile eines Pensionats gewährte, sondern zugleich als Lehranstalt für ihre Söhne diente, wie das in ähnlicher Weise auch beim "Grauen Kloster" der Fall war.

Direktor der Anstalt war August Meineke, der seines energischen Charakters halber **(11/1/112)** erst kurz zuvor vom Danziger Gymnasium dahin berufen worden war. Immer habe ich es für eine ganz besonders glückliche Fügung des Schicksals angesehen, dass der Inspektor, dem ich zu besonderer Aufsicht zugeteilt war, an dem Tage meiner Vorstellung gerade Urlaub hatte und durch einen seiner Kollegen vertreten war. Dieser war Moritz Seebeck, der mich aus der Hand des wohl recht besorgten Vaters empfing. "Ich übergebe Ihnen meinen Sohn rein und gut" sprach dieser, "und hoffe ihn dereinst ebenso von Ihnen zurück zu erhalten." - "Und ich hoffe", erwiderte Seebeck, "dass diese Erwartung nicht getäuscht werden soll." Der freundlich lächelnde Blick, mit dem er mich dabei streifte, mochte wohl seine Empfindung ausdrücken, dass er mehr von der Natur des Zöglings als von der Leitung der Lehrer abhängen, die Hoffnungen und Besorgnisse des Vaters zu erfüllen oder zu enttäuschen. Dem Direktor Meineke standen, ausser Professoren und Lehrern, daneben als "Alumnienspektoren" noch jüngere, nicht weniger bedeutende Kräfte zur Seite, und wenn ich unter ihnen soeben mit besonderer Vorliebe den Namen Moritz Seebecks genannt habe, so möge dies nicht nur mit der seltenen Güte und Reinheit seiner Natur, sondern mehr noch mit der sorglichen Aufmerksamkeit entschuldigt werden, welche er dem ihm nur zufällig übergebenen Knaben widmete. Und nicht nur meiner nahm er sich in so dankenswerter Weise an,

auch der vollsten Liebe aller seiner Schüler, wie der höchsten Achtung seiner Mitlehrer konnte er sicher sein, die ihm nicht nur zuteil ward, solange er auf dem Joachimsthal wirkte, sondern ihm auch nach Meiningen folgte, wohin er später als Erzieher des Erbprinzen Georg berufen ward. Ihm verdanke ich, trotz mancher von aussen auf mich eindringender Einflüsse der grossen Stadt, die Hochhaltung der mir von Kindheit auf eingepflanzten Empfänglichkeit für Gutes und Schönes, wie die Hingabe, mit der ich fortfuhr, an der Musik festzuhalten. Und wenn diese auch oft genug in Kollision mit meinen Schulpflichten geriet, so blieb es doch vor allem sie, die mich mit meiner Umgebung in naher und wünschenswerter Weise verband. Dass dies auch nicht ganz ohne gelegentliche Kämpfe abging, begreift sich leicht, wenn man die Konflikte nicht vergisst, welchen die Jugend zwischen starker Neigung und geforderter Pflicht oft nur zu sehr ausgesetzt ist.

Moritz war der älteste Sohn des bekannten Naturforschers [Thomas Johann] Seebeck, der als Professor an der Berliner Universität einen hervorragenden Platz einnahm, während sein geringerer Sohn **(11/2/112)** August, der sich ebenfalls den Naturwissenschaften gewidmet hatte, als Privatdozent schon an seiner Seite stand. Das Verhältnis zwischen Moritz und August Seebeck, die nur um ein Jahr im Alter verschieden waren, war nicht bloss ein brüderliches, sondern freundschaftlich ideales, wie denn überhaupt die ganze Familie Seebeck, in die ich bald durch Moritz eingeführt wurde, mir das schönste Bild einer geistig hochadeligen Gesellschaft darbot, in welche einzutreten der junge Mensch sich als höchste Ehre anrechnen durfte. Dass der Umgang mit Seebecks später auch für mich zur Folge hatte, in dem Hause des Generals Krauseneck, damals schon Chef des Generalstabes, freundliche Aufnahme zu finden, verschaffte mir das Glück, dort eben so edlen Menschen in kindlicher Unbefangenheit nähertreten zu dürfen, und je näher ich ihnen stand, desto schwerer wird es mir werden, ein objektives Bild von ihnen zu entwerfen. Denn je näher die Erscheinungen uns treten, desto mehr gewinnen sie an Grösse, und das Auge verliert nur allzu leicht das Mass für ihre äussern Konturen. Dennoch will ich wagen, das, was die Erinnerung mir bietet, in wenigen Zügen hier festzuhalten und beginne billig mit der Familie Seebeck. Den alten Herrn Professor bekam ich nur selten zu sehen, da er abends, in sein Studierzimmer verschlossen, nur selten das Wohngemach betrat, wenn nicht ausgezeichnete Gäste anwesend waren, unter die vor allem der alte General gehörte. Dann erschien der Herr des Hauses wohl auch beim Tee, und die Unterhaltung zwischen beiden wurde so intim geführt, dass der junge Joachimsthaler nur selten davon etwas zu hören bekam. Zugänglicher für ihn war die Mutter Seebeck, die in langsamer, mit wohlgewählten Ausdrücken untermischter Sprache leicht daran erinnerte, dass sie während ihres früheren Aufenthaltes in Jena wohl oft mit dem Schillerschen, Goetheschen und Herderschen Kreise verkehrt haben mochte, und es lag über ihrer ganzen Person der Schleier einer gewissen Heiligkeit und Unantastbarkeit ausgebreitet, wodurch ich, je älter sie wurde, oft unwillkürlich an das Bild erinnert wurde, welches Goethe in den "Wanderjahren" von der Makarie entwirft. An ihrer Seite stand ihre Tochter Adeline, eine mehr schweigsame und in sich zurückgezogene Natur, dem blühenden Alter schon entwachsen, welche der Mutter in allen häuslichen Verrichtungen an die Hand ging. Eine jüngere Tochter war an einen Pfarrer in Neustadt-Eberswalde verheiratet, wurde demselben aber nach kurzer Zeit durch den Tod entrissen, eine ältere, Sidonie, war die Frau des Professors [Karl Friedrich] Passow am Joachimsthaler Gymnasium, derer ich mich auch noch als stiller, sanfter Erscheinung erinnere. **(12/112)** Eine vierte Schwester lernte ich erst sehr viel später, und auch nur so flüchtig kennen, dass ich mich selbst ihres Namens nicht mehr erinnere. Sie hatte mehrere Jahre ausserhalb des elterlichen Hauses als Erzieherin oder Gesellschafterin einer Familie zugebracht und kehrte selber schwer erkrankt erst nach dem Tode des Vaters zu ihrer auch sehr alternden Mutter zurück, um bei und gar noch vor ihr zu sterben. Beide zu schwach, um den Gang zur Kirche zu wagen, luden einen damals in Berlin höhergestellten Geistlichen ein, ihnen in ihrer Wohnung das Abendmahl zu erteilen. Und als dieser zufällig dem Sohn August

begegnete und erstaunt die Mutter fragte, warum derselbe nicht auch der feierlichen Handlung beiwohne, wusste sie ihm in treffender Weise sogleich zu antworten: "Mein Sohn, Hochwürden, opfert auf dem Altar der Natur!" Und so vollzog sich der Akt ohne seine Gegenwart. Zur Vervollständigung ihres Bildes mag noch der Trauring ihres verstorbenen Mannes dienen, den Moritz mir später einmal in Meiningen vorwies, auf dessen innerer Seite die Worte eingegraben waren: "Gott liebe ich und Dich!" Von dieser letzterwähnten Schwester weiss ich nichts mitzuteilen, als dass ich mich ihrer als einer hohen, schlanken Gestalt erinnere, die, mit vielen Fähigkeiten begabt, ein reges Interesse an allem, was Kunst und Literatur betraf, verband, und dass Goethe durch sie das ihm verloren gegangene Manuskript seines Prometheus zugleich mit einer Kopie desselben wieder erhielt, die durch schöne Zeichnungen von ihrer Hand geschmückt war. Während Moritz Seebeck bei seiner lebhaften und mitteilbaren Natur, dabei aber stets eine gewisse aristokratische Zurückhaltung bewahrend, an jedem Gespräche gern und mit regem Interesse teilnahm, war August umso schweigsamer und liebte oberflächliche Unterhaltungen nicht, wiewohl es ihm nicht an Worten fehlte, mit denen er, sobald ein Gegenstand gründlich behandelt werden sollte, stets mit richtigem Urteil den Punkt traf, auf den es ankam.

Was Moritz als Lehrer und später als Organisator im Schulfach geleistet hat, ist von Professor Vischer in einem Lebensbilde von Seebeck so trefflich dargestellt, dass ich nichts hinzuzusetzen weiss, sondern - wie alle seine Schüler - meines einstigen Lehrers und Freundes nur in ehrender Erinnerung gedenken und dem Verfasser seines Lebensbildes für die liebevolle Zeichnung desselben nur danken kann. Nur mögen hier noch ein paar kleine Züge aus seinem Joachimsthaler Leben Platz finden, die auch andern seiner Fachgenossen vielleicht nicht ganz ohne Wert sein dürften.

**(13/112)** Vor Amtsantritt des Direktors Meineke war es auf dem Alumnat ziemlich frei und burschikos zugegangen. Die jungen Leute rauchten Tabak, und jeder durfte nach Zeit und Belieben sich selber seinen Kaffee kochen. Das Rauchen verbot sich des durchdringenden Geruchs halber leicht, aber auch das Kaffeekochen ward mit strengem Interdikt belegt, was zur Folge hatte, dass, was früher öffentlich geschah, nun im Geheimen ausgeführt wurde, und da Spiritusmaschinen leicht zu beschaffen waren, wurden diese brennend bei verschlossenen Türen der Schränke in die Fächer derselben gestellt, wo sonst Bücher, Papiere und Wäsche Platz zu finden hatten, ohne dass die jungen Herrn die daraus leicht entstehende Feuergefahr dabei berücksichtigten. Das veranlasste nun die Lehrer, von Zeit zu Zeit unvermutet gewaltsame Nachsuchungen anzustellen, und keine derselben verging, ohne eine reiche Ausbeute von konfiszierten Maschinen zu liefern, die - kaum weggenommen - von ihren trinklustigen Besitzern durch neue wieder ersetzt waren.

Schon lange und oft hatte Seebeck in den Lehrerversammlungen gegen dieses gewaltsame Verfahren seine Stimme erhoben und den Kollegen zu beweisen gesucht, dass damit nur Öl ins Feuer geschüttet würde, aber immer vergeblich, bis er endlich mit seinem Votum doch durchdrang, und - siehe da! Kaum war den Alumnen ihre alte Freiheit wiedergegeben, als bald darauf die verpönten Kaffeemaschinen ganz von selber eingingen, und nur einige ältere Alumnen noch an dem alten Gebrauch festhielten, der aber bald sich ganz und gar verlor.

Wie er sich bei dieser Gelegenheit als Gegner des unbedingten Widerspruchs und des apodiktischen Befehls von oben herab bei einmal eingerissenen Gewohnheiten erwiesen hatte, vermied er auch, wo es eben nur anging, die üblichen Strafen mit Nachbleiben in der Klasse oder Hausarrest zu geben oder gar körperliche Züchtigung anzuwenden, die in seinem Erziehungssystem kaum Platz fanden. Doch wusste er selbst hierfür als Regel eine passende Ausnahme zu finden, und ich erinnere mich noch mit Befriedigung einer Szene, die sich in der Tertia mit einem jungen Herrn von W. zutrug, die, wie mir, gewiss

allen Beiwohnenden einen rechtfertigenden Eindruck hinterlassen haben wird. In dieser Klasse, wo alle Schüler schon mit "Sie" angeredet wurden und eine körperliche Strafe als besonders ehrenrührig angesehen wurde und unter keinen Umständen zu dulden war, hatte Seebeck in Vertretung eines erkrankten Lehrers eine mathematische Stunde zu geben. In derselben machte sich jener von W. etwas unnützlich, und da die dadurch entstandene Störung durch Abmahnung nicht zu **(14/1/112)** erreichen war, liess Seebeck ihn auf einer Bank vor dem Katheder Platz nehmen, von der aus der Delinquent nicht den Lehrer, dieser aber auch ihn nicht sehen konnte. Als nun mehrere Schüler über das Gesichterschneiden und sonstige albernen Possen des jungen Menschen ein Lächeln nicht beherrschen konnten, merkte Seebeck, was hinter dem Katheder vorging, und ohne seinen Vortrag, ja selbst ohne seinen Satz zu unterbrechen, versetzte er, vom Katheder herab und wieder hinauf steigend, dem von W. eine schallende Ohrfeige, die, ohne die Klasse im geringsten zu beleidigen, von allen nur als wohlverdiente Strafe der Ungezogenheit eines albernen Jungen empfunden wurde.

*General Krauseneck und seine "sieben Mädchen ohne Uniform"*

Gehen wir aus dem Seebeck'schen Hause, das in der Dorotheenstrasse unweit der Universität gelegen war, in die Behrenstrasse, in der sich das Gebäude des Generalstabes befand, das zugleich die Wohnung seines Chefs enthielt, so begegnet uns ein nicht minder anziehendes Bild. Die beiden Schildwachen vor der Tür weisen gleich darauf hin, dass wir in eine durchaus andre Umgebung treten werden. Allein, ausser der majestätischen Figur des alten Generals begegnet uns kaum etwas Militärisches, und kaum dass er uns zur Begrüssung den Zeigefinger seiner rechten Hand entgegengestreckt hat, ist er auch wieder in seinem Arbeitskabinett verschwunden, und es ist fast unerhört, dass er bei einem Besuch, der seiner Familie und nicht ihm persönlich gilt, sich sehen lässt. Statt seiner begrüsst uns, umgeben von ihren sieben Töchtern, die Generalin, eine schlanke freundliche Dame, die fast mehr den Eindruck einer Schwester jener sieben als den ihrer Mutter macht. Eine geborene von Heijden, hat Krauseneck sie in Ostpreussen auf dem Gute ihrer Eltern kennen gelernt und sich das damals noch blutjunge Mädchen als Gattin verbunden. Sie brachte ihm jene Schar lieblicher Mädchen, die man in Berlin ihrer stolzen militärischen Haltung wegen scherzweise "die sieben Mädchen ohne Uniform" nannte, zur Welt. Nur zu Amalie, der ältesten derselben, die, mir um einige Jahre im Alter voraus, mit einer schönen, wohlgeschulnten Stimme begabt war, trat ich bei meiner ausgesprochenen Neigung zur Musik in ein näheres, Zeit unseres Lebens ungetrübtes Verhältnis. Dass mir dabei ihre jüngeren Schwestern Ida (welche bald die glückliche Gattin des Professors Moritz Seebeck wurde) und Thekla (durch ihre ausgesprochene Neigung und Anlage zur Landschaftsmalerei **(14/2/112)** und durch das Interesse, das sie allem Literarischen widmete) ebenfalls lieb und wert wurden, ist begreiflich, während ich für die noch jüngeren Mathilde, Adelheid, Wilhelmine und Emma eine Art väterliches Gefühl bewahrte, das mir auch bis in späte Zeit geblieben ist, falls sie sich nicht – was auch nur selten geschah – als Ripienostimmen an unseren musikalischen Übungen beteiligten.

In dem Krauseneck'schen Hause fehlte es nicht an geselliger Bewegung. Offiziere höheren und niedern Ranges, Geheimräte, Präsidenten und Minister besuchten oft die Abendzirkel, in denen - neben der gebotenen Rücksicht - immer ein freier und zwangloser Ton herrschte, so dass wir es sogar wagen durften, uns auch mit selbst vorbereiteten Aufführungen grösserer Musikwerke hören zu lassen, und nur an den weniger besuchten Abenden folgte ich nicht ungerne der Einladung, die Gesellschaft durch freie Phantasie auf dem Flügel zu unterhalten. Wohl weiss ich, dass das nicht immer zu meiner eignen Befriedigung ausfiel, und wenn man den jungen Klavierspieler auch oft mit Komplimenten überhäufte, wusste dieser doch selber am besten zu unterscheiden, wann es ihm gelungen war, sein Publikum zu interessieren, oder wann dieses, statt ihm zuzuhören, lieber dem eignen Geplauder nachhing. Dann machte es

ihm jeweils besonderes Vergnügen, das Gespräch der Gesellschaft mit dem mehr oder weniger harten Anschlag seiner Finger vom leisen Geflüster bis weit hinauf in das Forte eines lauten Gesprächs zu lenken. Doch bot sich hierzu die Gelegenheit ebenso selten, als ich sie suchte, da unsere Vormittagsstunden an jedem Freitag schon viel des musikalischen Genusses bereiteten, in denen Mozarts Opern, Beethovens Fidelio und die Gesangswerke von Haydn emsig durchgenommen und alle bedeutenden öffentlichen Konzerte und Theatererscheinungen (meistens in anerkennender Weise) besprochen, ja selbst von uns reproduziert wurden, so weit Amaliens Gesang und meine Finger dazu hinreichten. Da auch Fräulein Thekla sich uns öfter anschloss und, wenn es galt, selbst die jüngeren Schwestern daran teilnahmen, erhoben sich unsere Sitzungen fast zu einer Art musikalischer Akademie, die ohne weiteres Publikum uns selber zu eigener mehr oder weniger selbständiger Bildung verhalf, die nicht ohne bestimmenden Einfluss auf unser späteres Leben blieb.

**(15/112)** Wenn ich mich im Seebeck- und Krauseneckschen Hause von einer gewissen geistig aristokratischen Luft gehoben fühlte, hatte das Schicksal durch die Bekanntschaft mit einem meiner Klassenkameraden, an den ich bald mit inniger Freundschaft mich anschloss, zur Folge, dass auch der ländliche märkische Gutsadel mich seinen Einfluss fühlen liess, und es war die Familie Wilhelm Kuhlwein, der ich zuerst - bei einem Ferienbesuch dazu eingeladen - auch geist- und gemütvoll näher trat. Das Familiengut Biberteich bei Drossen, unweit der Oder gelegen, war von Wilhelms verstorbenem Vater in einen edlen - fast möchte ich sagen: in einen Feensitz verwandelt worden. Die behäbige Lage des Herrenhauses in einem reizenden Garten, an den sich ein geschmackvoll angelegter Park schloss, machte es für die Bewohner zu einem lieblichen Aufenthalt, zu dem fast immer auch Besuche einer ausgebreiteten Verwandtschaft gehörten, so dass es in dem Ort an Leben selten fehlte. Während der Garten ein schönes Treibhaus mit exotischen Gewächsen umschloss und durch und um den Park eine Reihe von sieben Teichen sich hinzog, barg das geräumige Haus in bequemen Zimmern neben einer vom verstorbenen Vater wohl gepflegten Schmetterlingssammlung und einer hübschen Bibliothek auch noch einen Billardsaal und sonst Räumlichkeiten genug, in denen die junge Welt sich herumtummeln konnte. Wenn auch die dortige Häuslichkeit mich sehr an meine eigene Heimat erinnerte und meine leicht sich anschliessende Natur sich auch sehr bald an einen etwas gemesseneren Ton des Umgangs gewöhnte, so fehlte es jenen Zirkeln doch nicht an Natürlichkeit und Freiheit in der Begegnung mit Anderen, und ich befand mich sehr bald in ihrem Kreise, der überdies mit vielen andern benachbarten Familien verbunden und verschwägert war, so heimisch, als wäre ich dort geboren.

Mein Freund Wilhelm, den seine ausgesprochene Neigung zur Malerei hinzog wie mich die meinige zur Musik, war lange Zeit mein Genosse in derselben Schulklasse, und da wir im Alumnat zwar nur benachbarte Arbeitszimmer hatten, dafür aber denselben Schlafsaal teilten, so stand auch dort unserer engeren Verbindung nichts im Wege, und wir konnten Schul- und Freistunden ungehindert miteinander teilen. Da seine Neigung ihn oft in die Kunst- und Gemäldesammlungen zog, wobei ich ihn gern begleitete, gab dies oft Gelegenheit zu gegenseitiger Mitteilung, ja für mich sogar Belehrung, und wo ich konnte, zog ich ihn auch in meinen Bereich, **(16/112)** und es kümmerte uns beide leider nur zu wenig, wenn unsere Zeugnisse, wenig günstig lauteten, was die wissenschaftlichen Fortschritte anbetraf, während wir in Gesinnung und Führung immer allen Anderen voran standen. So lebte sich's mit ihm auch auf dem Gymnasium (und selbst als wir dasselbe verlassen hatten) leicht und gut, und die Erinnerung an ihn wie an sein mütterliches Haus gehört dauernd mit zu den schönsten meiner Jugendjahre.

*Selbst ist der Mann: Die erstaunliche Laufbahn des Organisten Ferdinand Vogel*

Dabei will ich aber die Begegnung mit einem merkwürdigen Manne, die noch in die

erste Zeit meines Joachimsthaler Aufenthaltes fällt, nicht vergessen. – Ein früherer Zögling des Joachimsthal, Ferdinand Vogel [1807-1892], kam von Zeit zu Zeit, um noch diesen oder jenen alten Kameraden zu besuchen. Obwohl er das Abiturientenexamen zum Eintritt in die Universität als Theologe bestanden hatte, zog seine Neigung ihn doch nach anderer Seite hin, und er warf sich mit Eifer und Ernst auf das Orgelspiel. Da das Instrument nicht nur die Hände, sondern auch die Füße in Anspruch nimmt und von beiden gleiche Geschicklichkeit fordert, liess er unter seinen Flügel ein klingendes Pedal bauen und brachte es durch Übung bald so weit, dass er an Konzertreisen denken konnte. Diesen aber standen für einen unbemittelten und unbekanntem Virtuosen in damaliger Zeit noch mehr Schwierigkeiten im Wege als heutzutage. Vogel nahm sich vor, diese nichtsdestoweniger zu überwinden. In Berlin lebte zu jener Zeit weder ein bedeutender Organist, noch gab es ausser in der Garnisonskirche dort eine vorzügliche Orgel, und es zog Vogel mächtig in die Ferne, von woher ihm die Silbermannschen Meisterwerke entgegen winkten. Nun handelte es sich nun um die erste Reise. Aber wie dieselbe ohne Geld antreten? Sein Plan war bald gemacht und in dem Worte "erwerben" ausgesprochen. Er schafft sich zunächst für seinen Pedalflügel einen verdeckten Möbelwagen an, spannt ein Pferd davor und setzt sich als Kutscher und eigener Diener auf das improvisierte Fuhrwerk, mit dem er zum Halleschen Tor hinaus auf das benachbarte Bauerndorf Schöneberg zufährt. Hier kündigt er auf handgeschriebenen Zetteln ein "Orgelconcert" an, lässt sein Instrument in einen möglichst grossen Raum - vielleicht eine Scheune - bringen, den er selbst mit Talglichtern erleuchtet, und macht seine Künste mit Händen und Füßen den neugierig versammelten Landleuten vor, die, da sie Ähnliches nicht gesehen noch gehört haben, es an Beifall nicht fehlen lassen. Selbstverständlich hat er auch seinen eigenen Kassierer gemacht, und das erste Konzert verlief nicht ohne erspriessliche Einnahme. **(17/1/112)** Von Schöneberg zog er, immer die Richtung nach Wittenberg einhaltend, in ein anderes Dorf, immer dieselbe Manipulation wie auf der ersten Station beibehaltend, und kam so, kleinere wie grössere Ortschaften berührend, endlich in Wittenberg an, wo es ihm gelang, sich in der dortigen Hauptkirche auf einer wirklichen Orgel hören zu lassen. Bei seiner Rückkehr nach Berlin stattete er uns genauen Bericht über seinen ersten Ausflug ab, der uns wie oft ein Lächeln, aber auch die höchste Achtung vor seinem Unternehmen abzwang. In ähnlicher Weise wiederholte und setzte er seine Konzertreisen fort und gelangte auf der nächsten bis Halle und Dresden, wo die Silbermannschen Orgeln noch in unberührtem Zustande zu finden waren. Und so, den ganzen Norden von Deutschland durchziehend, gelangte er über Köln und Aachen nach Haarlem, wo er zum ersten Male eine Orgel mit vier Manualen fand und über den Reichtum erstaunt war, den das Instrument dem Spieler bot. Ja, den Rhein hinauf bis nach Basel und von da bis Bern erstreckten sich seine Wanderungen, und erst später liess er sich über das Meer nach Norwegen locken, wo er sich in Bergen als Organist niederliess und dort noch vor einigen Jahren spielend und komponierend lebte, wovon ein Brief, an mich nach Bern gerichtet, noch Zeugnis gibt. Nicht nur die Art, wie er sich zum Herrn seiner Lage zu machen wusste, sondern auch sein eben so grosses Geschick, sich in den Irrgängen der musikalischen Komposition zurechtzufinden und damit anderen den rechten Weg zu zeigen, sind mir lehrreiches Vorbild geblieben, und seinen kurzen wie klaren Auseinandersetzungen bezüglich der musikalischen Formen verdanke ich die ersten Fingerzeige auf diesem Gebiet, die mir auch bei meinen späteren Studien nicht ohne Nutzen gewesen sind und - fast ohne dass ich selber es merkte - häufig Führer und Mahner geworden sind, auf dem Wege des Schönen zu bleiben.

*Die geniale Denkweise des Moritz Seebeck*

Gern möchte ich, wie soeben, zu näherer Beleuchtung oben schon aufgetretener Persönlichkeiten dieselben durch die Schlaglichter einzelner Bemerkungen noch mehr hervorheben und unter anderem Moritz Seebecks Umgang mit seinem Vater mehr hervortreten lassen, wie auch dessen Einfluss auf die lebhaftige Natur des Sohnes. Und der Furcht zum Trotz, im Bisherigen schon zu lange geworden zu sein, fühle ich doch

das Bedürfnis, das Erlebte so treu als möglich **(17/2/112)** wiederzugeben. Und darum ohne Bedenken vorwärts! – – Wie bei allen lebhaft empfindenden Jünglingen kam auch für Moritz die Zeit, in welcher ihm vorstehende Behörden, wenn er es mit ihnen zu tun bekam, als ungerechter Widerstand bei den billigsten Begehren und - bei offenbarem Mangel an Einsicht - als klare Widersacher erschienen, so dass bei ihm, wie bei vielen seiner Zeitgenossen, im Bewusstsein der eigenen besseren Einsicht auch leicht die Neigung zur Auflehnung hätte Raum gewinnen können, wenn die sänftigende Einsicht des Vaters nicht im Stande gewesen wäre, ihn den Gang der Dinge und vor allem ihre geschäftliche Behandlung in einem helleren Lichte sehen zu lassen, in dem das Verständnis des Einzelnen sich derartigen Hindernissen immer nur mit Bescheidenheit und Ruhe gegenüberzustellen habe. Dieser verständige Rat führte denn das lebendig schlagende Herz des Sohnes zu jener wenn auch etwas aristokratischen so doch gemessenen Haltung, die ihn - ohne seine Tatkraft zu lähmen - lehrte, dass durch liebevolles Ausharren und entsprechendes Eingehen auf die Interessen Anderer häufig mehr erreicht wird als durch mehr oder minder unwilliges Fordern und Befehlen. Und da hierzu vor allem Einsicht verlangt wird, und zwar Einsicht von ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus, so konnte es geschehen, dass der junge Seebeck, als er einst als Hilfsarbeiter im Ministerium der geistlichen und Schulangelegenheiten dem Geheimrat Schulze beigeordnet war, eine Eingabe der Lehrer, die in deren Auftrag von seiner eigenen Hand geschrieben bei dem betreffenden Kollegium eingereicht worden war, von ihm selber abschlägig und wohlmotiviert beantwortet werden musste, so dass sich in den Repositorien des Ministeriums wohl heute noch sowohl das Gesuch wie der abschlägige Bescheid von derselben Hand geschrieben finden dürften. Dieses Vermögen, seine eigenen Ansichten und Meinungen nicht immer auf den ersten Platz zu stellen, verschaffte Seebeck jene Ruhe in der Betrachtung von Menschen und Dingen, die sein Urteil so klärten, dass es ihm in den unruhigen Zeiten nach der 1848er Revolution leicht wurde, den Antrag abzulehnen, der ihn an die Spitze des Reichsministeriums rufen wollte, und er in die Worte ausbrechen konnte: "Armes Deutschland! Bis auf einen armen Schulmeister bist du herabgekommen, um in ihm die Spitze deiner Regierung zu suchen!"

*General Krauseneck in Anekdoten*

Wie über Moritz möchte ich auch noch Einiges über seinen Schwiegervater Krauseneck beifügen, **(18/112)** der immer und überall, gleichviel ob im Hause oder auf der Parade bei Galavorstellungen, mit geradem Rücken dastehend fast das Ansehen gewann, als gruppieren sich die Prinzen und Offiziere wie Kinder um einen älteren Mann. Erheiternd waren oft die Äusserungen, die er wohl im engen Kreise der Familie fallen liess, wie er einmal bei Tische während des Herumreichens der Suppe erzählte, wie er beim Ordensfeste, als ihn bei der Tafel das Los des Vorlegers getroffen hatte, seinen Lieblingen auch die meisten Klösschen auf den Teller geschöpft habe! So sehr er Soldat war und das wahrhaft ritterliche und geistig hochadelige Wesen tief in seiner Natur lag, so dass er einst, als jemand einer seiner Töchter auf der Strasse unehrerbietig begegnet war, nur mit Mühe davon abgehalten werden konnte, den Unverschämten vor die Klinge zu fordern, hatten die äusseren Abzeichen des Adels doch so wenig Wert in seinen Augen, dass - obwohl sein Name in der Regiments-Quartierliste schon längst mit dem üblichen "von" figurierte - der nachfolgende König Friedrich Wilhelm IV ihn doch nicht bewegen konnte, das Adelsdiplom anzunehmen, so dass er erst durch Verleihung des Schwarzen Adler-Ordens zum Stammvater eines neuen Adelsgeschlechts erhoben wurde. Leider hatte das Schicksal ihm aber Knaben versagt, die den Adel weiter hätten führen können. Im Frieden wie im Kriege Soldat mit Leib und Seele, selbst ohne Tabak und Wein, deren Ersterem er ganz besonders abhold war, stand ihm die Kriegsgöttin doch immer schützend zur Seite, und obwohl in vielen Gefechten persönlich tätig, ist er aus allen Kämpfen doch unverwundet hervorgegangen. Und obwohl Feind jeder soldatischen Übertretung, wie sie bei Belagerung und Plünderung kaum so gänzlich vermieden werden kann, erinnerte er sich doch mit Vergnügen an die Verfolgung Napoleons nach

der Schlacht bei Waterloo, wo nach der Durchsuchung des Wagens, während der Flüchtling sich schon auf dem englischen Schiffe befand, dessen silberner Mundbecher ihm als Beute zufiel, der ihm bis an sein Lebensende als Gefäss beim Reinigen des Mundes diente.

Auch in den Knabenjahren schon – wenn ich nicht irre, war es in Bayreuth – trat die Lust an spitzbübischen Einfällen oder mutigen Unternehmungen schon lebhaft hervor. Während seine Mutter mit seinem älteren Bruder dort den ersten Stock eines Hauses inne hatten, dessen Parterre von einer jüdischen, streng orthodoxen Familie bewohnt war, konnte der **(19/112)** Knabe der Lust nicht widerstehen, seinem Neckteufel den Zügel schiessen zu lassen. Als die unten wohnenden Juden bei einem ihrer hohen Feste in der nach oben offenen Laube einst um die Suppenterrine versammelt sitzen und es oben grade Bratwürstchen gibt, schleicht er sich mit einem solchen leise ans Fenster und lässt es unvermerkt in die offene Terrine hinabfallen, so dass die Suppe dadurch entkoschert und für die versammelten Juden ungeniessbar wurde. Wie weit das Vergehen von der Mutter geahndet wurde, ward nicht erzählt, denn auch sonst gab ihr der sich schon früh zur Selbständigkeit entwickelnde Knabe wohl genug zu schaffen. So konnte er, um sich abzuhärten, sein Lager nicht hart genug haben, und die Mutter konnte ihn nicht bewegen, sich der weichen Kissen und Matratzen zu bedienen, die sie alle Morgen neben seiner Bettstelle übereinander getürmt fand. Weder Milde noch Strenge halfen, denn er drohte, sie lieber gar aus dem Fenster in den Hof werfen zu wollen, ehe man ihn zwänge, sich zu verweichlichen. Bei alledem war er auf dem Gymnasium einer der fleissigsten Schüler und in der Mathematik wie in den älteren Sprachen und ganz besonders im Lateinischen so bewandert, dass ihm später als General bei seinen Inspektionsreisen Caesar, Sallust, Tacitus und Livius immer die liebsten Begleiter blieben. Als er sich noch in jugendlichem Alter ganz dem Soldatenstande gewidmet hatte und als Fähnrich – ich glaube es war in Torgau – seine erste Wache halten sollte, unterhielten sich Unteroffiziere und Soldaten mit Erzählungen von Schauer- und Gespenstergeschichten, und da der junge Mann diesen keinen Glauben schenken und dem Gefühl der Furcht in der Seele eines Soldaten auch keine Erlaubnis gestatten wollte, fragte man ihn, ob er sich jetzt zu mitternächtlicher Stunde getraue, aus der Festungskirche den über dem Grabe eines kürzlich verstorbenen Offiziers hängenden Säbel zu holen? "Warum nicht?" erwidert er, und ohn' Verweilen macht er sich auf den Weg dahin, und nachdem er zu aller Erstaunen die verlangte Waffe vor ihnen niedergelegt hat, trägt er dieselbe auch wieder an ihren gehörigen Ort zurück.

*Religionsunterricht bei Friedrich Schleiermacher*

Mit Wilhelm Kuhlwein und einigen andern Alumnen wandten wir uns im zweiten Jahre meines Aufenthaltes auf der Anstalt an Friedrich Schleiermacher mit der Bitte, uns zur kirchlichen Vorbereitung für unsere Einsegnung unter seine Schüler aufzunehmen. Nicht nur das Äussere seiner Erscheinung, die sich durch einen wunderbar schönen Kopf auszeichnete, der auf einem durch eine starke Verkrümmung schwächlichen Körper ruhte, auch durch ein seltsames Ereignis, das sich bei unserer ersten Vorstellung zutrug, ist mir der erste Eindruck seiner Persönlichkeit **(20/1/112)** unvergesslich geblieben, und ihrer wie auch der Einleitung zu unserer ersten Religionsstunde gedenke ich heute noch mit unverlöschtem Interesse. Wir Joachimsthaler zogen in einer nicht unbeträchtlichen Anzahl zu unserer Anmeldung bei ihm auf, und nachdem jeder von uns an seinen Schreibtisch getreten war, um ihm Alter, Namen und Herkunft zu geben, kam die Reihe auch an den letzten, der sich auch in der Anstalt selber den Ruf eines ziemlich rüden Burschen unter seinen Kameraden erworben hatte und darum auch wenig beliebt war. Schleiermacher, der ihn ebensowenig kannte als uns Andere, legte die Feder plötzlich nieder, und ihm einige Augenblicke ins Gesicht sehend sagte er: "Suchen Sie sich einen andern Prediger, ich kann Sie nicht aufnehmen!" – Ich fühlte diese unmotivierete Zurückweisung als eine so tiefe Verletzung unser aller,

dass es langer Zeit bedurfte, ehe ich sie dem alten Herrn vergeben hatte, und erst später nahm ich an dem Unterricht denjenigen Anteil, den die Art und Weise, wie er von ihm geleitet wurde, und die Sache selber es verdienten.

Auch seiner Ansprache an uns in der ersten Unterrichtsstunde erinnere ich mich noch, die im Wesentlichen so lautete: "Ihr kommt zu mir, um nach empfangenem Unterricht eingeseget zu werden. Das ist es, was die bürgerliche Ordnung von uns verlangt, und dieser Forderung werden wir nachkommen. Ich werde euch nicht durch Auswendiglernen von Bibelsprüchen und Gesangbuchliedern belästigen, nicht einmal ein vorausgehendes Examen mit euch anstellen. Alles, was ich von einem jeden erwarte, ist eine Antwort auf eine ihm vorgelegte Frage. Wer mir dreimal hintereinander keine Antwort gibt, den frage ich lange Zeit nicht wieder, denn sein Schweigen beweist mir, dass er für die Sache, die uns hier beschäftigt, noch nicht die nötige Teilnahme hat. Wem aber daran gelegen ist, sich mit den jedem Menschen notwendigen Pflichten und Rechten bekannt zu machen, wird sich auch gern an unsern Untersuchungen beteiligen. Und nun", fuhr er fort, "kennt jemand von Euch den ersten Glaubensartikel, wie er im Lutherischen Katechismus steht?" Es fehlte nicht an der Antwort: "Ich glaube an Gott, den Vater, allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde." – "So lasst und sehen", meinte er, "was wir damit sagen, wenn es heisst: Ich glaube. Was denken Sie sich dabei, wenn Sie sagen: ich glaube?" redete er den ersten Schüler an, und als dieser vielleicht die Versicherung einer persönlichen Meinung darin ausgesprochen finden mochte, wandte Schleiermacher sich an den Folgenden mit der Frage: "Was meinen Sie dazu?" Und nachdem dieser und ein **(20/2/112)** Dritter und Vierter ihre Ansichten ausgesprochen hatten, ohne dass die Frage genügend gelöst schien, hiess er uns das 11. Kapitel des Briefes an die Hebräer aufschlagen, um zu sehen, wie die Bibel den Glauben auffasse, woran sich wieder neue Fragen und Antworten knüpften. Und nachdem gegen Ende der Stunde alles, was in deren Verlauf - meist von den Schülern selber - aufgefunden wurde, von ihm in kurzen Worten zusammengefasst worden war, entliess er die junge Schar sehr befriedigt von ihren eigenen Erwägungen. Auch durften wir seinen Frühpredigten beiwohnen, die in vierzehntägigen Zwischenräumen Sonntag morgens um 7 Uhr stattfanden und die trotz der frühen Morgenstunde nicht nur von seinen zahlreichen Verehrern, sondern sonst auch von Leuten jeden Standes so besucht waren, dass in der überfüllten Kirche kaum noch ein Plätzchen zu finden war. Hier pflegte Schleiermacher eines der Evangelien oder irgend einen der Paulinischen Briefe cursorisch durchzunehmen und den vorgehenden Text in seiner Predigt zu erläutern. Erst später mischten Wilhelm und ich uns auch in dieses Auditorium der "Gebildeten", wie es spottweise von den Berlinern genannt wurde. Leider hatten seine Schüler nur zu bald den Verlust des verehrten Lehrers und Berlin den Hinschied eines seiner ausgezeichneten Gelehrten zu beklagen, denn schon im Februar 1834 starb Schleiermacher, und ein Leichenzug begleitete ihn, wie er in Berlin noch keinem Manne seines Standes und Charakters zuteil geworden war, und selbst der Hof Friedrich Wilhelms III., bei dem er seiner freien Richtung halber doch keineswegs in einer grossen Gunst gestanden hatte, mochte sich demselben nicht entziehen. Auf dem Weg zum Trauerhause, das sich in der Wilhelmstrasse im sogenannten Radziwillschen Palais befand, bemerkte ich unter den Linden eine ärmlich gekleidete Frau mit einem Kind auf dem Arm, ein anderes an der Hand führend, in hellen Tränen, und auf meine Frage, warum sie weine, erwiderte sie schluchzend mit der Hand auf die Wilhelmstrasse deutend: "Ach lieber Herr, - da begraben sie ja eben unseren liebsten Freund und Tröster!" Das war mir die beste Kritik über das allgemeine Urteil, welches in dem Verstorbenen nur den Prediger für die sogenannt gebildete Welt zu sehen beliebte.

*Musikstudien in Berlin: Ludwig Berger, Siegfried Dehn*

Als ich im Herbst der Jahres 1835 mit meines Vaters Einwilligung die Schule und das Joachimsthal verliess, um mich ganz dem Studium der Musik zuzuwenden, hatte ich

selber von der Schwere der Verantwortung, die ich damit übernahm, noch keine klare Vorstellung. Denn wie allen jungen **(21/112)** Menschen bei derartigen Wendepunkten die Hoffnung auch zur Seite steht, waren doch mein Verstand und meine Selbsterkenntnis hell genug, um zu begreifen, dass ohne rechte Lehrer und Führung ich allein vergebens den Weg zu einem erwünschten Ziele suchen würde. Damals gab es keine musikalischen Lehranstalten wie heute, und jeder musste auf eigene Gefahr hin sich einen geeigneten Lehrer aus der Menge der privatisierenden herausuchen. Das war die erste schwere Aufgabe auf der neuen Bahn, und wenn sie auch für die Fortbildung des Klavierspiels leicht gelöst ward, da Ludwig Berger, der Lehrer [Felix] Mendelssohns und [Wilhelm] Tauberts, mich bereitwillig unter seine Schüler aufnahm, blieb doch der wesentlichere Teil meiner musikalischen Bildung, den ich in einem gründlichen Unterricht der theoretischen Wissenschaften zu finden hoffte, immer noch unerfüllt. Nachdem ich von einem halb erblindeten, aber mit einem umso feineren Gehör begabten älteren Musiker, dem Musikdirektor [Heinrich August] Birnbach, durch sein eignes System des Generalbasses (womit damals noch die Lehre von der Harmonie bezeichnet wurde) geführt worden war, musste ich leider gleich in den ersten Stunden, in denen es sich um den Kontrapunkt, d.h. um die Lehre von den Melodien und ihren möglichen Verschlingungen handeln sollte, nur zu bald bemerken, dass ihm selber darin Wissen und eigene Orientierung völlig fehlten, und wie bisher darin auf mich selbst verwiesen, suchte ich die Lücke durch nachgeschriebene Hefte von Schülern Bernhard Kleins bestmöglich auszufüllen. Allein, auch das erfüllte den gehofften Zweck nicht, bis ich durch den Musikdirektor Theodor Hahn, einen geistvollen Musiker, mit dem ich schon längst befreundet war, auf einen musikalischen Privatgelehrten aufmerksam gemacht wurde, einen Lieblingsschüler des verstorbenen Bernhard Klein, den ich mit der Bitte um Privatunterricht anging. Er war gerade in einem Merckschen Sinfoniekonzert, als ich ihm dieselbe aussprach. Die Antwort war: "Kommen Sie morgen früh um 6 Uhr zu mir und bringen etwas von ihren Arbeiten mit, da wollen wir es besprechen." Zur bestimmten Zeit fand ich mich in seiner Wohnung ein, und ihn selbst schon bei der Morgentoilette mit Rasieren vor dem Spiegel beschäftigt. "Guten Morgen, haben Sie etwas mitgebracht?" - "Jawohl, wie Sie verlangten, Herr Dehn!" antwortete ich, ihm drei Sätze einer Symphonie zuschiebend, die ich mit noch einigen andern Kompositionsversuchen auf einen Stuhlrand **(22/112)** gelegt hatte. Sie durchblätternnd, fragte er: "Aber wo ist denn da Arbeit?" Ich schob ihm ein Streichquartett zu, was mich Mühe genug gekostet hatte. Als aber nach Beendigung der rechten Bartseite auch dieses seinen Ansprüchen nicht genügte, ging er schweigend an sein Schreibpult und schrieb auf einen Fetzen Notenpapier den Generalbass für ein harmonisches Beispiel, das ich vierstimmig lösen sollte. Bald hatte ich die Aufgabe erfüllt, so gut es in der Eile ging, und nachdem er sie durchgesehen und mich über mein bisheriges Bemühen befragt hatte, ward ich angenommen und dabei vereinbart, dass ich zweimal wöchentlich morgens 6 Uhr zu ihm kommen und von ihm Unterricht empfangen sollte. Obwohl mein ganzes Verlangen nun schon auf den Kontrapunkt gerichtet war, fand Dehn es doch besser, auch die Harmonielehre noch einmal mit mir durchzugehen, und zwar nach der Kleinschen Methode. Obwohl mir dieselbe nicht mehr unbekannt war, nahm ich das Angebot gerne an, da ich hoffen durfte, mich an der Hand des Lehrers in ihr um so mehr zu befestigen. Da er selber an unseren Stunden Vergnügen zu finden und ihm daran zu liegen schien, mich möglichst schnell vorwärts zu bringen, so verdoppelten sich unsere Stunden nicht nur der Zeit nach, sondern vervielfältigten sich auch, so dass ich nicht nur zweimal in der Woche, sondern bald täglich um 6 Uhr früh sein aufmerksamer Zuhörer und Nachschreiber wurde. Nicht genug kann ich dabei Dehns eigenen Eifer und ebenso die Uneigennützigkeit, die er mir gegenüber bewies, auch heute noch dankbar anerkennen, während er gegen andere leicht auch manchmal etwas raue Seiten seines Charakters hervorkehrte.

Als Sohn eines wohlbegüterten Kaufmannes von Altona war Dehn bei seinem schon früh entwickelten scharfen Verstande vom Vater für die diplomatische Laufbahn

bestimmt gewesen. Nach dem Verlust eines bedeutenden Vermögens aber sah Dehn sich mitten in seinen Studien plötzlich auf sich selber angewiesen. Glücklicherweise standen ihm seine Neigung für die Musik und eine nicht geringe Fertigkeit in der Behandlung des Violoncellos zur Seite, die ihn bei seiner Kenntnis der alten Sprachen, wie auch des Französischen und Italienischen, bald zum Lieblingsschüler von Bernhard Klein machten, so dass er mit vollem Rechte dessen geistige Erbschaft antreten und als Musikgelehrter in Berlin und andern Zentren der musikalischen Wissenschaften sich Namen und Rang erwerben konnte. Dass ihm dabei alles Halbe und ein mehr oder minder auf **(23/1/112)** äusseren Schein hinausgehendes Wissen gründlich verhasst werden mussten, ist höchst begreiflich, wenn diese Abneigung ihn auch manchmal die Grenzen des Erlaubten vielleicht überschreiten lassen mochte. So konnte er es Mendelssohns Vater nie vergeben, dass er seinen Felix, statt ihn den Händen Cherubinis anzuvertrauen, dem alten Zelter in Berlin zur musikalischen Bildung übergeben hatte. "Was hätte aus dem Jungen werden können" – pflegte er zu sagen – "wenn er dort eine rechte Schule des Kontrapunkts hätte durchmachen müssen, während Zelter ihn die Kunst der Stimmenführung nur mühsam selber aus den Bachschen und Händelschen Partituren heraussuchen lassen konnte!" Und Dehn konnte oder wollte niemals gestehen, dass Mendelssohns spätere Leistungen mit zum Vorzüglichsten gehörten, was unser Jahrhundert in der Musik hervorgebracht hat, selbst wenn aus ihm nicht all das geworden sein sollte, was Dehn dem Jungen zugetraut hätte, hätte er besseren Unterricht genossen. – So konnte Dehn auch Spohr und Spontini nur sehr bedingt seine Achtung schenken, und Männer wie Hummel und Schubert standen ihm näher, trotz der virtuosen Ader, die in ihnen floss, aber der eine war im Kontrapunkt bewanderter und der andere an Melodienerfindung unerreichbar.

Nachdem Dehn unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. zum Professor und Kustos der königlichen Bibliothek erhoben worden war, verschwanden auch zwei mysteriöse Bartzöpfe, die mich bei meinem ersten Besuch gewaltig intrigiert hatten und die er – wenn auch der Sitte halber unter dem Halstuch versteckt – in Folge einer sich selber gegebenen Versprechung so lange zu tragen gelobt hatte, bis er eine Anstellung als königlicher Beamter finden würde. Seine Unbilligkeit gegen Mendelssohn erstreckte sich auch leicht auf alles, was der sogenannten neueren Richtung angehörte, in der man oft die ungeschulten Jüngeren antreffe, denen es eben an einer richtigen Leitung gefehlt habe, und nicht nur jüngere, auch ältere Meister wie [Louis] Spohr und [Sigismund von] Neukomm entgingen selten seinem Spott. Dagegen hielt er die Klassiker Haydn, Mozart und Beethoven hoch in Ehren, gar nicht der Hochachtung zu gedenken, welche ihm die noch Älteren wie Palestrina und Orlando di Lasso einflössten, die ihm als die grössten Meister des Kontrapunkts, wie auch die geschicktesten in der Behandlung der menschlichen Stimme erschienen. Sein Ruf als Gelehrter wie als Lehrer der Musik verbreitete sich so schnell und weit, dass namhafte Komponisten wie Rubinstein und Glinka es auch später noch nicht verschmähten, sich **(23/2/112)** seine Schüler zu nennen. Im Forschen nach musikalischen Schätzen, so sie historischen Wert beanspruchen konnten, war Dehn unermüdlich, und die Berliner Bibliothek weiss in ihrem Reichtum und der in der musikalischen Sektion herrschenden Ordnung noch heute davon Zeugnis zu geben, doch wartet sein Name noch immer der öffentlichen Anerkennung seines Wirkens. – Was ich persönlich ihm unverwandt und treu auch heute noch zu danken habe, ist nicht nur die Lehre und Kenntnis des Kontrapunkts, sondern mehr noch die unbedingte Hochschätzung des in der Musik – wie in allen Künsten – herrschenden Gesetzmässigen, auf welchem alles Massvolle und Angemessene beruht und in welchem das Schöne als einzig Naturgemässes sich zu entwickeln im Stande ist. Bei Dehns konservativer Natur begriff er nicht – und konnte auch nicht begreifen –, dass über unserem Denk- und Schaffensvermögen immer noch eine höhere Macht stehe, welche unter Umständen sich selbst gegen das zeitlich Gebotene in revolutionärem Gefühle auflehne, und zu geeigneten, ja manchmal vielleicht selbst zu ungeeigneten Mitteln greifen kann, um sich der dann unbequemen Herrschaft des

Gesetzes zu entziehen, wobei es dann freilich der Geschichte anheimfällt, die bösen Buben durch neu angelegtes Gebiss zu zügeln und wieder in die rechte Bahn zu leiten, d.h. in die des einzig Schönen und Massvollen. Leben wir doch heute, anno 1892, mitten in einer solchen revolutionären Zeit und erwarten - gläubig oder ungläubig - ihre Ab- und weniger kühn noch ihre Aufklärung, sind aber versichert, dass eine solche nicht ausbleiben könne, wenn ein vielleicht noch höheres Gesetz der Musik nicht am Ende gar ein gänzlich Verstummen auferlegen sollte. Dehns scharfem, durchdringendem Verstande stand ein starker, unbeugsamer Charakter zur Seite, der ihn manchmal nicht nur gegen Andere unbeugsam unlenksam erscheinen, sondern auch an sich selber Anforderungen stellen liess, denen selbst sein ungewöhnlich starker Körper schliesslich unterlag, und schon im Jahre 1858 raffte ein plötzlicher Schlagfluss ihn hinweg, und an der Seite seiner Gattin sank er entseelt in ihre Arme.

*Theodor Hahn, Robert von Frankenberg, Hermann Schulze-Delitzsch*

Wie emsig Dehn aber meine kontrapunktischen Studien auch betrieb, blieb dem angehenden Musiker noch Zeit und Musse übrig, auch mit andern jungen Leuten geselligen Verkehr zu unterhalten, die meist mir an Alter etwas voraus waren. Dabei sei vor allem des Musikdirektors Theodor Hahn gedacht, dem ich die erste Bekanntschaft mit Dehn verdanke. Er gehörte seinem Wünschen und Wollen nach zu der Zahl der damals schon sich aus der vorherrschenden verflachenden Kompositionsrichtung heraushehnenden **(24/112)** Musiker, obwohl ihm ein eigenes schaffendes Talent versagt war, und der gern jüngere Kräfte begünstigte, von denen er manchmal vielleicht mehr erwartete, als sie zu leisten im Stande waren. Seinem lebhaften und anregenden Geiste verdanke ich manche Aufmunterung, wenn die Zügel der Phantasie gelegentlich erlahmen wollten, und da er zufällig den Organistendienst in der Sophienkirche interimistisch zu vertreten hatte, war es mir ein besonderes Vergnügen, statt seiner den Dienst zu versehen. Durch ihn lernte ich, wenn auch nur vorübergehend, seinen Freund Sigismund Wiese kennen, der sich als Dichter mehrerer Romane und Dramen - alle in vorwiegend neuromantischer Richtung gehalten - einen wenn auch nur kurz dauernden Namen erworben hat.

Auch mein Jugendfreund Werner Hahn war 1839 nach Berlin gekommen, und mit ihm und Wilhelm [Kuhlwein], denen sich bald auch zwei Offiziere, Robert von Frankenberg und ein Herr von Falkstein, anschlossen, bildete sich uns ein kleiner Abendzirkel, der wöchentlich unter uns die Runde machte und an dem teils Lektüre, teils ungezwungene Unterhaltung den Stoff lieferte. Unter ihnen hebt sich besonders die Gestalt des Premierleutnants von Frankenberg in meiner Erinnerung hervor, der damals schon als energischer Charakter und mit unerbittlicher Strenge seinen militärischen Pflichten nachlebend, dabei aber von unendlicher Güte des Herzens und belebt von der reinsten humanen Gesinnung sich unsern jüngeren Gemütern anzupassen wusste. Wie hingebend er aber auch im freundschaftlichen Umgange war, litte ein gewisser chevaleresker Zug seines Wesens doch nicht die geringste Nachlässigkeit im Dienst seiner Untergebenen, oder wenn sie von Gleichgestellten oder selbst von Vorgesetzten sich als Nichtachtung oder gar als Überhebung zeigen wollte, wusste er immer sein Recht oder dasjenige Anderer mit dem Degen in der Hand zu fordern, was ihm zuletzt, als er sogar den Obristen seines eignen Regiments auf krumme Säbel vor die Klinge rief, sogar eine tiefe Schramme über die Wange zuzog, die ihm aber nicht übel stand. Einst traf ich ihn krank in seiner Wohnung, wo ihm der Arzt bei einer leisen Verstimmung der Augen einige Tropfen Bella Donna zu nehmen verordnet hatte. "Viel hilft viel", dachte er und trank das ganze Fläschchen auf einmal aus, was eine plötzliche Erblindung zur Folge hatte. Darauf sogleich in das Lazarett gebracht, erholte er sich zwar bald wieder, musste aber, um die vollständige Genesung abzuwarten, dort längere Zeit verweilen, was ihm Gelegenheit gab, den in dem Lazarett eingerissenen Schlendrian der **(25/112)** Verwaltung kennen zu lernen. Und da hier Leben und Gesundheit weniger noch der

Offiziere als der gemeinen Soldaten in Frage stand, nahm der Rekonvaleszent sich der Sache mit der ihm eigenen Energie an und verschmähte es nicht, bis in die Küche hinein die mutmasslichen Veruntreuungen zu verfolgen und aufzudecken. So ruhte er nicht (obwohl auch hier nicht ohne Widerspruch einiger seiner Vorgesetzten), bis die Ordnung in dem Krankenhause wieder hergestellt war, was noch lange Zeit nachher den neu aufgenommenen Patienten zugute kam. Dasselbe Gefühl für Recht und Ordnung begleitete ihn in allen Stellungen, in die ihn sein *Avancement* bis zum General führte, und nachdem er Kommandant der Festung Köln a/R geworden war, erkannte die ganze Bürgerschaft der Stadt seinen biederen und hochherzigen Charakter mit besonderer Hochachtung und Verehrung an, wovon heute noch eine schöne Büste in dem dortigen Museum und ein gleiches Denkmal auf seinem Grab, das nach seinem 1872 erfolgten Tode gesetzt wurde, ehrendes Zeugnis geben.

In jene Berliner Zeit fiel auch meine Bekanntschaft mit Hermann Schulze-Delitzsch, der damals als junger Referendar aus Naumburg nach Berlin kam. Sein damals schon ausgesprochenes Talent zur Poesie verband uns sehr bald, und als ich ihn bald darauf im Hause seines Vaters in Delitzsch besuchte und wenig später mit ihm eine angenehme Fussreise durch das schöne Haldental machte, steigerte sich unsere gegenseitige Zuneigung, so dass wir gute Freunde waren, als wir uns nach den zu kurzen Tagen unsrer kleinen Reise und leider für lange Zeit trennen mussten. Erst nach langen Jahren sah ich ihn in Dresden wieder, damals schon als berühmten Volksredner, und erst auf der Tribüne erkannte ich die Züge des einstigen Jugendgenossen wieder und konnte mich voll seiner warmen, aus dem Herzen kommenden Worte erfreuen.

#### *Auf Schloss Nischwitz*

Über alledem war Amalie Krauseneck die Gattin eines wohlbegüterten Gutsbesitzers geworden, eines Herrn [Ferdinand Theodor Eduard] von Ritzenberg, der sie auf der Hochzeitreise durch die Schweiz und Frankreich über Paris auf sein in der Nähe von Wurzen in Sachsen an der Mulde gelegenes Schloss Nischwitz führte, das noch aus der Nachlassenschaft des im siebenjährigen Krieg berühmt und berüchtigt gewordenen Grafen [Heinrich von] Brühl stammte und welches in seinen obern Stockwerken noch die Spuren der darüber hinziehenden verwüstenden Soldaten Friedrichs des Grossen trug. Durch Kauf war das schöne Gut in den Besitz von Ritzenbergs Vater gekommen und nach dessen Tod dem Sohn zugefallen, **(26/1/112)** der noch lange im Verein mit einer älteren Schwester darauf lebte, ohne daran zu denken, sich aus dem einsamen Leben nach einer Gattin umzusehen. Ein gelegentlicher Besuch bei einem Grafen Hohenthal, dessen Frau mit der Familie Krauseneck befreundet war, hatte ihm Amaliens Bekanntschaft verschafft, und der bis dahin ungerührte Junggeselle fühlte sich durch deren Gesang so plötzlich im tiefsten Herzen berührt, dass er alles daran setzte, ihre Neigung zu gewinnen und sich bald als Freier bei ihrem Vater in Berlin einstellte. Nicht glücklicher hätte das Schicksal seine Wahl lenken können, und Amalie, bei ihrer reinen und allem Schönen leicht empfänglichen Natur, zögerte nicht, dem wenn auch etwas älteren, aber seinem Gemüte nach reinen und kindlichen Mann ihre Hand zu geben. Nun ward auch hier in Nischwitz der alte musikalische Jugendgenosse selbst bei längerem Aufenthalte ein so freundlich empfangener wie gern gesehener Gast. Und mehr noch als die an sich schon anmutige Lage des grossen, in Mitte eines prachtvollen Parks für eine etwaige Erscheinung des sächsischen Hofes bei seinem damaligen Minister mit aller Pracht ausgestatteten Schlosses bot mir der tägliche Umgang mit seinen fein gebildeten Wirten so wie deren Verkehr mit Personen aus den hohen und höchsten Kreisen Gelegenheit zur Erhaltung und Förderung des guten Tons, der mir später noch von vielem Vorteil sein sollte, als mich das Schicksal in weit über meine Sphäre hinausliegende Kreise führte.

Wie gern würde ich noch länger meine Erinnerungen inmitten dieser schönen Welt, der ich so viele lebhaftige Anregungen verdanke, weilen lassen, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, meinen Blick statt an innerlich Erlebtem mehr an den mir äusserlich begegnenden Erscheinungen haften zu lassen. Darum weiter nach Meiningen, wohin ich mich nach Ablauf meiner einjährigen Dienstzeit im Neuchateller Schützenbataillon begab. Moritz Seebeck, der schon einige Jahre als Erzieher des Prinzen Georg dort weilte, mich aber nicht aus den Augen verloren hatte, hatte mich selber dahin eingeladen und gehofft, ich würde dort am besten Gelegenheit finden, die bei Dehn eingesammelten Studien in praktischen Versuchen zu verwerten.

Hier begegneten mir neben Seebeck und seiner Gattin, die sich beide mit treuer Sorgfalt des ganzen Menschen annahmen, zunächst die würdigen Gestalten des herzoglichen Paares, wie die ihres zwar noch jungen, aber mit geistigen wie gemütvollen Anlagen von der Natur reich ausgestatteten Sohnes, des **(26/2/112)** Erbprinzen, der nach der Seite der bildenden Kunst hin in der Fertigkeit des Zeichnens und im Entwerfen grösserer Gemälde schon damals Staunenswertes leistete. Auch bot die Gesellschaft von Kapellmeister [Eduard] Grund, eines Jugendfreundes des Herzogs, und der Umgang mit einigen musikliebenden Hofdamen manche Aufmunterung, wie die geistvolle Unterhaltung mit dem gelehrten Theologen und und vielseitig belesenen Hofprediger [Constantin] Ackermann mir reichhaltige Belehrung verschaffte. Glücklicherweise war, wie in Nischwitz, auch hier die Freiheit und Ungezwungenheit des Verkehrs durch keinerlei aristokratische oder höfische Kaprizen gehemmt, und nicht durch von aussen darauf eindringende Etikette gehindert, und was artig und fein war, eignete man sich leicht und gern an, ohne dafür sein eignes Wesen aufgeben zu müssen. So wurden die Jahre des Aufenthalts in Meiningen für mich eine Schule höherer und allgemeiner Bildung und dienten mit dazu, mich in so manchen Lagen meines spätern Lebens mit ungezwungenster Freiheit mit den verschiedensten Menschen angemessen bewegen zu lernen.

Wenn ich nun noch einzelner Begegnungen Erwähnung tun sollte, wie es vielleicht im Sinne dessen liegt, der mit Veranlassung zu diesen Aufzeichnungen gegeben hat, soll ich ihm zu Gefallen noch einzelner kleiner Züge gedenken, die teils mich selber, teils einige andere der damals einflussreichen Personen betreffen. Und um dabei gleich eines heiteren Vorkommnisses zu gedenken, das mir von der Tischgesellschaft bereitet wurde an, welcher ich im Hotel des "Sächsischen Hofes" mein Mittagmahl einzunehmen pflegte, sei diese hier zuerst eingeführt. Wir hatten zu unserm Präsidenten einen alten würdigen Beamten, den Geheimen Assistenzrat [Carl] Treiber, an seiner linken Seite einen emeritierten, sehr schwerhörigen Professor und den Hauptmann Beckroth, zu seiner Rechten einen Assessor des Gerichts, mich und einen auch schon etwas ältlichen Premierleutnant, alles Junggesellen, die eben darum ihre Zehrung im Gasthause suchen mussten. An unsrer Tafel herrschte die heiterste Laune, und mir hatte man, vielleicht meiner lebhaften Ausdrucksweise wegen, den Spitznamen "Herr Doktor" beigelegt, den ich mir auch gern gefallen liess, solange die Gesellschaft im vertrauten Kreise unter sich blieb. Als aber einst Frau [Caroline?] von Wolzogen, eine Tochter Schillers [?], auf der Durchreise an der *table d'hôte* Platz nahm und mich, da sie ihn von den andern gehört, mit demselben Titel beehrte, meinte ich nachher die Tischgenossen bitten zu müssen, mich fernerhin mit dem Namen zu verschonen. Das **(27/112)** ward aber nur Ursache, den Scherz noch weiter zu treiben, und als ich nach einigen Tagen etwas verspätet in den Saal trat und die Herren einlud, den ersten Mai mit mir in einem Glase guten Weins leben zu lassen, setzte ich mich an meinen Platz gerade der Tür gegenüber, die in ein anstossendes kleines Gemach führte. Gegen Ende der Mahlzeit ward durch unsern Wirt zuerst unser Präsident, dann bald darauf der Assessor, dann der Dritte und Vierte unsrer Gesellschaft unter irgend einem Vorwand hinausgerufen, so dass ich schliesslich

mit dem alten Professor allein zurück blieb, und ihm nur mit lauter Stimme zurufen konnte: "Wie es scheint, sollen nur wir beide die Feier des ersten Mai begehen". Da öffnet sich plötzlich mir gegenüber die Tür, und ich sehe zwei Reihen in schwarze Talare gehüllte Personen zur Seite eines Lehnssessels stehen, in denen ich aber trotz der Verkleidung doch leicht meine Tischnachbarn erkennen konnte, denen sich noch einige lustige Herren aus der Meininger Gesellschaft angeschlossen hatten, unter welchen auch Kapellmeister Grund nicht fehlte. Unser Präsident tritt mit einer Rolle in der Hand gemessenen Schritts auf mich zu, und nachdem er mich feierlich zu dem Sessel geführt hat, und liest mir ein in lateinischer Sprache höchst launig verfasstes, hübsch gezeichnetes Diplom vor, durch welches von einer heiter improvisierten Professorengesellschaft der neue *Doctor Musicus* feierlich kreiert ward. Die Rolle hatte nämlich das geschickt in lateinischer Sprache imitierte Diplom enthalten, das ich nebst einigen gedruckten Exemplaren heut noch als Erinnerung an verschwundene frohe Tage aufbewahre und das auch in weiteren Kreisen der Stadt und des Hofes mit entsprechender Heiterkeit aufgenommen wurde. Man kann denken, dass nach seiner Erwiderungsrede, die aber nicht in lateinischer Sprache, sondern auf gut Deutsch gehalten wurde, die Feier des ersten Mai, der - so viel ich mich erinnere - gerade auf einen Sonntag oder sonst geschäftsfreien Tag fiel, sich länger als gewöhnlich ausdehnte und der neu ernannte Doktor die gelehrte Gesellschaft von Herzen hoch leben liess.

Überhaupt war Meiningen, wengleich es sich nicht durch übergrosse Lustigkeit seiner Bewohner auszeichnete, doch nicht der Ort, an dem es an Gelegenheit gefehlt hätte, der Freude und dem Behagen am Dasein Ausdruck zu geben, und wie es im Sommer an heiteren Volksfesten nicht fehlte, hatte auch der Hof selber dafür gesorgt, dass durch die Erhaltung einer guten Kapelle und durch **(28/112)** im Winter gegebene Bälle, die sogenannten *Réunions*, zu denen jeder Gebildete ohne Unterschied des Standes Zutritt fand, auch der Teilnahme an gefälliger Munterkeit kein Riegel vorgeschoben ward. Auf einem dieser Bälle ward ich vom Herzog selber einer älteren Dame, der Prinzessin Caroline von Bückeberg, vorgestellt, und nachdem sie mich fast den ganzen Abend in lebhaftem Gespräch festgehalten hatte, lud sie mich ein, sie in Rudolstadt, ihrem damaligen Wohnsitz, zu besuchen. Auf Seebecks und des Herzogs Rat folgte ich dieser Einladung denn auch im Laufe des nächsten Sommers und verlebte in ihrer und der Gesellschaft ihrer Hofdamen einige frohe Tage, nachdem ich mich an eine gewisse überströmende Redseligkeit der alten Dame gewöhnt hatte. Rührend waren die Teilnahme und tätige Hilfe, welche sie dem Direktor [Friedrich] Fröbel in Keilhau bei dessen pädagogischen Bestrebungen zukommen liess, und der Anteil, den sie sogar selbsttätig dem musikalischen Leben in ihrer unmittelbaren Nähe zuwandte, die den ihr Nahestehenden gelegentlich kleine Unbequemlichkeiten bereiteten. Ihre Aufsicht und Strenge gingen dabei oft so weit, dass eine ihrer Hofdamen, die im Besitz einer guten Stimme war, sogar früh morgens schon beim Erwachen noch im Bette solfeggieren musste, um ja keine Verpflichtung ausser Augen zu lassen, welche die Stimmbildung fördern konnte. Zum Beweise der Ersteren führe sie selber mich nach Keilhau, wo ich durch einen der dortigen Lehrer zum ersten Male auf die philosophischen Schriften einer gewissen Aroldt [?] aufmerksam gemacht wurde, und ihre Anteilnahme an der Musik bewies sie mir bei Gelegenheit der Aufführung eines kleinen Gesangchores, den sie eigenhändig vor dem dazu eingeladenen Fürstenpaar von Sondershausen selber leitete. Da ihr Gast demselben standesgemäss vorgestellt werden musste, wusste sie dies nicht anders zu tun als mit den Worten "Herr Adolf Reichel, ein talentierter und tugendhafter junger Mann aus Westpreussen, wo sein Vater Besitzungen hat." Trotz dieser Besitzungen ward der Gast, als er nach einigen Tagen sich verabschiedete und beim Frühstück vielleicht das weiche Bett und den sanften darauf gefundenen Schlaf gerühmt haben mochte, durch die gütige Nachsendung einer neu gepolsterten Matratze und der dazu gehörigen Kissen überrascht, die bald nach seiner Heimkehr als freundliches Gastgeschenk in Meiningen eintrafen. Übrigens beschränkte sich, wie dies mein Beispiel beweist, ihre Teilnahme an pädagogischen und musikalischen Bestrebungen nicht etwa

nur **(29/1/112)** auf Worte, und manch mittelloser Student wusste mit Dankbarkeit die Unterstützung anzunehmen, die sie ihm aus ihren immerhin sehr bescheidenen Privatmitteln zufließen liess. Gesegnet blieb ihr Andenken, obwohl ich ihr persönlich nicht mehr begegnet bin, auch lange noch treu in meiner Erinnerung. Nach meiner Heimkehr nach Meiningen ging ich mit doppeltem Eifer an die Ausführung einiger Kompositionen, welche als Sonaten mit und ohne Begleitung von andern Instrumenten zustande kamen, und von denen eine in g-moll Seebeck, eine andere in F-Dur meinem alten Gönner Ritzenberg gewidmet, auch heute noch nicht unfreundlich an jene schöne Zeit erinnern.

Dass Seebeck in dem Gemüte seines Zöglings [Erbprinz Georg II.] dessen Sympathien für das preussische Herrscherhaus bestärkte, wenn auch ohne pädagogischen Zwang und selbst bei einigen ihm selber daraus erwachsenen Unannehmlichkeiten, [hat] der Autor in seiner Lebensbeschreibung so lebhaft und treu geschildert, dass ich hier nicht weiter darauf einzutreten habe. Die Entwicklung der preussischen wie der übrigen deutschen Staatsverhältnisse hat genugsam bewiesen, dass Seebeck darin den einzig richtigen Weg eingeschlagen hatte, und der jetzt regierende Herzog Georg II. dankt ihm, dass er ihn keinen anderen geführt hat, denn nicht nur in dem Krieg von 1870, den Georg als preussischer General mitfocht, hat er von früh auf gelernt, die humane Richtung preussischer Regierungsmaximen hochzuhalten und diese auch in seinem eigenen Gebiete zu fördern, so dass, nachdem sein Vater die Regierung niedergelegt hatte und mit der Herzogin in Wien lebte, seinem Antritte der Regentschaft nichts entgegenstand und er sich nicht nur der Regierung seines Landes mit Eifer und Erfolg widmen konnte, sondern auch künstlerischen Bestrebungen, die ihm immer nahestehend blieben. Wer jetzt dabei an seiner Seite steht, ist mir nicht bekannt. Zur Zeit meines Aufenthaltes in Meiningen war es der Minister Weiss, der mit Geschicklichkeit und Geschäftskennntnis das Staatsschiffchen geleitet haben soll, während man sich von seiner Vergesslichkeit, die ihn gelegentlich befiel, die belustigendsten Anekdoten erzählte. Einst hört ihn sein Assistent Treiber in seinem Kabinett schluchzen und erfährt, als er erschrocken hereintritt, dass seiner Exzellenz Minister Weiss beim Unterschreiben eines Aktenstücks ihr eigener Name entfallen ist. Ein andermal, in einer von ihm selber gegebenen Gesellschaft, ergreift er den Hut irgend eines Gastes, und auf seine Frau zutretend flüstert er ihr zu: "Komm Liebe, die Sache fängt an langweilig zu werden." Öfter geschah es ihm auch, dass er, an fremdem Ort zum Diner eingeladen, seiner ihm gegenüberstehenden **(29/2/12)** Gattin mit missbilligendem Blicke zurief: "Und wieder ist die Suppe versalzen!" - Einen ähnlichen Grad von Zerstreutheit legte auch der Kapellmeister Grund an den Tag. Als nach langer Zeit der Kinderlosigkeit die Frau Herzogin mit einem Töchterchen genas und Grund ihr auf einem Spaziergange mit dem Kinde begegnete, konnte er ganz naiv fragen: "Wie heisst denn die Kleine?" Dabei war ihr Name längst schon von allen Zeitungen gebracht worden. Das hinderte ihn aber nicht, sein Hauptinstrument, die Geige, rein und schön zu spielen, und ihm verdanke ich manche frohe Stunde in geselligem Kreise, wenn wir uns beide zusammen auf unseren Instrumenten gelöst in freien Phantasien ergingen, wobei einer den andern in bescheidener Begleitung gehörig zu unterstützen wusste.

Auch wurde ich manchmal selbst mitsamt meinem schönen Kistingschen Flügel zu Hofe befohlen, wo ich die Gesellschaft, ohne mich jemals mit Noten zu beschweren, mit freien Phantasien zu unterhalten wusste, denen man - wenn auch freilich ohne besonderes musikalisches Verständnis - doch stets mit Aufmerksamkeit folgte. Zu des Erbprinzen 15. Geburtstag hatte ich die Komposition von Goethes "Jery und Bätely" beendet, die ihm zu Ehren denn auch am 2. April von einer guten Truppe aufgeführt wurde. Aus dem Stoff hatte ich, wie [Constantin] Ackermann richtig behauptete, statt eines Schäferspiels eine heroische *Épopée* gemacht. Dass ich hier, um nicht zu breit zu werden, manche anmutige Episode nicht erwähne, die ich im Sommer bei einem Besuch der Herrschaften während ihres Aufenthaltes im Schloss Altenstein erlebte, der sich

meist auf Spaziergänge mit Seebeck und dem Erbprinzen in der unvergesslich schönen Umgebung von Altenstein und Liebenstein beschränkte, wird man mir gern vergeben.

*Dresden: Instrumentationsunterricht bei Reissiger, Flucht aus Wagners "Rienzi". Erste Selbstkritik wegen musikalischer Konservativität.*

Im Sommer des Jahres 1840 [nach Mitteilung von Jannis Mallouchos war es im Sommer 1841] verliess ich Meiningen, nachdem ich noch einmal Eltern und Geschwister in Tursnitz umarmt hatte, um nach einem Besuch bei Dehn in Berlin auf den Rat meines alten Lehrers hin nach Dresden zu gehen, wo ich mich, wie Dehn sich ausdrückte, bei Carl Gottlieb Reissiger noch "im Instrumentieren von Orchestersachen vervollkommen" sollte. Leider ward der Unterricht von dem mir angewiesenen Lehrer nur sehr oberflächlich erteilt, wie auch von dem Schüler, der am liebsten seine eignen Wege ging, nicht sehr eifrig aufgesucht. Reissiger verlangte als Grundlage die Komposition eines Streichquartetts, welches ich ihm auch mit **(30/112)** Hilfe des mir zu Gebote stehenden Kontrapunkts zu seiner und [Karol] Lipinskis besonderer Zufriedenheit lieferte. Als ich darauf eine achtstimmige Doppelfuge *a capella* über die Einleitungsworte einer katholischen Messe (*Kyrie eleison! Christe eleison!*) und ein *Veni sancte spiritus* für vier Chor- und vier Solostimmen mit Begleitung des Orchesters nebst einem Duett für zwei Bässe aus dem "Blaubart" (auf einen schon von [André] Grétry komponierten Text) gesetzt hatte, erklärte Reissiger seinen Schüler für reif, sich auf weitere Reisen zu begeben. Dieser aber wusste besser als sein Meister, woran es ihm fehlte und fuhr fort, sein Unvermögen nicht auf dem einzelnen Felde der Instrumentation zu suchen, sondern vielmehr in dem vollständigen Begreifen und Erfahren des einzig Wahren und Schönen, von dem ihm der damalige Zustand der Kunst - und insbesondere derjenige der Musik - statt sich ihm zu nähern mit Riesenschritten immer mehr zu entfernen schien. Der immer seichter werdenden Salonmusik zu geschweigen, war mir die Erscheinung [Giacomo] Meyerbeers am Pariser Theaterhimmel und die damit verbundene Richtung der sogenannten "Grossen Oper" schon an sich ein übles Anzeichen, welches Richard Wagner, der gerade zu jener Zeit als Kapellmeister nach Dresden berufen worden war, in seinem "Rienzi" noch zu übertrumpfen schien. Ebensowenig wie diese riesenhaften Anstrengungen, die Alleinherrschaft in der Oper zu gewinnen, die mir nur als Ausgeburten einer Mangels an gutem Geschmack und richtigem Sinn für das Schöne erschienen, konnten mir auch die in den Auftritten von [Sigismund] Thalberg und [Franz] Liszt dargebotenen technischen Ungeheuerlichkeiten imponieren, so sehr ich auch die Überwindung der durch den Mechanismus des Instruments gesetzten Schwierigkeiten respektieren musste und fühlte, wie wenig ich im Stande war, mit ihnen zu wetteifern. Meine Schwester Mathilde, damals noch Frau Hauptmann Lindenberg, die mich nach Dresden begleitet hatte und dort mit mir - in engem Verkehr mit August Seebeck und seiner jungen Frau - ein an Ereignissen und Erinnerungen reiches Jahr verlebte, bewog mich, die erste Aufführung des "Cola di Rienzo" nicht zu versäumen, war aber sehr verwundert, als sie mich schon nach dem ersten Akt wieder nach Hause zurückkommen sah. Ich konnte nun einmal diese Art von Musik nicht ertragen, und ohne dabei von irgend einem Reiz gefesselt zu sein, dafür aber von massenhaft auf das Ohr eindringenden Tönen gelangweilt, flüchtete ich in mein einsames Studierzimmer, in dem ich nichts zu hören brauchte als die mir immer lieber werdenden Herren Haydn, Mozart und Beethoven, in denen ich **(31/112)** nicht nur die einzig richtigen Wegweiser, sondern auch die in der Ausübung des reinsten Schönen unübertrefflichen Musiker glaubte erblicken zu dürfen. Meine Vorstellung wusste sich im Oratorium nicht über den "Messias" und die "Schöpfung", in der Oper nicht über "Don Juan" und "Fidelio" zu erheben, während mir in der Instrumentalmusik die Werke der drei Obengenannten als unerreichbare Sterne entgegen glänzten und alles, was die neue Richtung an Versuchen lieferte, diese zu übersteigen, konnte mir trotz aller Anstrengungen der modernen Kritiker, sie mit einem glorreichen Nimbus zu umgeben, doch nicht ihren Mangel an gediegenem Wissen verhehlen, der zugleich mit grosser Überschätzung des eignen Wertes

verbunden war. Wie sehr dieses Urteil meinerseits auch mit Stolz und Selbstgefälligkeit untermischt war, konnte ich selber noch nicht einsehen, und erst in späteren Jahren, selbst in den letzten meines Lebens, ist die Einsicht geworden, dass es - aus welchem Gesichtspunkte auch immer - verwegen bleibt, mit den Erscheinungen der Gegenwart in vollkommener Ablehnung sich zu gefallen. Denn ohne darum etwaige Irrtümer zu teilen, darf der mit eigener Kraft Begabte doch nie diejenigen missachten, welche - wenn auch auf anderen Wegen - den gleichen Zielen entgegen streben. Wenn ich dem Genius Chopins damals schon Gerechtigkeit widerfahren liess, so erschienen mir Schumann und alle, die mit ihm in gleichen Bahnen wandelten, doch leider nur wie unvermögende Nachtreter seiner oft so liebenswürdigen Muse. Wenn nun gar Versuche gemacht wurden, in den letzten Quartetten aus Beethovens spätester Periode den Ausgangspunkt für alle neuen Schöpfungen zu setzen und das selbst für dieses unerreichbare Genie nicht mehr Erreichbare nur als Anfang einer neuen Kunst zu betrachten, so erschien mir das - wie oft auch heute noch - als Übermass eines Grössenwahns, der sich bei schwächeren Naturen mit dem Untergang, bei stärkeren mit der Überwindung anderer kränklicher Wesen rächen muss.

Wenn August Seebeck in seiner Stellung als Direktor des Dresdner Polytechnikums den musikalischen Ereignissen auch ferner stand, so konnte er sich deren fühlbaren Einflüssen doch nicht so weit entziehen, dass sein Urteil über die Richtung der Musik im Allgemeinen mit der meinigen nicht hätte übereinstimmen sollen, und ohne ihm helfen zu können, sah er den Freund und früheren Zögling seines Bruders an dem Abgrunde einer verstandes- und kritiklosen Musik der Zukunft entgegen taumeln.

#### *Erste Begegnung mit Iwan Turgenjew und den Brüdern Bakunin*

In diese Zeit fällt auch die Bekanntschaft mit drei jungen Russen, die mir von einem dänischen Violinspieler Salomon [=Siegfried Saloman] zugeführt wurden, und von denen einer für mein späteres Leben und für den Weg, den es nahm, **(32/1/112)** von der grössten Bedeutung werden sollte. Es waren dies keine Geringeren als Michail und Pawel Bakunin und Iwan Turgenjew, welche Salomon bei mir einführte. Sie hätten bei ihm, dem Violinisten, ihren Wunsch, gute Musik zu hören, vergebens zu stillen gesucht, und darum habe er sich erlaubt, sie zu mir zu begleiten. Wie schmeichelhaft diese Empfehlung auch war, der am liebsten auf sich selber Zurückgezogene durfte sie nicht ablehnen, und bald war bei einer Tasse Tee und dem geistvollen Gespräch der Gäste neben der guten, meist beethovenschen Musik die Bekanntschaft gemacht.

Lange schon hat die Geschichte der modernen Literatur Turgenjew die reichsten Kränze gewunden, während Bakunin sich in der Geschichte der Revolutionen einen (wenn auch von mancher Seite her noch beanstandeten) Namen erworben hat, doch darf ich seinen Namen nicht nennen, ohne die lebhafteste Anerkennung seiner ganz ungewöhnlichen Geistes- und Charaktereigenschaften zu erwähnen, die mich später mit ihm auf das Engste verbunden haben. Die drei jungen Männer waren nach Berlin gegangen, um dort bei Professor Karl Werder Hegelsche Philosophie zu studieren, und nach kurzem Aufenthalt in Dresden kehrten Turgenjew und Paul Bakunin wieder in ihr Vaterland zurück, während Michaels ganzes Wesen ihn an die damals noch kaum erwarteten und noch jungen revolutionären Strömungen in Deutschland fesselte, die ihn bewogen, seinen Aufenthalt dauernd im Ausland zu nehmen. Nach der Abreise seiner Gefährten kehrte er wenige Tage nach unserer ersten Begegnung zu uns zurück, sich "als Verwaister oder, wenn wir lieber wollten, als Verwitweter" unserer Liebe und Teilnahme empfehlend. Was mich betraf, so hatte er dieselbe schon durch die glühende Verehrung, die er dem beethovenschen Genius widmete, und auch durch eine ebenso glänzende wie hinreissende Rednergabe gewonnen, mit welcher er jeden Gegenstand, dem sich nur eine humane Seite abgewinnen liess, in den Vordergrund zu stellen wusste. Bei Gelegenheit von Georg Herweghs Durchreise durch Leipzig hatte er nach

dessen mehr als zweifelhaftem Benehmen gegen Friedrich Wilhelm IV. so offen Partei für den Dichter genommen, dass auch er selber es in seiner Eigenschaft als russischer Untertan für sicherer hielt, seinen ferneren Aufenthalt in Dresden mit einem Asyl in der Schweiz zu vertauschen. Dass er vor seiner Abreise dahin in Dresden lebhaft Beziehungen mit den damals schon sich regenden revolutionären Elementen gepflogen hatte, sei hier nur vorübergehend erwähnt. Jeder, der die in jener Zeit teils als Kommunismus, teils auf religiösem Gebiet unter der Jugend als freie Richtung sich kundgebenden Erscheinungen beobachtete, konnte bemerken, dass **(32/2/112)** der soziale Boden bedenklich unterwühlt war, doch hatte mich das Gefühl des seit 1815 ungestörten Friedens in solche Sicherheit bezüglich der Haltbarkeit der politischen Zustände eingewiegt, dass ich in einer bei Bakunin versammelten Gesellschaft, in der ich neben [Arnold] Ruge, [Carl Gotthelf] Todt und [Hermann] Müller-Strübing noch mehrere andere revolutionäre junge Leute kennen lernte, nicht wenig über deren Äusserung verwundert war, dass in kurzer Zeit die Charta von Europa leicht eine ganz andere Gestalt erhalten könnte, und als ich dagegen meine bescheidenen Zweifel erhob, rief mir der gegenüber sitzende Bakunin zu: "Was gilt die Wette, dass in neun Jahren alle bestehenden Verhältnisse durch die Revolution umgestossen sein werden?" Zuversichtlich nahm ich dieselbe an, ohne zu ahnen, dass sich die Behauptung meines Gegners nur zu schnell erfüllen sollte, nämlich durch die französische Umwälzung von 1848, bei der auch ich - wenn gleich nicht mit tätiger Teilnahme, so doch als Zuschauer - in Paris zugegen war und damit meine Wette als verloren geben musste.

*In Wien beim Librettisten Otto Prechtler. Zweifel an den Opernprojekten*

Kaum war Bakunin abgereist, als Dehn aus Berlin auf der Durchreise nach Wien eintraf und mich veranlasste, ihn dahin zu begleiten, da er beabsichtigte, mich dort mit Otto Prechtler, einem Opernlibrettodichter, bekannt zu machen, dessen Talent er sehr pries und hoffte, dass ich in Verbindung mit diesem den Versuch machen würde, mich auch auf dem Felde der Oper zu betätigen. Wie vorgeschlagen, ward der kurze Besuch in Wien auch angenommen und ausgeführt, und schon der nächste Tag führte uns über Prag nach der österreichischen Hauptstadt. Nach kurzer Besprechung mit Prechtler und ein von ihm verfasstes Libretto schon in der Tasche, langte ich wieder bei meiner Schwester Mathilde in Dresden an. So überstürzt die Sache auch angelegt und unternommen war, hatte ich bei der Heimkehr doch Musse genug, alles zu überlegen, und vor allem das Libretto selber zu prüfen, das - obwohl nicht ohne Geschick und bühnengerecht entworfen - mir doch so fern aller poetischen Wahrheit gelegen schien, dass ich, allein dadurch schon entmutigt, dem ganzen Unternehmen ohne rechtes Vertrauen entgegen ging, dem Dichter meine Einwände mitteilte und ihm das Textbuch zurücksandte. Meine Bedenken wurden aber von jenem nicht geteilt, und in wenigen Tagen war das Libretto, mit ganz geringen Abänderungen zurückgesandt, wieder in meinen Händen, von der Versicherung begleitet, dass eine weitere Folge desselben sich bei meinem in Aussicht genommenen längeren Aufenthalte in Wien von ihm nach meinen Wünschen leicht würde herstellen lassen. Die Verzagtheit aber, mit der ich der Arbeit entgegensah, fand ausser in dem Ungenügen des Textes ihren tieferen Grund auch in dem berechtigten Zweifel, den ich an meiner eigenen Kraft hatte, und in meiner noch in keiner Weise geprüften **(33/112)** Kenntnis des Theaters und all dessen, was es von dem Opernkomponisten forderte, und dieses unbehagliche Gefühl begleitete mich - so wenig ich es mir selber eingestehen mochte - nach Wien, wohin ich mich Ende März des Jahres 1842 zu voraussichtlich längerem Aufenthalte begab.

*Abermals in Wien: Ernst von Feuchtersleben, Kiesewetter, Fuchs, Böhme*

Obwohl es auch hier an Ernst und Heiterkeit eines reich bewegten Lebens sowie an Begegnungen mit Künstlern konservativer wie fortschreitender Richtung nicht fehlte, so hatte doch auch in Wien das Schicksal dafür gesorgt, dass es selbst meiner mehr

reflektierenden als handelnden Natur an einem mir ähnlich empfindenden Menschen nicht mangeln sollte, denn bald konnte ich mich mit ähnlichem Vertrauen an Ernst von Feuchtersleben anlehnen, wie es mich sonst zu Moritz Seebeck hingezogen hatte, ein Vertrauen, das mich als treue Erinnerung auch in all meine späteren Lebenslagen begleitet hat. Feuchtersleben gehörte zu den seltenen Naturen, die bei aller Empfänglichkeit für Gutes, Wahres und Schönes - gleichviel wo und in welcher Gestalt es sich äussern mochte - demselben mit lebhaftem Enthusiasmus entgegen gehen, ohne dabei das Mass ausser Augen zu lassen, ohne welches es nie und nimmer zur Erscheinung kommt, und in diesem Sinne wusste er auch alle bedeutenden Vorkommnisse seines Lebens zu verstehen und sich zu eigen zu machen. Darum erwarb er sich - bei sonst strengen sittlichen Anforderungen und nicht ohne Kampf mit der ihn umgebenden Welt - auch das volle Vertrauen und die hochachtungsvollste Liebe eines grossen Kreises, was ihn, den Arzt, ebenso auch als Menschen auszeichnete. Ein starkes Schielen der Augen, welches meisthin das Äussere eines Antlitzes zu entstellen pflegt, vermochte bei ihm nicht den Eindruck der wohlwollendsten Milde und einer unbegrenzten Gutmütigkeit aufzuheben, die unwillkürlich jeden einnahmen, den sein geistvolles und anregendes Wort traf. Und in vollster Harmonie mit dem, was er sprach und schrieb, standen seine Handlungen, so dass er sich als Arzt wie als Freund die vollste Liebe und Hingebung eines grossen Kreises erwarb. Und nicht nur Männer, auch Frauen, auf die doch sonst die äussere Erscheinung besonders leicht wirkt, beeiferten sich, seine Gunst zu erwidern. Seinem Vater, der eine ansehnliche Stellung als Beamter in österreichischen Regierungskreisen eingenommen hatte, setzte er - statt ihm in der Beamtenkarriere zu folgen - den Wunsch entgegen, auf dem Theresianum Medizin studieren zu dürfen und sich dem ärztlichen Berufe zu widmen. Und als er den Vater durch einen tragischen Unfall verloren hatte, in Folge dessen das freiherrliche Vermögen auf lange Jahre hin zur Disposition **(34/112)** und Verwaltung des Gerichtes gestellt war, musste der junge Mann unter eingeschränkten Verhältnissen seinen Weg fortsetzen, was ihn aber nicht hinderte, sich nach seiner ärztlichen Habilitation mit einer den niedrigsten Verhältnissen entsprungenen Frau zu vermählen, welche an seiner Seite bald die edelsten Eigenschaften zur Blüte brachte und ihm treue Gefährtin in Freud und Leid ward. Aus einer zweiten Ehe seines Vaters, die dieser - wie man sagte - "mit einer Negerprinzessin" geschlossen hatte, war ihm ein Bruder geboren worden, Eduard, der seinem Äusseren nach die Abstammung von der schwarzen Rasse nicht verleugnete. Mit diesem, den ich später noch als "Berghauptmann von Feuchtersleben" in Aussee persönlich kennenlernen sollte, verband ihn von früh an die zärtlichste Geschwisterliebe, und ich werde auch noch Gelegenheit haben, auf das Verhältnis zurückzukommen, nachdem ich zuvor noch einiger anderer Personen meines Wiener Bekanntenkreises gedacht haben werde.

Mein erster Besuch galt dem Reichshofrat [Raphael Georg] Kiesewetter, mit dem Dehn schon lange brieflich in gelehrtem Verkehr stand und dem ich von ihm aufs Lebhafteste empfohlen worden war. Bei einer darauf folgenden Einladung zum Mittagmahl fand ich den alten Herrn in seiner Wohnung neben seiner auch nicht mehr jugendlichen Gattin. Der Tisch war in einem grossen Zimmer gedeckt, in dem mir ausser einigen Stühlen an den Wänden nichts auffiel als in den Tapetenwänden verschiedene Schlüssel, welche auf ebenso viele Wandschränke deuteten. Da ich durch Dehn über seine reichen musikhistorischen Kenntnisse unterrichtet war und während der Mahlzeit den Wunsch äusserte, zu erfahren, auf welchem Wege er zu denselben gelangt sei, begann er: "Das hat sich sehr einfach gemacht: Als ich noch als junger Mann von meinem früheren Posten hierher berufen ward, fühlte ich die Verpflichtung, meine Frau auch an all den Genüssen der Hauptstadt teilnehmen zu lassen, und der erste Winter verstrich uns unter dem Besuch mannigfaltiger Gesellschaften und Assembléen, in welche meine Stellung mir leichten Eintritt verschaffte. Bei Wiederkehr des Frühlings fragte ich meine Frau, wie ihr das bisherige Treiben zugesagt habe, und da sie ebensowenig als ich selber Geschmack daran gefunden hatte, waren wir kurz entschlossen, die Leerheit dieses

standesgemässen Lebens nicht weiter fortzuführen und uns dafür einer anderen, erspriesslicheren Beschäftigung zu widmen, zu der mein Beruf mir noch Zeit übrig liess. Da ich Neigung zur Musik hatte und es uns beiden an Stimme nicht fehlte, so wurde dies erst mit Begleitung des Klaviers in Tätigkeit gesetzt, wobei wir bald von andern Musikliebhabern durch Hinzutritt eines dritten und vierten unterstützt wurden, so dass wir uns bald als Teilnehmer eines ständigen Quartetts fanden, das in nicht langer Zeit zu einem wenn auch kleinen, aber ebenso sicheren Chor heranwuchs. Die Beschaffung des dazu notwendigen **(35/1/112)** Notenmaterials lieferte ich selber durch emsiges Kopieren von Musikalien, wie sie mir Zeit und Umstände in die Hände lieferten. Bei dieser Beschäftigung fiel mir nicht nur die Frage nach dem, was ich schrieb in den Sinn, sondern ebenso sehr interessierten mich der Komponist und die Zeit der Entstehung der verschiedenen Kompositionen, und diese Neu- oder Wissbegierde nahm bald ihren musikhistorischen Charakter an, der durch die Nachhilfe so mancher Musikkundiger unterstützt und gefördert wurde. So verbrachten wir nun unsere Abende statt in Assembléen hier an einem grossen Tisch, ich mit Abschreiben mehr oder weniger seltener neuerer oder - was mir noch lieber war - älterer Musikalien und meine Frau mit häuslichen Arbeiten, und es war uns beiden eine Freude, allgemach immer weiter einen Schritt in die Vergangenheit tun zu können. Es liegt auf der Hand, dass dies nicht ohne ein gewisses antiquarisches Interesse von meiner Seite und ohne Herbeiziehung aller möglichen von aussen sich anbietenden Hilfsquellen geschehen konnte. Wie es mir nun an ersterem nicht fehlte und das Glück eifrigen Sammlern auch oft entgegenkommt, öffneten sich auch mir leicht die Bibliotheken der Klöster und ähnlicher Sammlungen, aus denen mir nach und nach der Schatz zufloss, den Sie nach Tisch selber sehen sollen." Und wirklich öffnete er beim Kaffee alle die erwähnten Wandschränke, wo ich in bester Ordnung von seiner Hand geschrieben und in chronologischer Folge zusammengestellt die sämtlichen Schätze musikalischer Komposition von deren erstem Anfange an bis zu Rossini und Beethoven herab vor mir stehen sah. Selbstverständlich waren die Werke der neueren Meister nicht mehr als Kopien, sondern in möglichst guten Drucken vorhanden. So war diese Sammlung, die ich als eine Art Wunderwerk betrachten musste, durch anhaltenden Fleiss, gestützt auf gründliches Wissen und Kennen, zu Stande gekommen, und Kiesewetter hatte schon selber daraus eine Geschichte der christlich-abendländischen Musik verfassen und herausgeben können, mit welcher ich durch Dehn schon in einem Auszug bekannt gemacht worden war. Neben Kiesewetter lernte ich noch einen andern Sammler kennen, Aloys Fuchs, der - wenn auch in ganz anderem Sinne als jener - seine Freude an der Aufbewahrung musikalischer Autographen fand und sich selbst die Reinschrift meiner in Dresden verfassten achtstimmigen Doppelfuge ausbat, von der er bei einem Besuche bei mir zufällig Kenntnis genommen hatte.

Nur um dabei einer kleinen bezeichnenden Anekdote Raum zu geben, erwähne ich hier auch eine andere künstlerische Sammlung, die - wenngleich nicht nach musikalischer, sondern nach der Seite der bildenden Kunst hin ausgerichtet - **(35/2/112)** von einem anderen Liebhaber angelegt worden war, dem alten Böhme, welchem Reisende von nur einiger Bildung stets gern ihre Aufmerksamkeit schenkten. Hier zeigte mir der alte Herr unter anderem zwei wunderschöne, aus Holz geschnitzte Köpfcchen, die Brustbilder eines Tirolers und einer Tirolerin darstellend, die sich durch die Sauberkeit und charakteristische Ausführung auszeichneten und als historische Andenken aus dem 16. Jahrhundert ihrer wunderbar feinen Arbeit wegen von dem Besitzer besonders geschätzt wurden. Als einst Rothschild aus Frankfurt dem Kabinett die Ehre seines Besuchs schenkte und Herrn Böhme in herablassender Weise fragte: "Nu, was kosten die Puppen?" erhielt er die Antwort: "So viel, als Euer Gnaden nicht bezahlen können."

Meinen Mittagstisch fand ich gewöhnlich im Kaffeehaus zum Amor [*muss ein Irrtum sein; ein Kaffeehaus dieses Namens ist nicht bekannt*] in der Singerstrasse, wo ich von einer meist aus Musikern bestehenden Gesellschaft freundlich aufgenommen wurde. Auch Otto Nicolai, der Komponist der "Lustigen Weiber" und Kapellmeister am Kärntnertortheater speiste öfter mit uns, so viel sein meist ziemlich unruhiges Leben es ihm gestattete. Neben ihm lernte ich dort auch den musikalischen Berichterstatter [Alfred Julius] Becher kennen, der später neben Robert Blum ein so unerwartet trauriges Ende finden sollte. Ebenso würdigte uns [Karl] Holz, dessen man sich aus Beethovens Leben leicht erinnern wird, und der nun als Direktor der Philharmonischen Gesellschaft die Aufführungen der Sinfoniekonzerte leitete, öfter seines Besuches. Er wusste uns aus des vielbewunderten Musikers Privatleben noch manchen Zug zu erzählen, wovon ich einiges hier noch mitteilen will, so wenig es auch Anspruch macht, ein helleres Licht auf des Meisters Genius zu werfen, doch manchem Freund von Anekdoten mag es vielleicht willkommen sein, um so mehr als das Meiste davon sich auf die Heftigkeit und Unbezähmbarkeit seines Temperaments bezieht, vor dem nichts Konventionelles und Hergebrachtes Stand hielt.

Es war noch in den Kriegsjahren, in denen die österreichische Monarchie unter den Schlägen Napoleons und seinen unaufhörlichen Durchmärschen viel zu erdulden hatte, als Beethoven sich einst zum Besuche auf einem der Schlösser des Fürsten [Joseph Franz Maximilian von] Lobkowitz aufhielt, dessen Büste auch das bescheidene Zimmer des Komponisten schmückte. Zu gleicher Zeit war auch die Einquartierung mancher französischer Offiziere höheren Ranges dort angesagt, und als der Gönner Beethovens eines Abends diesen einlud, die Gesellschaft durch seine Phantasien auf dem Flügel zu unterhalten, lehnte dieser die Aufforderung mit den Worten ab: "Ich spiele nicht vor den Feinden meines Vaterlandes!" Und mehr und mehr vom Fürsten gedrängt, verlässt er zornig das Zimmer, eilt zur Post, nimmt Pferde und kehrt immer noch im heftigsten Grimm nach Wien zurück. In seiner Wohnung angekommen, fällt sein erster Blick auf die Büste von von Lobkowitz, die nur aufs Neue seine Wut weckt, und das Nächste, wozu ihn diese bewegt, ist auf einen Stuhl zu springen, und mit einem heftigen Schlage liegt die Büste zerschmettert auf dem Boden. Das hinderte freilich auch Beethoven nicht, in Napoleon die gewaltige Erscheinung eines Heros anzuerkennen, zu dessen Ehre er seine grosse Symphonie Eroica geschrieben hatte, und nur auf die Nachricht hin, dass derselbe sich in Paris habe zum Kaiser krönen lassen, stürzte er mit gleicher Wut auf die französische Gesandtschaft, forderte das Widmungsexemplar zurück und rief, das Titelblatt mit der *Dédication* mit Füßen tretend, aus: "Es gibt keinen grossen Mann!"

Ein andermal - es war schon in einer späteren Periode, nach der ersten Aufführung seiner A-dur-Symphonie, deren Aufnahme durch das Publikum seinen Erwartungen vielleicht nicht entsprochen haben mochte - verlässt er innerlich erregt den Konzertsaal und nimmt den Weg dem sogenannten Glacis zu, welches als hoher Wall mit gelegentlich recht steilen Abstürzen damals die innere Stadt Wien noch von ihren bedeutenden Vorstädten trennte. Holz, der - wenn auch aus andern Gründen - vielleicht ebenso erregt war, folgt ihm, und zwar immer einige Schritte zurückbleibend, die dunkeln Gassen hindurch auf das Glacis, wo eben das volle Licht des Mondes blendend aus einer Wolke hervortritt. Beethoven langsamen Schritts voran, Holz ängstlich ihm nachschreitend, gelangen sie endlich vor einen der erwähnten Abstürze, vor dem Beethoven, die Hände auf dem Rücken, stehen bleibt. Holz nichts Anderes erwartend, als er werde sich mit dem nächsten Schritte hinabstürzen, hat sich ihm schon genähert, um ihn mit kühnem Griff zurückzuhalten, als Beethoven, der lange in den Mond geblickt hat, sich plötzlich mit den Worten umdreht: "Die ganze Welt kann mich...!" Nicht weniger aufgebracht fand er Beethoven einige Jahre später vor, als ihm zum Zeichen für die Widmung seiner grossen Messe von Friedrich Wilhelm III. in Anerkennung seines Verdienstes ein schöner

Siegelring, reich mit kostbaren Steinen besetzt, durch die preussische Gesandtschaft zugestellt worden war. Holz trat eben ins Zimmer, als Beethoven noch das ihm verehrte Geschenk in der Hand hielt: "Schauen Sie, was der König von Preussen mir für ein Gegengeschenk für meine Messe **(37/112)** schickt! – Nehmen Sie das Ding und verkaufen Sie es!" Als Holz ihm deutlich zu machen suchte, es sei doch immerhin ein königliches Geschenk, das als solches des Aufbewahrens wert wäre, rief Beethoven unwillig aus: "Nein nein! Schau'n Sie her!", und mit der Hand auf ein grosses Paket Bücher schlagend, das soeben aus London von dem Klavierfabrikanten Broadwood - auch einem Verehrer seiner Kompositionen - angekommen war. "Schau'n Sie her! *Dies* ist ein wahrhaft königliches Geschenk! Das andre verkaufen Sie, und zwar so teuer als möglich!" Broadwood hatte ihm nämlich als Zeichen seiner Verehrung eine kürzlich erschienene Prachtausgabe von Werken Händels zugesandt, von dem bekannt war, dass Beethoven ihn sehr schätzte.

In seiner Kleidung erschien Beethoven oft so vernachlässigt, dass seine Freunde sich endlich aufgefordert fühlten, seine Aufmerksamkeit darauf zu lenken, und ein wohlhabender Tuchfabrikant, der ihn schon seit langer Zeit in demselben Rock und in abgetragenen Beinkleidern sah, glaubte das nicht besser bewirken zu können, als dass er ihm einen Ballen des feinsten Tuches ins Haus schickte. Beethoven begrüßte das Geschenk mit freundlichem Grunzen, allein der wohlgemeinte Ballen blieb wirkungslos liegen. Und nach dem der betreffende Herr das Misslingen seines wohlgemeinten Planes bemerkt hatte, setzte er sich mit Holz und Beethovens Haushälterin in Einvernehmen, und es wurde bei nächtlicher Weile sein alter Anzug mit einem neuen vertauscht, in den er - wenn auch etwas widerwillig - hineinschlüpfte und sich nach kurzer Zeit an diesen wie schon an den abgelegten gewöhnte. Für seine etwas nach vorn gebeugte Haltung beim Gehen gab Holz die Erklärung, dass die Tragbänder ihn genierten und er, sobald es tunlich war, dieselben hinten losknöpfte und die Beinkleider mit den Händen haltend oben leicht in die gebeugte Haltung verfiel, was ihm manchmal den äussern Anschein eines Verwachsenen gab. Aus Bettinas Briefen ist seine Begegnung in Teplitz mit Goethe auf der Promenade bekannt genug, wo sie der äussern Charakteristik der beiden ihre Zeit beherrschenden Genien mit liebenswürdiger Naivität gedenkt. Wie für Händel bezeugte er auch für J.S. Bach die grösste Verehrung, und Holz führte gern sein Urteil über letzteren an: "Dieser Bach ist ein Meer!"

*Franz Hauser. Erste Begegnung mit Charles Gounod. Carl Radnitzky*

Der spätere Direktor des Münchner Konservatoriums, [Franz Hauser] lebte damals nach Ablauf seiner glänzenden Sänger-Laufbahn als viel gesuchter und geschätzter Gesangslehrer in Wien, und nicht Geringes habe ich seiner freundschaftlichen Neigung und seinem belehrenden Umgange zu danken. In seinem Hause lernte ich auch einen jungen Graveur kennen, Carl Radnitzky, dessen Talent und geistvoller Beurteilung in Sachen der Kunst ich mancherlei Anregung verdanke. Auch begegnete ich dort zum ersten Mal **(38/1/112)** einem jungen französischen Komponisten, Charles Gounod, der soeben von Rom kam, wohin ihn sein *Prix de Rome* geführt hatte. Bei Gelegenheit der Anhörung einer Messe seiner Komposition in einer Kirche Wiens, die ganz im Stile des alten Palestrina gehalten war, fand ich mich verwundert über den schnellen Wechsel seiner Schreibart, die gar nicht mit einer kurz zuvor für Männerstimmen in mehr [...?] und fast opernhafte geschriebenen Fassung zusammenstimmte. Und dies plötzliche Schwanken, dem ich vielleicht unvorsichtigerweise Ausdruck gab, veranlasste eine kleine Verstimmung zwischen uns, die auch später noch fortwirkte, als ich ihn in Paris wiederfand.

Hauser, obwohl Katholik und nicht ohne Einfluss auf seine lutherische Gattin, war doch soweit Musiker, dass er dem erzprotestantischen J.S.Bach eine tiefe Verehrung nicht versagen konnte, sondern ihm als eifrigster Sammler seiner zu jener Zeit noch

nicht genugsam geordneten Kompositionen und vor allem seiner Handschriften mit grösstem Eifer nachging. Dass ihm dabei ein gewisser Hang zu allem Mystischen und Wunderbaren anhaftete - so wenig ich denselben teilte - soll ihm nicht übel angerechnet werden, und nicht wenig erstaunt war ich, von einem Ereignis zu hören, das - sein Wort in Ehren - ihm selber begegnet sein sollte, wobei eine grosse Astrallampe, von geheimnisvoller Hand gehoben, zur Decke des Zimmers aufgestiegen und, nachdem sie dort die Runde des Zimmers gemacht, ebenso geheimnisvoll wieder auf ihren Platz zurück gekehrt sei, und alles das ohne die geringste innere oder äussere Veranlassung!

Ebenso lebhaft interessiert für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst wie Hauser fand ich seinen jüngeren Freund Radnitzki, dem aber jener mystische Zug ganz abging. Jung und lebhaft, fehlte er nicht bei der Ausführung mancher munteren Streiche, die wir abends bei der Heimkehr aus dem Neustädter Brauhause miteinander vollführten und deren wir uns bei seinen Besuchen in Paris im Jahre 1843 noch vergnügt miteinander erinnerten. Nicht die Revolution hatte ihn dahin geführt (er war und blieb getreuer Anhänger des österreichischen Regentenhauses), während ich mich leicht von ihrem Strome forttragen liess. Und das Wort, das er noch scherzend in mein Album schieb, als ich Wien verliess: "Endlich haben ein Österreicher und ein Russe sich doch gern gesehn!" blieb doch in seiner Richtigkeit, obwohl wir uns seitdem nicht wieder begegnet sind.

*C.A. Kaltenbrunners Tochter und Graf Mailáth, der Magnetiseur*

**(38/2/112)** Fand ich auch nicht Gelegenheit, [Franz] Grillparzer, [Eduard von] Bauernfeld und andere Männer von dichterischer Bedeutung persönlich kennen zu lernen, so zogen mich desto mehr [Ernst von] Feuchtersleben und [Carl Adam] Kaltenbrunner in ihren Kreisen an, und eine kranke Verwandte des Letzteren, ein Mädchen von 18 bis 20 Jahren, gab Veranlassung, sie auf einer kurzen Reise nach Pressburg zu begleiten, wo ich sie auf den Wunsch ihres Vaters dem ihm befreundeten und als Magnetiseur berühmten Grafen [János] Mailáth zur magnetischen Kur zuführen sollte. Da Feuchtersleben - trotz seinem Zweifel am Gelingen derselben - doch nichts dagegen einwenden mochte, liess ich mich gern zu diesem Ritterdienste bewegen, und wir fuhren in möglichst heiterer Stimmung auf dem Dampfschiffe die Donau hinab, bis in Pressburg Graf Mailáth, der dort mit andern ungarischen Magnaten zu einer reichsrätlichen Versammlung berufen war, seine Patientin am Ufer von mir in Empfang nahm und sie am Arme dem Krankenhause zuführte. Da von ihrem bisherigen Begleiter bei diesem Empfang keine Notiz genommen wurde, sondern der Herr Graf mich nur mit einem gnädigen Kopfnicken meinte verabschieden zu dürfen, so nahm ich doch an, dass mich die Verwandten meines Schützlings in Wien später über die Einrichtung und Verpflegung der Kranken befragen würden. Ich befürchtete daher, meiner Verpflichtung nicht genug nachzukommen, wenn ich die Patientin jetzt so plötzlich verlassen würde und liess deshalb das vor mir hinschreitende Paar nicht aus den Augen, sondern folgte ihm, bis es in der Vorstadt in einem mir etwas mysteriös erscheinenden Häuschen verschwand, zu dem ein langer Eingang führte. Zuvor hatte ich mit dem Fräulein noch einige Worte gewechselt, und sie hatte mich ersucht, sie vor meiner Rückreise noch zu besuchen. Ich zog mich dann in das Gasthaus zurück, das ich der Dame auch genannt hatte, und hatte an demselben Tage noch Gelegenheit, einem ungarischen Reichstage beizuwohnen, von dem ich aber, da darin nur ungarisch gesprochen wurde, nichts verstand als den öfter vorkommenden Ausruf: "Elliehn! Elliehn!" [*wahrscheinlich "éljen!"="er lebe hoch!"*] - Am andern Morgen, schon ziemlich früh, ward mir durch den Kellner der Besuch des Grafen Mailáth gemeldet, der mir insofern nicht unwillkommen war, als ich hoffte, im Gespräch mit ihm über die mysteriöse Behandlung der Kranken Näheres und mich Interessierendes zu erfahren. So kühl und nach meinem Gefühl verletzend mir sein Benehmen tags zuvor erschienen war, so geschmeidig, ja liebenswürdig kam er heute meinen Fragen entgegen, doch gewährten mir seine

Erläuterungen im Ganzen keine Befriedigung, und die **(39/112)** ganze so oft gepriesene magnetische Behandlung kranker Personen schien mir danach einen starken Beisatz von Schwindel und Renommisterei zu haben. Doch machte ich mich gleich nach Beendigung des Besuchs auf den Weg nach dem Häuschen und war verwundert, die äussere Pforte vor dem langen Eingange verschlossen zu finden, die sich auch nach mehrmaligem Klingeln und Pochen nicht öffnete, bis endlich von der Strasse her eine ältliche Frau erschien, die höflich um Entschuldigung bat, den Herrn vielleicht zu lange warten lassen zu haben. Neben ihrem Mann, dem Krankenwärter, allein im Hause, habe sie bei dessen Abwesenheit nur einen kleinen Ausgang machen müssen, und das Fräulein habe den Besuch des Herrn von Reichel schon erwartet. In Wien wird bekanntlich nicht nur vom geringen Volk, sondern im Allgemeinen jeder wohlgekleidete Herr ohne Weiteres geadelt. Und mit dieser Erklärung - und mehr noch durch die darauf folgende Unterhaltung mit meiner Schutzbefohlenen - war die aufsteigende Besorgnis verschwunden, dass ihr etwas Unangenehmes zugestossen wäre oder gar noch bevorstehen würde, und erleichterten Sinnes und im Ganzen mit nicht unbefriedigenden Nachrichten konnte ich nach Wien zurückkehren. Später habe ich dann freilich hören müssen, dass das Vertrauen ihres Vaters, der als intimer Freund Mailáths an die Wirkung des Magnetismus glaubte und sich die Heilung seiner Tochter erhoffte, enttäuscht geblieben ist, wenn auch wenigstens meine Besorgnis wegen einer etwaigen romantischen Begegnung sich als unbegründet erwies.

*Abschied vom Opernprojekt. Eduard von Feuchtersleben in Aussee*

Während all dieser Zerstreungen war ich in der Skizzierung der Komposition meiner Oper bis zur Beendigung des ersten Aktes vorgerückt, doch bei der inneren Abneigung gegen den Text und bei dem andauernden Gefühl, dass das Unternehmen meine Kräfte doch überstieg, hatte mich die Arbeit nicht nur innerlich, sondern auch körperlich so heruntergebracht, dass ich mit einem heftigen Unwohlsein schon im Juli des nächsten Sommers das Dampfschiff bestieg, das mich nach Linz führen sollte, von wo ich meine Reise durch Tirol und die Schweiz fortzusetzen und von dort meinen Weg nach Italien weiter zu suchen gedachte. Von Linz nach Gmunden führte eine Pferde-Eisenbahn, und von Gmunden nahm ich zu Fuss meinen Weg über Hallern nach Oberaussee [*gemeint ist Bad Aussee in der Steiermark*], wo Prechtler und Feuchtersleben bei des letzteren Bruder mich schon erwarteten. Nachdem ich dort ziemlich ermüdet angekommen war und in des Berghauptmanns **(40/112)** Wohnung vernommen hatte, dieser sei in Geschäften ausser dem Hause, und seine Gäste seien zu einer Partie auf den See hinausgefahren, begab ich mich ins Gasthaus zurück und legte mich etwas ermüdet von der vorausgegangenen Fusstour aufs Ruhebett. Kaum eingeschlafen, werde ich von der Kellnerin mit der Meldung geweckt, der Herr Baron von Feuchtersleben frage unten nach mir. Schlaftrunken und in meinen Gedanken nur mit meinem Wiener Freunde beschäftigt, eile ich aus dem Zimmer bis an die Treppe, an der ich unten nicht ihn, sondern am Fusse derselben eine in Bergmannstracht gekleidete, aber einem gewöhnlichen Menschen höchst unähnliche Gestalt erblicke, die mit einem grossen Kopf und bräunlicher Gesichtsfarbe, von dunklem wolligen Haar beschattet, in ein paar Sätzen die Treppe hinauf an meinen Hals springt, sich nach dieser zärtlichen Umarmung als der Bruder Ernsts zu erkennen gibt und mich herzlich willkommen heisst. In einer Stunde erwarte er seine Gäste von ihrem Ausflug auf dem See wieder zurück. Wir begeben uns hinunter, wo wir im Gastzimmer bei einem Glas Wein der Rückkehr des Bruders und Prechtlers entgegensehen. Während wir dort sitzen, schlägt das Wetter um. Ein heftiges Gewitter zieht herauf, und wir hören den vom Sturm getriebenen Regen heftig an die Fenster klatschen. Derselbe Mensch, der mich soeben in ausgelassenster Freude begrüsst hatte, wird plötzlich stumm, und seine Züge nehmen mehr und mehr den Ausdruck eines wahren Entsetzens an, so dass ich ihn frage, was ihm zugestossen sei. "Sie können meine Angst nicht begreifen, Herr Reichel", erwiderte er, "wenn Sie aber die Gefahren kennten, welche bei solchem Wetter der See bietet, würden auch Sie dieselbe teilen. Selten geht es ohne Unheil dabei ab. Und dazu noch das kleine Fahrzeug,

in dem sie ausgezogen sind! O mein Bruder! Mein armer Bruder!" - Wenn auch nicht lange, doch für diesen Zustand immer noch viel zu lange währte die peinliche Erwartung, bis plötzlich der Bruder mit Prechtler, beide bis auf die Haut durchnässt, wohlbehalten und lachend in die Tür traten. Kaum hatten wir Zeit uns zu begrüßen, so schnell wechselte im Gemüte des Berghauptmanns der Ausdruck der tiefsten Niedergeschlagenheit mit dem der unbändigsten Freude. Die Ankommenden stürmisch umarmend, sprang er auf Stühle, Bänke, ja selbst auf den Tisch des Gastzimmers hinauf, jubelnd und das Glück der Ankömmlinge preisend. Nun war seines Entzückens kein Ende, und als Abends sich die Bewohner des Orts sich zu Tanz und Gesang im Wirtshause versammelten, blieben er und wir mit ihm als laute und mittobende Gäste unter ihnen, und wenn sie auch keine richtigen Tiroler waren, so wussten die Steiermärker doch **(41/1/112)** ebensogut wie diese sich durch fröhliche Tänze und die Musik von Liedern und improvisierten Schnadahüpfeln zu belustigen. Nachdem wir Wiener Gäste Tags darauf noch eine kleine Gebirgstour gemacht hatten, auf der wir auch noch einmal ein Unwetter bestehen mussten und Feuchtersleben meinem Unwohlsein durch ein drastisches Mittel Einhalt geboten hatte, trennten wir uns, die beiden nach Wien zurückkehrend und ich meinen Weg in die immer noch ungewisse Ferne fortsetzend. Ich mag aber aus dem lieben Wiener Kreise nicht scheiden, ohne ihm ein Denkmal für zwei Blätter zu setzen, das zwei der Freunde durch hübsche Gedichte in meinem Andenken selber gesetzt haben, und die auch Andern ein treffliches Zeugnis von der damals in Wien herrschenden Regheit der Geister und Gemüter ablegen werden:

"Des Menschen dunkeln Pfad umschleicht  
 Ein Heer unheimlicher Dämonen,  
 Die in der Welt da draussen wohnen,  
 In uns, auch über uns vielleicht.  
 Horcht man dem Sang der düstern Schar,  
 So ist's ein Lied wie von Sirenen,  
 Es rührt zum Staunen, ja zu Tränen,  
 Doch ist's nicht menschlich, ist nicht wahr.  
 Nur Strahlen, welche klar und hehr  
 Vom Herzen in die Herzen dringen,  
 Sind's, die der Menschheit Segen bringen –  
 Wie Mozart, Rafaël, Homer.  
 Im Angedenken dieser drei  
 Lasst uns das Wort einander geben,  
 In Kunst und Wissen, Lieb und Leben  
 Stets hell zu sein und klar und frei!"

Wien, den 15. Juli 1845  
 Ernst Frh. von Feuchtersleben

Auch ein anderes Verschen von ihm mag als Zeuge unserer schriftlichen Mitteilungen, wenn die Zeit nicht erlaubte, persönlich zu einander zu kommen, hier Platz finden:

An R.  
 Die echte Kunst – versteh' mich recht –  
 Frägt nicht nach gut, fragt nicht nach schlecht,  
 Sie fühlt mit Allen und ist nur  
 In Allem wahr, wie die Natur.  
 Ein Abgrund ist ja das Gemüt,  
 In dem nur Gottes Auge sieht;  
 Und sag, wie stellst Du Schlimmes dar,  
 Wenn Dir nie schlimm zu Mute war?  
 Doch tröste Dich! Das Gegenteil,

Gilt es nicht auch zu unserm Heil?  
 Wie stellte der das Gute dar,  
 Der niemals gut im Innern war?  
 F.

**(41/2/112)** Als Ausdruck nicht minder herzlicher Gesinnung mögen noch folgende in oberösterreichischer Mundart gedichtete Worte hier stehen, die Kaltenbrunner mir als Gedenkblatt in mein Album schrieb:

Beim Fortgehn.

Bhüet di Gott – wenn man´s sagt –  
 Is á traurige Räd'!  
 Bhüet die Gott, liebá Mann,  
 Und vergiss mi fein nót!  
 I han dár im Herzen  
 Á Pläzerl aufgehóbt,  
 Und da bleibst so lang s´Herze  
 Nu´ an Schlag macht und löbt.  
 Wosz bist in der Weit,  
 Oder nahet bei mir,  
 Is álls áns, denn i bin  
 In Gedanká bei Dir.  
 Die Freundschaft und d´Lieb  
 Sin á gar á schens Párl,  
 Ein Flámmerl das brinnt  
 Auf án góldán Altárl;  
 Und da blasen má dran,  
 Dass´ s nót löscht und verglást  
 Und s´Altárl das putzá má  
 Dass s´Gold nót verróst  
 Und kommán má wiedá  
 - Is´s wo da wöll - z´sam,  
 so göbn wir ánander  
 Án freundingá Nám  
 Da schaun mar uns an  
 Mit án freundingá Gsicht  
 Und erzählen was ein jeder  
 Derweil hat verricht  
 Was uns gfreut hat und gharbt,  
 Was má ghert han und gsehgn,  
 Was má krieg'n und verliern  
 Und was Alles wird gschegn.  
 Und so geh, wenn d'nót bleibst,  
 Und so was weil's di gfreut,  
 Bhüet di Gott, liebá Mann,  
 Denk auf d´Östreicher-Leut!

Wien, den 27 Juli 1849. Ihr treuer Freund Carl Ad. Kaltenbrunner.

*In Seenot auf dem Wolfgangsee. Salzburg, Berchtesgaden, Tirol, Eisenklamm und andere Gebirgsabenteuer*

**(42/112)** Von Oberaussee [Aussee] nahm ich meinen Weg über Ischl hinab nach St. Nicolas [?], einem schönen Fischerdörfchen am St. Gilgensee [= Wolfgangsee?] gelegen,

wo ich am nächsten Morgen mich in einem Kahn den See entlang führen lassen wollte. Statt des erwarteten Fährmanns aber fand ich eine schon ältere Frau als Schifferin darin, die mir bei dem unfreundlichen Wetter, mit dem der Morgen anbrach, durch ihr zuversichtliches Benehmen jede Besorgnis verscheuchte, und ich stieg getrost in das flache und schmale Fahrzeug, das kaum Breite genug für einen Stuhl bot, auf dem der Passagier Platz nehmen sollte. "Solange die Alte es wagt, kannst Du's auch" dachte ich, und des Sprühregens nicht achtend, stiessen wir vom Lande ab und fuhren den See entlang, dessen Ufer als steile Felsen immer näher an das Wasser heran traten. Als wir nach anderthalbstündiger Fahrt etwa die mittlere Länge des Sees erreicht und sich bei dem andauernden Regen auch ein stärkerer Wind erhoben hatte, der unser Schiffchen in bedenkliches Schwanken brachte, fragte meine hinter mir stehende Führerin, ob es dem Herrn vielleicht gelegen sei, statt in St. Gilgen in dem hier naheliegenden St. Johann [*St. Wolfgang?*] ans Land gesetzt zu werden, da bei dem immer zunehmenden schlimmen Wetter eine glückliche Landung in dem noch fern gelegenen Zielpunkt unserer Fahrt nicht mehr zu wagen, doch eine Anfahrt an St. Johann gerade jetzt noch möglich sei? Bei der Unsicherheit meiner Führerin nahm ich den Vorschlag an und liess mich in der Nähe einer Mühle ans Land setzen. Dort war von einem Gasthofe keine Rede, und in die Mühle tretend, fand ich die Leute noch beim Frühstück, das in sehr primitiver Weise aus einem ausgehöhlten Holzklotze eingenommen wurde. Die um das Speiseloche herum sitzenden Hünengestalten konnten mich ebensowenig wie jenes selber einladen, ihre Mahlzeit zu teilen, und nachdem ich mich mit einem Glas Milch begnügt hatte, setzte ich meinen Weg bis zu einer bewohnteren Gegend fort, wo sich ein Wägelchen auftreiben liess, das mich am Ufer des lang gestreckten Mondsees entlang, dann westlich abbiegend am selben Abend noch nach Salzburg führte, das, im Schimmer der untergehenden Sonne glänzend, mir einen unvergesslichen Eindruck zurückliess. Es war das einzige Mal in meinem Leben, dass ich statt Musiker lieber ein Maler zu sein gewünscht hätte. Wohl war mir bekannt, wie Mozart hier einen grossen Teil seiner Jugend und seiner Entwicklungsjahre zugebracht hatte. Allein, die Erinnerung daran war nicht stark genug, mich **(43/112)** länger in Salzburg aufzuhalten, da es mir auch an jeglichen Verbindungen fehlte, mich denselben in irgendwelcher historisch begründeter Weise überlassen zu können.

Ich nahm nun die Gelegenheit wahr, die Naturschönheiten der näheren Umgebung bestmöglich auf mich wirken zu lassen und machte am nächsten Morgen schon einen Ausflug nach Berchtesgaden, wo eine kurze Kahnfahrt über den Königsee, über den ein junges Tiroler Brautpaar mich führte, mich höchlich entzückte. Das leise Geflüster der beiden am andern Ende des Schiffchens machte den tiefen Eindruck der Einsamkeit und Stille, welchen das dunkle Gewässer, umgeben von den Riesengestalten des Watzmann und seiner Nachbarn, an sich schon erweckte, nur noch fühlbarer. Nach Berchtesgaden zurückgekehrt, ging mein Weg über den Hirschbichl tief nach Tirol hinein. Der einsame Pfad führte über manche von Wäldern reich bestandene Anhöhe, und erst spät abends erreichte ich das Ufer eines hoch gelegenen Bergsees, dessen zwischen hohen Felsen gelegenes Bett, das noch dazu vom vollen Monde beleuchtet war, mich zu kurzer Rast einlud. Doch winkte gar nicht weit davon ein Dorf, und ich brach auf, um es noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen. Ein Gasthof und ein frugales Abendessen waren bald gefunden. Als der Ermüdete ein Zimmer verlangte, wies die Wirtin ihn in ein grosses, mit nicht weniger als neun Betten garniertes grosses Gemach, und als er nach einer Schlafstelle für sich allein fragte, wurde ihm der Bescheid gegeben, dass man hier an der grossen Strasse die Gäste oft truppenweise zu beherbergen genötigt sei. Das war nun keineswegs angenehme Nachricht für den wandernden Musikanten. Doch musste er sich in sie schicken, und nachdem er für alle Fälle Uhr und Geldbeutel unter dem Kopfkissen geborgen und sogar sein Taschenmesser geöffnet neben seinem Bette auf den Stuhl gelegt hatte, empfahl er sich seinem guten Geschick. Noch hatte ich die Augen nicht geschlossen, als die Tür sich öffnet und eine baumlange Gestalt in der Richtung auf mein Bett zuschreitet, immer ihre Hand vor einem Lichte haltend aber bei demselben

vorbei durch eine andere Tür wieder verschwindet, die in ein Nebenzimmer führt. Es war der Wirt selber gewesen, der, spät von der Arbeit heimkehrend, von mir noch nicht gesehen worden war und nun sein im Nebenzimmer stehendes Lager aufsuchte, und um den Gast nicht zu stören mit möglichster Vorsicht das Zimmer durchschritten hatte. Am andern Morgen führte mein Weg mich vorbei an einer schönen Alpenwiese, an der ein Wegweiser auf einen Fusspfad deutete mit der Inschrift "Weg zur Eisenklamm". Es verleitete mich, den meinen zu ändern. Nach etwa einer Viertelstunde Weges stand ich plötzlich, obwohl noch mitten auf der Wiese, vor **(44/1/112)** einer grossen Öffnung im Boden, vor welcher der Pfad endete, und ich konnte deutlich Stufen erkennen, die in die Tiefe hinabführten. In Begierde zu erfahren, welche Bewandnis es mit dieser für mich rätselhaften "Eisenklamm" habe, zögerte ich nicht, die Treppe hinabzusteigen, auf der es dunkel und dunkler wurde, bis sich ein fernes, donnerartiges Getöse am Ende eines langen Ganges vernehmen liess, der durch ein von oben durch eine Felsenspalte fallendes Licht wieder etwas erhellt wurde. Auf diesem mit feuchten Brettern belegten Gange bewegte sich eine Gestalt mir entgegen, in der ich bei ihrem Nahen die Uniform eines bayrischen Soldaten erkannte, und ihn fragte, ob ich auf dem rechten Wege zur Eisenklamm sei: "Gehen'S nur weiter, erwiderte er, werden's schon sehen!" und setzte seinen Weg nach oben fort. In kurzer Zeit, nachdem ich den meinen über immer feuchter werdende Bretter und bei wachsendem Getöse weiter genommen hatte, ward ich durch einen wunderbaren Anblick überrascht. Am Ende des eben erwähnten unterirdischen Ganges ward es plötzlich wieder hell, und vor mir stürzte aus grauser Höhe die Wassermasse eines Flusses in unabsehbare Tiefe, um unter der Erde sich weiter ein Bett zu bahnen und erst an anderer Stelle wieder ans Licht zu treten. Damit hatte ich also die sogenannte Eisen vor meinen Augen, einen Bergstrom und dessen wunderbaren Sturz in die Tiefe, der im Volksmund mit dem Namen "Klamm" bezeichnet wird. Nachdem ich mich an dem Naturspiel sattsam geweidet hatte, kehrte ich um und nahm meinen Weg, nachdem ich die Wiese wieder erreicht hatte, wie am Tag zuvor immer aufsteigend, diesmal immer abwärts bis zu einem kleinen Städtchen, dessen Name mir leider entfallen ist. Eine freundliche Wirtin bot mir ein reichliches Mittagmahl, an dem auch eine Flasche guten Weins nicht fehlte. Da die Pergamentblätter meines Notizbuchs vollgeschrieben waren und ich mir gern zu deren Reinigung ein Stückchen Bimsstein verschafft hätte, frug ich gelegentlich die Wirtin, ob am Ort vielleicht eine Apotheke zu finden sei. Die Frage ward falsch verstanden, und da im südlichen Deutschland wie in der Schweiz Apotheker und Arzt in derselben Person vereinigt sind, wenn sich ihre Praxis nur auf einen kleinen Landumkreis beschränkt, so hatte die aufmerksame Frau gleich nach demselben geschickt, und ich war nicht wenig verwundert, schon nach dem letzten Gerichte ein kleines Männchen mit Stock und Zylinderhut zu erblicken, sich mir als Arzt vorstellend und sogleich nach meinem Befinden fragend. "Wie Sie sehen, Herr Doktor", erwiderte ich, "fehlt es mir bei der trefflichen Bewirtung des Hauses an nichts, und ich werde froh sein, wenn Sie mit mir ein Glas **(44/2/112)** auf unsere beidseitige Gesundheit leeren wollen." Der Irrtum war leicht erklärt, und bei dem so eingeleiteten Gespräch auch meines Besuchs auf der Eisenklamm gedacht. Bei dem Ausdruck meiner Verwunderung und Freude über dieselbe war er wie die ebenfalls anwesende Wirtin so freundlich, mich noch auf eine andere und - wie sie behaupteten - noch gewaltigere Naturerscheinung aufmerksam zu machen, welche freilich nur mit Hilfe eines sicheren Führers und mit dem Aufenthalt von zwei Reisetagen zu erreichen sei. Es handle sich um die Besichtigung der "linken Klamm", zu der man aber nur durch den Aufstieg auf eine höhere Alp gelangte, auf der man wohl eine Nacht werde verbleiben müssen, um von ihr aus am andern Tage die Klamm zu erreichen. Da mir von beiden in der Person des "langen Michels" ein zuverlässiger Führer versprochen wurde, setzte ich mich mit diesem sogleich ins Vernehmen, und bald nach Tisch meinen Wanderstab wieder zur Hand nehmend, begann ich den Aufstieg, der uns auch schon gegen Abend in das Alphüttchen einer jungen Bäuerin führte, in welchem sie dort oben der Milchwirtschaft ihrer Eltern, die tief unten im Tale wohnten, vorstand. Während sie selber bei einer Nachbarin Unterkommen fand, trat sie mir bereitwillig ihr Lager für die Nacht ab. Nach einfachem

Abendessen, für das ich schon vorher im Gasthause gesorgt hatte, konnte ich mich bequem auf dem freundlich angebotenen Lager ausstrecken und schlief sorglos dem nächsten Morgen entgegen, an dem der lange Michel schon um vier Uhr mich wecken und wir unsern Weg fortsetzen sollten. Aber, o wehe! – Als ich am andern Morgen meinen Kopf zur Fensterluke hinausstreckte, um meinen Führer abzurufen, stand dieser schon vor der Tür und versicherte mich, dass bei dem Nebel, der sich unterdessen auf der ganzen Trift gelagert hatte, an keine Fortsetzung unseres Wegs zu denken sei und wir abwarten müssten, bis er sich wieder zerstreut haben würde. So wenig angenehm diese Nachricht auch klang, liess sie sich bei der Aussicht, noch einige Stunden mit meiner anmutigen kleinen Wirtin zubringen zu können, leicht ertragen. Es wurde also mit ihr und andern Hüttenbewohnern ein Frühstück eingenommen, wie es Zeit und Ort nicht angenehmer bieten konnten, und nachdem ich durch sie einen Blick in das Hüttenleben der Älplerinnen getan, hoffte ich – wenn auch immer vergeblicher – auf den Durchbruch der Sonne und musste die unwillkürliche Gefangenschaft noch bis zum nächsten Morgen ausdehnen lassen, an dem endlich der Führer die Weiterreise zuliess. Erst später, **(45/112)** schon auf dem nun wieder abwärts führenden Wege, musste ich nach ziemlich langem Umhergehen von ihm selber den Grund seines Zögerns erfahren, als er mir nach öfterem vergeblichem Umsichschauen endlich bekannte, dass in den letzten 15 Jahren, seit er zum letzten Male die Klamm besucht hatte, Bäume und Pfade sich so verändert hätten, dass es ihm nun unmöglich sei, den Weg dahin zu finden, und trotz meines Verdrusses mussten wir – sogar über den soeben verlassenen Ort – unter ziemlichem Hohn der Hirtinnen den Rückweg antreten und kamen abends noch bei guter Zeit in Lunzenau (jetzt erinnere ich mich auch des Namens) wieder an, von wo ich – ohne der Frau Wirtin über den Führer gerechte Vorwürfe machen zu können – meinen Wanderstab weiter setzte. *[Ein Lunzenau in Tirol gibt es nicht, sondern nur in Sachsen; Reichel muss die Orte verwechselt haben.]* Da mir durch die missglückte Partie nach der Unkenklamm zwei Tage verloren gegangen waren, wollte ich das Versäumte wieder nachholen und benutzte einen durchgehenden Postwagen, um mich von ihm in der Richtung nach Vorarlberg weiter führen zu lassen. Einer Begegnung in St. Stephan mit dem Archäologen Preier aus Weimar wie auch eines komischen Vorfalls bei einem Versuch, eine dort gelegene Ruine zu erklimmen, würde ich hier noch gedenken wollen, wenn mir die ganze Weiterreise durch Tirol nach der Schweiz nicht völlig aus dem Gedächtnis verschwunden wäre, ausser dass ich, durch das tolle Herabfahren mit dem ungeheuren Postwagen etwas erschreckt in Bregenz angelangt, mich auf dem Bodensee vom Dampfboot nach Konstanz bringen liess.

*Erste Reise in die Schweiz. Luzern, Zürich, Bern, Genf. Treuegelöbnis an Bakunin.  
Wanderungen in den Walliser und Berner Alpen. In Genf bei Familie Pescantini. Von Genf  
nach Bern*

Hier schloss sich mir ein reisender Russe mit Namen Chwastoff [*wahrscheinlich Chwostow / (ХВОСТОВ)*] an, mit dem ich über Frauenfeld nach Zug fuhr und von dort unter steten theologischen Gesprächen (in denen er mir zu beweisen suchte, dass Gott dem Adam den Geist wahrhaftig nur durch die Nase eingeblasen habe) das damals noch sehr bescheidene Gasthaus auf dem Rigi erreichte. Über Luzern, wo ich meinen theologischen Begleiter verliess, und Zürich gelangte ich endlich nach Bern, wo ich Bakunin zu finden hoffte, aber erfuhr, dass er mich in Genf erwarte, wohin er gegangen sei, um von dort aus eine grössere Gebirgstour durch die Schweiz zu machen. Sogleich reiste ich ihm nach und war nicht verwundert, ihn in der Gesellschaft August Beckers und eines anderen Kommunisten zu treffen. Durch meine plötzliche Ankunft erlitt sein anfänglicher Plan insoweit eine Änderung, als Bakunin und ich vorher noch einen Besuch in Chamonix machen und erst später mit den beiden Andern in Martigny zusammen treffen wollten.

**(46/112)** Auf dieser Reise nun - also auf der Grenze Italiens, wohin doch eigentlich mein Gang gerichtet war - sollte sich auch der Wendepunkt für mein ganzes späteres Leben entscheiden, und ich bin heute kaum noch im Stande, in flüchtigen Worten mit voller Klarheit die Empfindungen und Gedanken zu wiederholen, von denen ich mich dazu bestimmen liess. Bakunin war seit unserer Trennung in Dresden ohne Bedenken seinen Weg fortgewandelt, der ihn rücksichtslos der Revolution in die Arme trieb, und hatte für denselben immer genügend neue Aufforderung und Nahrung gefunden. Die Negation alles unzulänglich Bestehenden, die ihm besonders eigen war, und aus der sich eine neue Welt erheben sollte, hatte ihn dabei geleitet, und er fühlte sich im Inneren stark genug, allen daraus erwachsenden Vorkommnissen gewachsen zu sein, indem er ihnen Reinheit der Absicht und Entschiedenheit des Charakters gegenüber stellte. - Ich dagegen konnte ihm darauf nur mit der Lauterkeit meiner Gesinnung folgen, hatte aber in meiner ganzen Vergangenheit nichts aufzuweisen, was in Taten oder Worten als wichtig oder bedeutungsvoll hätte angesehen werden dürfen, und der dadurch erregte Zwiespalt in meinem Empfinden machte mich einem jeden tiefen Eindruck von aussen her empfänglich, und ich entsinne mich noch, dass ich dieses Bekenntnis meiner Schwäche dem wieder gefundenen Freunde auf der Reise nach Chamonix selbst unter Tränen ablegte. Dass damit auch, wenngleich unausgesprochen, der Entschluss in meinem Innern aufstieg, der neuen Verbindung treu und anhänglich zu bleiben, dessen erinnere ich mich noch, wie auch, dass durch seinen Zuspruch das Gefühl und die Zuversicht auf die eigene Kraft wieder lebendig wurden. Es handelte sich nur darum, dem sichern Wegweiser des eigenen Innern auch treu und wahrhaft zu folgen. Darauf bestiegen wir wieder das Wägelchen, das wir - ich weiss nicht mehr aus welchem Grunde - eine Zeitlang verlassen hatten und liessen uns - ich neu gestärkt - nach Chamonix weiter führen. -

Man erwarte nicht eine detaillierte Beschreibung unserer Reise. Genug, dass wir Montenvers und von da mit zwei Führern das *Mer de Glace* besuchten, und - nachdem wir in dem dort befindlichen *Jardin* ein Frühstück eingenommen hatten - über die *Tête-Noire* hinab nach Martigny stiegen, von da einen Ausflug nach dem Grossen St. Bernhard machten, dann auf dem Rückweg nach Martigny dort die beiden Kommunisten fanden, mit denen der Aufstieg in das Rhonetal bis zum Leukerbad fortgesetzt wurde. **(47/1/112)** In einem dort genommenen Bade verbrühte Bakunin sich derart seinen Fuss, dass wir gezwungen wurden, einen Tag länger dort zu verweilen, was uns aber die Bekanntschaft mit einer in Paris weilenden schottischen Dame [*Mrs. Cokburn*] verschaffte, welche - als letzter Badegast - das Eintreffen ihres Bruders erwartete, der sie nach Paris zurück begleiten sollte. Ihre Gegenwart an der *table d'hôte* und vielleicht noch mehr meine Improvisation auf dem Klavier, der sie huldvollst Beifall schenkte, veranlasste sie zu der Einladung, bei einem gelegentlichen Aufenthalte in der französischen Hauptstadt auch sie zu besuchen, und nachdem wir ihr am andern Morgen vor der Tür ihres Zimmers noch aus dem Stegreif ein Ständchen gebracht hatten, schieden wir mit einem herzlichen *au revoir!* Da unser vierter Reisebegleiter sich auch schon in Bad Leuk verabschiedet hatte, zogen wir mit August Becker über die Gemmi, das Kandertal, Meiringen, Handeck, Grimsel und Furka bis zu der Rhonequelle, von wo uns der Rückweg über das Hospiz des Gotthard, Andermatt, Luzern, Thun und Bern wieder an den Genfer See führte, wohin uns die Einladung einer uns schon in Dresden bekannt gewordenen Familie Pescantini rief. Hier fanden wir in einem Gartenhäuschen volle Musse, Bakunin für seine politisch-philosophischen, ich für meine musikalischen Arbeiten. Obwohl Bakunin gut deutsch und leichter noch französisch schrieb, gewährte ihm die schriftliche Aufzeichnung seiner Gedanken doch nicht diejenige Freiheit, mit der er sich in lebendiger Rede mündlich auszudrücken und in begeisternder, die Hörer mit fortreissender Weise über alle das Gemüt erregenden Dinge zu äussern verstand, besonders wenn dabei zugleich noch die Freiheit des Glaubens oder Denkens berührt werden durften. Er hatte in Russland genug die Fesseln gefühlt, mit denen dort jedes freie Wort, ja selbst jeder Gedanke unerbittlich verfolgt ward, und die

Sympathie mit allen, die unter irgend einer Unterdrückung zu leiden hatten, war so stark, dass der Ausdruck derselben ihn auch oft über die Grenzen dessen hinausführte, was die Gesellschaft sich selber als Schranke gesetzt hatte. Ich leugne nicht, dass ich an diesen Gesprächen und Reflexionen, die sich häufig zu geselligen Problemen zuspitzten, gern und lebhaft teilnahm und mich ihnen bald so weit hingab, dass auch in mir der Zweifel an der Ordnung der bestehenden Verhältnisse im Staats- wie im Privatleben geweckt wurde. Wenn ich dazu noch den Einfluss der modernen französischen **(47/2/112)** Literatur rechne, die durch die Schriften der George Sand die damalige Welt so tief erregten, so hatte ich alle Ursache, dem früh in mir gepflegten konservativen Element dankbar zu sein, das mich abhielt, mich kopfüber in den Abgrund des Kommunismus zu stürzen, der damals in der Schweiz mehr und mehr Wurzel zu fassen suchte. Dabei hatte ein von Kindheit her bewahrtes Gefühl für Recht und Billigkeit meinen Verstand wach erhalten, in welchem er eine Waffe gegen so manche Ungeheuerlichkeit der Umsturztheorien fand, die er, wenn auch nicht immer zur Evidenz, so doch stets zum Schutz der eignen persönlichen Ansicht zu führen wusste. Dies verhinderte aber nicht, dass meine Beziehungen zu Bakunin einen immer innigeren Charakter angenommen hätten, und als bald darauf - nicht ohne den Einfluss unserer persönlichen Gegenwart - die Bande der Pescantinischen Familie, in der wir lebten, sich lösten und wir Zeugen des unheilvollen Einflusses waren, der dadurch auf die Kinder wie auch auf die ganze Umgebung ausgeübt wurde, war unseres Bleibens nicht länger, und statt weiter nach Italien zu gehen, blieb ich mit Bakunin zusammen, mein Geschick mit dem seinigen verbindend, und da für ihn, den russischen Flüchtling, kaum ein anderer Aufenthalt im Auslande geeigneter war als die Schweiz, so wurde Bern als der passendste gewählt, wo Bakunin mit der Familie des Professors [Philipp Friedrich Wilhelm] Vogt schon während seines früheren Aufenthaltes nähere Verbindungen angeknüpft und unterhalten hatte.

#### *Familie Vogt. Erster Berner Aufenthalt*

Der Professor Vogt, früher an der Giessener Universität, war gelegentlich der in den Zwanziger Jahren berüchtigten Demagogenhetze den Verfolgungen der Regierung ausgesetzt und war glücklich genug, sich der auf ihn gerichteten Fahndung durch die Berufung nach Bern und eine schnelle Übersiedlung auf Schweizer Boden entziehen zu können, wo er flüchtend mit seiner Gattin [Louise], einer geborenen Follen und einer Familie von damals schon sieben Kindern anlangte. Er wurde in seinen demokratischen Gesinnungen von Frau Vogt auf das Lebhafteste unterstützt, welche die ganze häusliche Einrichtung und selbst die Erziehung der Kinder in diesem Sinne zu leiten wusste. Ich werde den Eindruck des Familien-Speisetisches nicht vergessen, der aus einem runden Tische mit einer daraus hervor ragenden beweglichen Erhöhung bestand, auf welche die Speisen gelegt wurden. So viel Platz die umlaufenden Bänke gewährten, waren Gäste - ob eingeladen oder nicht - immer willkommen, und jeder musste sich von dem beweglichen Empor selber **(48/112)** nach Gefallen bedienen. Wie im Betreff der Gastfreundschaft herrschten auch in der Erziehung der Kinder die Prinzipien der vollsten Freiheit, welche, durch keine konventionellen Gesetze beschränkt, der eigentümlichen Entwicklung jeder besonderen Natur zu Gute kamen. In diesen Kreis gern aufgenommen und in ihm mit Liebe und Nachsicht geduldet zu sein, durften wir beide uns zur Ehre schätzen, und die Mama Vogt, die eine besondere Neigung für Bakunins freie Art sich zu äussern zeigte, wurde auch mir sehr bald eine freundliche wie ernste Beraterin. Wir hatten nach einem nur kurzen Aufenthalt im Gasthof "Zu den drei Kronen" bald ein passendes Logis von zwei anstossenden Zimmern gefunden, in deren grösserem ich sofort mit einem gemieteten Klavier Platz fand und in dem wir auch unsere täglichen Mahlzeiten fanden, zu denen sich Adolf, der dritte von Vogts Söhnen, einzufinden pflegte, wonach es dann an unterhaltenden Gesprächen niemals fehlte. Seine älteste Schwester Mathilde war schon mit dem Lehrer [Gustav] Frölich verheiratet, der sich später als Gründer eines Mädchen-Schul Seminars ["Einwohner-Mädchenschule" Bern] auch weit über die

Grenzen der Schweiz hinaus berühmt gemacht hat, als Begründer der Ausbildung schweizerischer Erzieherinnen, die in allen Ländern die höchste Achtung genossen. Carl, der älteste Bruder, hatte sich dem Studium der Naturwissenschaften gewidmet, und man kennt und verehrt heute noch die Forschungen, welche die Wissenschaft seinem Eifer verdankt, mit dem er noch bis diesen Tag in derselben tätig ist. Emil, der zweite Sohn, hatte sich dem Studium des Rechts zugewandt und wurde später einer der ausgezeichnetsten Advokaten und schliesslich Professor des römischen Rechts an der bernischen Universität, als welcher er noch bis zu seinem nur allzu frühen Tode wirkte, von Kollegen wie Schülern tief betrauert um sein allzeit lebendiges Wissen. Die zweite Tochter, Sophie, die schon damals sich durch Schönheit und eine gewisse aristokratische Neigung in ihrer ganzen Haltung wesentlich von den übrigen Geschwistern auszeichnete, heiratete später einen wohlhabenden Frankfurter Kaufmann namens [Wilhelm] Urich, der im mittäglichen Amerika [*in Trinidad*] bedeutende Besitzungen hatte und dann nach Europa zurückkehrte. Die dritte, Louise, ward die Gattin eines österreichischen Flüchtlings [Hans] Kudlich, der in Bern das in Wien begonnene Studium des Rechts mit dem der Medizin vertauscht (**49/112**) hatte und, um in New York die ärztliche Praxis auszuüben, seine junge Frau über den Ozean führte, wo bald ein reicher Kindersegen um das Paar heraufblühte. Gustav, der jüngste Sohn, und seine noch jüngere, schon hier in der Schweiz geborene Schwester Auguste waren noch Kinder, als wir im Jahre 1843 nach Bern kamen, und wenn Gustav sich auch später als Lehrer des eidgenössischen Rechts am Polytechnikum in Zürich eine angesehene Stellung erworben hatte, Auguste aber noch vor ihrer alternden Mutter hier in Bern starb, so nahmen beide damals doch unsre Aufmerksamkeit weniger in Anspruch als die schon erwachseneren Geschwister.

Unsere Wohnung, die ich bei meinem späteren Aufenthalte in Bern vergeblich wieder aufzufinden bemüht war, lag - so weit ich mich recht erinnere - im Zwiebelgässli [*heute "Zibelegässli"*], und wir errichteten dort eine Junggesellenwirtschaft, die nur durch den Anschluss an die Vogtsche Familie und die Sorgfalt, mit welcher Mutter Vogt sich unser annahm, einen irgendwie häuslichen Charakter erhielt. Wir bewohnten zwei Zimmer im zweiten Stockwerke eines Hauses, dessen grösseres ich mit einem gemieteten Klaviere in Anspruch nehmen musste, und das zugleich als Speisezimmer dienen musste, während Bakunin es sich in dem kleineren, das in einen engen Hof hinabsah, gefallen liess. Da von vorne herein auf ein längeres Verweilen nicht gerechnet war, so blieben Kisten und Koffer nur zur Hälfte geleert, auch nur notdürftig zugedeckt, in Bakunins Zimmer stehen und gewährten den uns Besuchenden den fremdartigsten Eindruck. Uns hinderte am Tage diese Unordnung nicht an der Fortsetzung unserer einmal begonnenen Arbeiten, so verschieden ihre Wege auch waren, und ich war dabei so fleissig, dass ich mir selbst nur abends spät, manchmal oft nur nach 10 Uhr, einen Spaziergang durch und um die Stadt erlaubte, so dass ich nach meiner späteren Wiederkehr kaum die Veränderungen wahr nehmen konnte, welche die Stadt durch ihren weiteren Ausbau in meiner Abwesenheit erfahren hatte. Adolph Vogt, der uns fast täglich unmittelbar nach dem Mittagessen seinen Besuch schenkte, war heiter und gefällig genug, sich mit eingehendem Humor unsere Wirtschaft gefallen zu lassen, und wir erwiderten denselben fortan fast an jedem Abende, wenn wir in lebhafter Unterhaltung und gelegentlicher Musik so viel der Anregung fanden, dass wir kaum merkten, wie die anfänglich geplanten Wochen sich unmerklich zu Monaten ausdehnten, die nur zu bald durch eine Zitierung Bakunins auf die russische Gesandtschaft (**50/1/112**) unterbrochen wurden.

*Mit Bakunin auf der Flucht von Bern nach Brüssel. Feststellung eigener  
künstlerischer Versäumnisse. Widerlegung der Tonartencharakteristik. Begegnung mit  
Gottfried Kinkel*

Es war im März des Jahres 1843, als die russische Regierung Bakunin den Befehl zukommen liess, sich ungesäumt wieder in Petersburg einzustellen. Da der russische

Gesandte ihm aber nicht versichern konnte, dass der Weg dahin sich nicht etwa noch weiter bis nach Sibirien hinein erstrecken würde, zog es Bakunin vor, einen andern Ort im Ausland zu wählen, der vielleicht noch im Stande sei, ihn vor den Verfolgungen des Kaisers Nikolaus [I.] zu schützen, und es wurde mit meiner Zustimmung Brüssel für einen nächsten Aufenthalt bestimmt, und ohne weiteres Besinnen die Reise dahin über Basel, Mannheim und von da mit Dampfschiff den Rhein hinab nach Köln angetreten, von wo uns die Post in kurzer Zeit nach Brüssel hinüber führte. Was mich veranlasste, so schnell auf den Vorschlag dieses neuen Wohnungswechsels einzugehen, waren einestheils die im Aufblühen begriffenen belgischen Musikzustände und das Brüsseler Konservatorium, das unter der Direktion von [François-Auguste] Fétis stand, der zu jener Zeit allgemein als Doyen der musikalischen Literatur in höchster Achtung stand, und andererseits, dass ich dabei immer noch eine gewisse Fühlung mit dem benachbarten Deutschland behielt. Dass mir Italien nicht nur örtlich wesentlich ferner gerückt wurde, sondern auch die (nie vorherrschende) Sehnsucht nach ihm, kümmerte mich wenig, da mein Inneres in dem Verlauf des letzten Jahres eine entschiedene Wendung nach dem Bedürfnis von Freiheit und Ungebundenheit eingeschlagen hatte, woran mein Gemüt ein nicht zu leugnendes Behagen fand. Auch wurde dieser nicht weniger als liederliche Zug meines Wesens durch die Eindrücke der belgischen Hauptstadt nicht gestört, sondern die von vielen Seiten auf mich wirkenden Einflüsse, mochten sie nun musikalischer oder wissenschaftlicher Natur sein, machten sich einerseits beschwichtigend geltend, während meine unausgesetzt musikalische Tätigkeit mich nur zu leicht überzeugte, dass ich mich durchaus auf dem richtigen Wege befände. In Brüssel trat mir zum ersten Male das Bewusstsein klar vor die Seele, dass während der Träumereien, welchen meine Jugendjahre sich hingeeben hatten, die Musik gleichsam hinter meinem Rücken einen entschieden andern Weg eingeschlagen hatte, welchem nachzukommen mich eine entschieden beharrliche Mühe kosten würde, und dem ich auch sogleich mit Anwendung aller meiner Kraft (**50/2/112**) nachzustreben suchte, indem ich mich seitens des Klavierspiels mit mehr Eifer Versäumtes nachzuholen bemühte. Auch in meinen Kompositionen versuchte ich neue Wege einzuschlagen, und es bot sich dazu eine ganz unverhoffte, aber darum nicht minder anregende Gelegenheit. Ein junger holländischer Musiker, der zugleich ein ausgezeichnete Fagottbläser war, hatte mich um Unterricht im Kontrapunkt gebeten, den ich ihm auch gerne, so gut es gehen wollte, in deutscher Sprache erteilte, und die Bekanntschaft mit einem eben so vortrefflichen Oboebläser veranlassten mich, ein Trio für Klavier, Oboe und Fagott zu komponieren, das in seiner Art vielleicht als Unikum gelten dürfte. Aber nicht deshalb tue ich hier seiner Erwähnung, sondern weil mir bisher jeder Versuch, ein Trio mit Begleitung von Violine und Violoncello immer missglückt war, während diese Komposition unerwartet leicht vonstatten ging und selbst vor meiner Kritik, die sonst ungebührlich streng zu sein pflegte, bei ihrer Ausführung nicht ohne Befriedigung gnädige Aufnahme fand, so dass mir selber damit eine neue Bahn geöffnet ward. Hierbei will ich eine kleine Anekdote mit einschalten, die mich damals sehr belustigte: Mein sehr geschickter Oboebläser tat sich wie viele Musiker jener Zeit mehr als nötig auf die sogenannte Charakteristik der Tonarten zugute, die ich meinerseits in Abrede stellte, und er wollte neben dem Verhältnis, das aus der Verwandtschaft der verschiedenen Tonhöhen entspringe, nur noch Dur und Moll gelten lassen. Diesem Für und Wider entsprangen wiederum manche lebhaften Erörterungen. Während eines solchen Streites fiel es mir einmal ein, denselben durch ein tatsächliches Beispiel zu entscheiden, und da mein Klavier zufällig mit einem Transpositeur versehen war, mit Hilfe dessen man die Tastatur leicht um drei halbe Töne verschieben konnte, hielt ich in meiner widersprechenden Behauptung plötzlich inne und sagte: "Nur für einige, wenn auch sehr wenige Stücke ist es mir unmöglich, sie mir in einer anderen als der ursprünglich geschriebenen Tonart zu denken, und dazu gehört unter anderen der fälschlich Beethoven zugeschriebene Sehnsuchts-Walzer von Schubert, der sich schwerlich anders als in As-dur denken lässt." Und zufällig bei dem Klavier stehend spielte ich den ersten Teil desselben: "Unmöglich, ihm in einer anderen Tonart seinen Charakter zu bewahren", fügte ich hinzu, indem ich unbemerkt das

Klavier durch einen leisen Druck um einen halben Ton höher oder tiefer umstimmte. "Aha! Da haben wirs!" triumphtierte mein Gegner, und meine Niederlage **(51/112)** bescheiden zugebend, setzten wir uns an den Tisch, um eine Tasse Kaffee einzunehmen. Nach dieser *Récréation*, womit nur kurze Zeit verstrichen war, bat ich ihn, den Walzer noch einmal zu spielen, und ohne Ahnung griff er in die Tasten von As-Dur, welche das Stück nun aber um einen halben Ton tiefer oder höher transponiert hören liessen. "Nun sehen Sie", rief er aus, "dass ich hierin doch einmal Recht habe." "Schade nur," erwiderte ich lächelnd, "dass Sie das Stück um einen halben Ton versetzt gespielt haben." Und nach der Erklärung des Mechanismus war das Lachen nun auf meiner Seite, auf das ich mir nun umso mehr etwas hätte zugute kommen lassen dürfen, als bekanntlich die um einen halben Ton nebeneinander liegenden Tonarten als die in ihrem Charakter einander unähnlichsten hingestellt wurden, was sie in Betreff der Verhältnisse ihrer Intervalle auch wirklich sind, was allerdings nur für das gegenseitige Verhältnis der Tonarten unter sich von Bedeutung bleibt, auf die charakteristische Eigenschaft dieser oder jener Tonart aber durchaus keinen wesentlichen Einfluss hat.

Neben diesen doch nur sehr oberflächlich musikalischen Berührungen traten uns einige Professoren der Hochschule in den Personen von Mainzer und Arndt sowie ein junger Jurist namens Gigot näher, durch den wir selbst Gelegenheit fanden, mit der höheren Brüsseler Gesellschaft in Berührung zu kommen. Dass dabei auch Blicke in die zum grossen Teile noch katholische Bevölkerung Brüssels getan wurden, war unvermeidlich, und wie wir vor unseren Fenstern gelegentlich einer grossen Prozession die Jungfrau Maria in Begleitung Gottes des Vaters und des Heiligen Geistes vorbeiziehen sahen und an dem Feste von Petri Fischzug einem Gastmahle beiwohnen konnten, an welchem Tausende von Personen der verschiedensten Stände teilnahmen, um sich während desselben nur von Fischspeisen regalieren zu lassen, sei hier nur beiläufig erwähnt; ebenso, dass wir - nur um unsere Neugierde zu befriedigen - einmal an der berühmten *table d'hôte* im Hotel des Brüsseler Hofes teilnahmen, an welcher täglich vierzig verschiedene Fleischspeisen serviert werden sollten, von denen manche natürlich nur als Schaugerichte fungierten. Nichtsdestoweniger ging es dort - wie überall - nicht ohne Humor und Heiterkeit ab.

Unseren gewöhnlichen Mittagstisch fanden wir in dem einfachen Restaurant des Gastwirtes Chabot, bei dem ich zufällig die Bekanntschaft Gottfried Kinkels machte, der als Professor der Ästhetik in Bonn eine Kunstreise durch Belgien und Holland machte, die später noch durch sein politisches Auftreten und mehr noch durch seine kühne Befreiung aus der Spandauer **(52/1/112)** Gefangenschaft durch den jungen [Carl] Schurz die Augen von ganz Europa auf sich zog. Und nicht nur in Betreff der bildenden Kunst schien er neben guten Augen auch ein richtiges Urteil zu haben, sondern auch in der Musik - besonders was deren jüngste Epoche durch Mendelssohn hervorgebracht hatte - war er wohlbewandert, wovon ich mich auf einem kurzen Spaziergange mit ihm überzeugen konnte. Später hoffe ich auf ihn noch einmal zurückkommen zu können. Bakunins Beziehungen zu seinen russischen Freunden, die ihn nicht aus den Augen verloren, verschafften uns Gelegenheit, manche derselben - wenn auch nur vorübergehend - in Brüssel bei uns vorbeiziehen zu sehen. Und bei einem dieser flüchtigen Besuche konnte Bakunin dem Reiz nicht widerstehen, Paris, die damals zweite Weltstadt, diesen Herd so vieler grosser weltbewegender Ereignisse, die Mutter aller Revolutionen, mit eigenen Augen zu sehen, und nachdem er einen seiner Freunde dahin begleitet hatte, kam er ganz entzückt von diesem Besuche zurück und war entschlossen, fernerhin seinen Aufenthalt dorthin zu verlegen.

Ich teilte diesen Entschluss nicht, und wenn sich auch keinerlei nationale Befürchtungen in eine gewisse Abneigung gegen das Pariser Treiben mischten, so leugne ich doch ein gewisses Vorhandensein derselben nicht, und nur der Wunsch, meine nun schon inniger gewordenen Beziehungen zu Bakunin nicht durch definitive Trennung

unterbrechen zu müssen, bewog mich, ihn auf einen kurzen Besuch von etwa drei Wochen dahin zu begleiten, und ich ahnte nicht, dass aus diesen drei Wochen dreizehn Jahre werden sollten!

*Nach Paris, der "Mutter aller Revolutionen". Zwischen Revolutionären und haute volée.  
Wiedersehen mit Charles Gounod. Lebensunterhalt durch Klavierunterricht,  
Kompositionstätigkeit und Entschluss, in Paris zu bleiben*

Die Post brachte uns nach einer ziemlich langweiligen Fahrt, die noch durch zufällige Hindernisse verlängert wurde, einige Tage vor dem in jener Zeit so berühmten und durch besondere Feierlichkeiten noch erhöhten Feste der Julitage nach Paris, wo wir im *Hôtel de Rome* in der *Rue de la Seine* Unterkommen fanden, ich mich aber einer leichten Unpässlichkeit halber gleich zu Bett legen musste. Eine alte deutsche Sprachlehrerin, Madame Gellert, ward meine Pflegerin, und kaum war ich wieder auf den Füßen, als Bakunin erschien, begleitet von [Georg] Herwegh, [Arnold] Ruge, [Hermann] Müller-Strübing und noch einigen andern seiner Bekannten, die zum Teil alle [?] der deutschen revolutionären Partei angehörten, und sie mich in die Mitte nahmen, um dem Abendfeste des 30. Juli vor den Tuileries und auf der *Place de la Concorde* beizuwohnen. Hatten mir bei unserer Einfahrt in die Stadt die Boulevards mit ihren mächtig hohen **(53/1/112)** Gebäuden einen imposanten Eindruck gemacht, so ward derselbe durch den Anblick der Tuileries und des Louvre noch um ein Bedeutendes erhöht, die wir über den Carrouselplatz schreitend links und rechts neben uns hatten, wo uns eine wogende Menschenmenge aufnahm, von der wir uns an das auf die *Rue de Rivoli* führende Pfortchen des *Jardin des Tuileries* mitführen liessen. Hier eingetreten, empfing uns die *Marseillaise*, die von zwei von dem Schlosse platzierten Orchestern gespielt wurde und in welche nicht nur das Publikum mit einstimmte, sondern - wie behauptet ward - auch Louis-Philippe samt dem um ihn versammelten Hofe vom Balkone des Schlosses hinab. War es schon schwer gewesen, sich in dem wogenden Gedränge einen Weg durch den Schlosspark nach dem Ausgangstor desselben gegen die *Place de la Concorde* zu bahnen, so wurde es auf dieser selbst zur Unmöglichkeit, sie zu überschreiten, denn das Hin- und-Her-Gewoge war so stark, dass wir beim Heraustreten auf den Platz wiederum von der Menge mehrere Male um den in seiner Mitte stehenden Obelisk herum gedrängt wurden und schliesslich statt in den *Champs-Élysées* in der *Rue Royale* einen Ausgang aus dem Gedränge fanden, wo schon mehrere tot gedrückte Menschen als Leichen fortgeschafft werden mussten. Von hier aus nun gewährte der Platz, der von allen Seiten durch ein wahres Feuermeer von Lampen erleuchtet war, einen überwältigenden Eindruck, und wir konnten einem auf der Seine abgebrannten glänzenden Feuerwerke mit mehr oder weniger Gemächlichkeit zuschauen. Auch dieses liess an blendender Pracht nichts fehlen, und erst spät erreichten wir auf Umwegen durch die *Champs-Élysées* das berühmte *Café* und den *Jardin Mabille*, in welchem ein *Orchestre* die Anwesenden zu den ausgelassensten Tänzen aufforderte. So waren die bewilligten drei Tage meines in Aussicht gestellten Besuchs mit diesem 30<sup>ten</sup> [Juli] schon verflossen, und an eine Rückkehr aus Paris konnte noch nicht gedacht werden, um so weniger als Madame Gellert trotz meiner Widerrede mich veranlasste, einer jungen Engländerin Klavierunterricht zu geben, welche denselben selbst unter der Bedingung gern annahm, dass ich meinen Aufenthalt nur um wenige Wochen verlängern könne. Sehr bald fanden sich mehrere andere Schüler, welche von der gleichen Gelegenheit, von einem reisenden Musiker unterrichtet zu werden, **(53/2/112)** Gebrauch machen wollten, und da die Lektionen gut bezahlt wurden, glaubte ich in der Fortführung derselben eine geeignete Quelle gefunden zu haben, meinen Lebensunterhalt selber erwerben zu können, was denn ja auch mit im Ziele meiner Bestrebungen liegen musste, und unvermerkt wurde ich durch diese sich mir von selbst aufdrängende Beschäftigung länger in Paris festgehalten, als es anfänglich in meiner Absicht gelegen hatte.

*Wiedersehen mit Mrs. Cokburn. M. und Mme. Albrecht. Pariser Salonleben.  
Ville-d'Avray. Verlag Simon Richault. Wiedersehen mit Charles Gounod*

Während Bakunin fortfuhr, sich mit den in der Richtung der Zeit liegenden politischen Fragen zu beschäftigen, fand ich Gelegenheit, den Kreis meiner Bekannten nach ganz anderer Seite hin zu erweitern, und hier war es, wo die zufällige Begegnung mit Miss Cokburn im Leukerbad mir unerwartet Personen zuführte, durch welche sich mein Bekanntenkreis - in günstiger Weise für die von mir neu betretene Bahn - mehr und mehr aufschloss, so dass auch ich immer weniger Ursache hatte, mit der Verlängerung meines Pariser Aufenthaltes unzufrieden zu sein.

Ich fand die alte Tante meiner Leuker Gönnerin bei meinem ersten Besuch umgeben von einigen abscheulichen Vetteln [*im Manuskript unleserlich. "Fetteln"?*] neben einer anderen ihrer Nichten im Gespräch mit ein paar katholischen Geistlichen vor, an dem auch die junge Dame, welche sich ebenfalls durch Schönheit nicht auszeichnete, lebhaften Anteil nahm, und obwohl ich des Französischen noch nicht mächtig war, wurde ich doch zu den gewöhnlichen Empfangsabenden eingeladen, von denen Bakunin sich aber fern hielt, weil ihm der geistliche Duft nicht besonders anziehend war. Aus diesem einsamen Winkel der *Rue de Lille* entsprang bald der grosse Kreis mehr oder minder einflussreicher Personen, von denen ich in der ganzen Zeit meines Pariser Aufenthaltes getragen wurde. Die erste derselben war eine Mistress Saemann, welche mit ihrem Gatten auch ein offenes Haus im *Faubourg St. Germain* aufmachte, an dessen Abenden sie nicht ungern ihre nicht übel geschulte Stimme hören liess. Bei ihr lernte ich einen Attaché der sächsischen Gesandtschaft, Herrn Albrecht, kennen, und in ihm zugleich einen Freund Chopins, den er schon seit seiner Übersiedlung nach Paris kannte und verehrte. Durch ihn wie durch seine Frau, eine geborene Durand aus Bordeaux, wurde ich dann in weitere Kreise eingeführt. Madame Albrecht war im Besitz einer wunderbar schönen Stimme, die, wie sie mir sagte, früher ein hoher Sopran gewesen sei, sich dann aber in die Tiefe gesenkt habe, so dass für höhere Lagen geschriebene Gesangsstücke oft um eine Quarte oder Quinte transponiert werden (**54/112**) mussten, um sich ihrer Stimmlage anzupassen. Dabei wusste sie denselben durch ihren Vortrag so viel Reiz und Anmut zu geben, dass alle Hörer - und ich mit ihnen - zu vollem Erstaunen hingerissen wurden. Anfänglich nur Lehrer und Begleiter, ward ich mit den liebenswürdigen Menschen doch bald so vertraut, dass ich mich in ihrem Hause heimisch fühlte und mich bei ihnen gern von dem Trubel der grossen Stadt ausruhen und erholen mochte, wozu ihr Landhäuschen in Ville-d'Avray besonders in den Sommermonaten die freundlichste Einladung bot. Und so wuchs mit der Ausbreitung der geselligen Zirkel auch der Kreis meiner musikalischen Tätigkeit und bot mir nicht nur Erwerb, sondern auch Gelegenheit, meine Neigung zur Komposition auszubilden, und zwar nach mancher mir noch neuen Richtung. Gern gedenke ich dabei noch verschiedener Instrumentalduos, -trios und -quartette, wie so vieler französischer Lieder und Gesänge, die nicht nur in engeren, sondern auch weiteren Kreisen freundliche Anerkennung und Aufmunterung fanden. Und selbst zur Anfertigung von Sachen grösseren Stils fand sich Gelegenheit, so dass nicht nur ein "*Salve Regina*" in der *Madeleine*, sondern in der Kirche von Ville-d'Avray sogar eine Messe für Chor, Solo und kleines Orchester von meiner Komposition zur Aufführung kommen konnte. Die Musikverlagshandlung von S. Richault hatte bald die wenigen Instrumentalsachen meiner Komposition, die in Deutschland erschienen waren, für Paris nachgedruckt, und dazu noch einige meiner französischen Gesangssachen in Verlag genommen, wobei der Komponist freilich (und damals nicht ungern) auf ein Honorar verzichtete, in der Hoffnung, dass die Zukunft für ihn erspriesslichere Zeiten herbeiführen würde. - Auch hatte ich nicht unterlassen, bei Charles Gounod einen Besuch zu machen, fand statt seiner aber nur seine Mutter zu Hause, da sich ihr Sohn, wie sie mir mitteilte zur Wiederherstellung seiner Gesundheit auf dem Lande befände. Da der Besuch nicht erwidert wurde, machte ich keinen neuen Versuch, die Bekanntschaft fortzusetzen, die

noch von Wien her datierte, umso weniger, als das Gerücht ging, Gounod habe eine vorwiegend geistliche Richtung genommen, was mir mit seinem früheren Wesen - im Leben wie in der Musik - nicht sehr im Einklang zu stehen schien. Und nicht wenig verwundert war ich, als ich bald darauf bei einem Besuch in dem Verlagslokal des alten Richault diesen im Gespräch mit einem jungen Geistlichen fand, der mir von ihm als Abbé Gounod vorgestellt wurde. Nun erkannte ich ihn trotz seines schwarzen Gewandes, aber es war weder der Ort noch die Zeit, **(55/112)** meiner Verwunderung über die Metamorphose Ausdruck zu geben, und ich versprach gern, seiner Einladung zur Aufführung einer seiner neuesten Kompositionen in der Missionskirche der *Rue du Bac* zu folgen, welche er ebenfalls im geistlichen Gewande leitete. Kurze Zeit darauf begegnete ich ihm wieder auf dem *Pont d'Iéna*, nun aber wieder in Frack und Glanzstiefeln, also in neuer Metamorphose, und auf meine Frage "*Et la soutane?*" erhalte ich die lakonische Antwort: "*Elle est jetée aux...*" [die Pünktchen stehen vermutlich für «chiottes»/ "Scheisshaus". Die andere Möglichkeit, "ordures"/"Müll" hätte Reichels schamhafter Selbstzensur nicht bedurft]. Ich hatte zu wenig Sinn für derartige Sinnes- und Gemütsänderungen und hielt mich gern fern von den Kreisen, in welchen sie nicht als auffallend angesehen wurden.

### *Begegnungen mit George Sand, Émilie de Perthuis und Frédéric Chopin*

Bakunin, der seine Gesellschaft an ganz anderer Stelle fand und sich vorzugsweise der oppositionellen Presse und denjenigen Politikern anschloss, welche dem Regime Louis-Philippes und seines Ministers [François] Guizot nicht schmeichelten, hatte auch schon die Bekanntschaft George Sands gemacht, die als die vertrauteste Freundin Chopins angesehen wurde. Um mir eine Annäherung an diesen zu verschaffen, hatte er - wenn auch vergeblich - den Versuch gemacht, auch mich bei ihr einzuführen. Es war mir dieses Misslingen aber insofern nicht unlieb, als ich tatsächliche Beweise hatte, dass in jenem Zirkel auf junge Leute nicht vorteilhaft gewirkt würde, und obwohl ich nicht Ursache hatte, der Selbständigkeit meines Wesens zu misstrauen, schien mir doch das ganze dort vorwaltende schöngeistige Gebaren, mit dem man oft auch gerne Parade machte, meiner Natur doch wenig zu entsprechen, und ich war zufrieden, Chopin an anderem Orte zu begegnen als in dem Salon von George Sand. Es war die Gräfin [Emilie de] Perthuis, eine geborene Hannoveranerin, die Gattin eines im Kriegsministerium beschäftigten Generals und Adjutanten des Königs, welche mir in ihrem Hause (wo ich auch seit einiger Zeit ein gern gesehener Gast war) die erste Begegnung mit dem viel bewunderten Künstler verschaffte. Nicht nur in ihren Zirkeln, auch sonst überall ward ein Erscheinen Chopins von seinen zahlreichen Verehrern als ein wahres Fest begrüßt, war doch sein körperliches Befinden schon derart, dass man den Leidenden schon in einem Sessel in die zwei Treppen hoch gelegene Wohnung der Gräfin hinauftragen und er sich im Vorzimmer lange von der Anstrengung erholen musste, ehe er es wagen durfte, in das Gesellschaftszimmer zu treten. Kaum aber hatte sich seine kleine zierliche Gestalt durch die Tür geschoben, als er auch sogleich wieder Herr seiner Bewegungen wurde und, mit Geist und Witz um sich sprühend, sich bald zum hauptsächlichen Führer des Gesprächs zu machen verstand. Ich verweile gern bei dem Eindruck, den die erste Erscheinung dieses für **(56/1/112)** die Kunst so hochbedeutenden Mannes auch in seinem äusseren Auftreten auf mich machte. Auf einem so gebrechlichen Körper, dass man kaum begriff, wie er sich aufrecht erhalten und bewegen konnte, ruhte ein idealisch schön geschnittener Kopf mit vorspringender, etwas gebogener Nase, dessen Augen mit lebhafter Schnelligkeit sprühende Blicke über die ganze ihn erwartende Gesellschaft schiessen liessen, welche er mit seiner anregenden Unterhaltung auch bald an sich zu fesseln wusste. Als er aufgefordert ward, etwas zu spielen, setzte er sich ohne sich viel bitten zu lassen an den in die Mitte des Zimmers geschobenen Flügel, und nachdem die Lichter auf demselben gelöscht waren, seine zahlreichen Verehrerinnen sich um dasselbe gruppiert hatten und die Tasten von ihm vorher durch leichte Berührung mit seinem Taschentuch abgewischt waren, trug er eine seiner neusten Kompositionen (die mir aber

noch unbekannt waren) mit solcher unübertrefflicher Meisterschaft und (man erlaube mir den Ausdruck) Reinlichkeit vor, dass er damit das Entzücken des ganzen Kreises hervorrief. Leider stand ich noch nicht auf der Höhe desselben. Denn da es mir mehr darauf ankam, was und nicht wie gespielt wurde, so konnte ich mich, fremdartig, wie mir die Chopinschen Harmoniewendungen immer noch waren, von deren erstem Eindruck noch nicht so hinreissen lassen wie die Anderen, und durfte es Frau von Perthuis, an deren Arm ich zum Tee ging, nicht verübeln, wenn sie auf ihre Frage, wie mir das Vorgetragene gefallen habe und meine etwas kühle Antwort darauf in den Ausruf "Sie deutscher Bär!" ausbrach. Nach dem Tee aber, als Chopin sich noch einmal ans Klavier setzte und einige seiner schon bekannteren *Nocturnes*, *Préludes*, Etüden und Mazurkas vortrug, musste und durfte auch ich gestehen, noch nie auch nur Ähnliches gehört zu haben, was die Präzision des Vortrages und vor allem die treffende Tiefe des Ausdrucks betrifft. Nie kam es vor, so oft ich später auch noch Gelegenheit fand, ihn zu hören, dass ihm ein unsicherer Ton entschlüpft wäre, wie überhaupt die äusserste Reinlichkeit - mit Absicht sage ich nicht "Reinheit" - sein Spiel von dem anderer Klaviervirtuoson auszeichnete, während man sich bei Liszt und [Anton] Rubinstein seines Lebens und Gehörs manchmal nicht ganz sicher war, so sehr die Meisterschaft beider Klavierheroen auch den Übrigen die grösste Bewunderung abforderten. Auch bei Chopin stand die Fingerfertigkeit und Sicherheit mit auf dem Plan; was aber seine Behandlung des Instruments vor allem auszeichnete, war nicht so sehr diese als die Weichheit, mit welcher er vor allem aus den auf Mechanik (**56/2/112**) beruhenden Instrumenten Töne hervorzulocken wusste, welche mehr aus seinem inneren, überaus feinen Gehör als aus dem Anschlag der Finger hervorzukommen schienen. Auch ist, so weit von seinem Spiele die Rede ist, der Ausdruck "Anschlag" nicht zutreffend, und ich möchte dafür lieber "Druck" sagen, denn trotz des gewaltigsten *fortissimo*, das ihm ebenso wie das leiseste Piano zu Gebote stand, verliessen seine Finger doch niemals die Tasten, so dass er eigentlich immer in steter Berührung mit dem Instrumente blieb, und daher übertrug sich [*im Original: "schreibt sich"*] auch wohl der mächtige und unmittelbare Eindruck seines Vortrags auf die Zuhörer. Und wenn schon der feine Spieler, so zogen mich doch mehr noch seine Kompositionen an, besonders wenn diese sich in etwas engerem Rahmen bewegten. - Wenn er auch mir und meiner Musik keineswegs abhold war, so haben sich doch auch später unsere Wege immer in einer gewissen Entfernung von einander gehalten. - Am öftesten traf ich ihn in dem Hause von Perthuis, bis nach seiner plötzlichen Trennung von George Sand sein Gemüt zusammenbrach und er öfter bei seinem Freunde Albrecht auf dessen Landsitz in der Einsamkeit Sammlung für dasselbe suchte und für kurze Zeit auch fand. Hier liess er selbst bei gedrückter Stimmung im engeren Kreise der Familie seiner angeregten Laune manchmal den Zügel schiessen, und neben seiner musikalischen Virtuosität brach ein unverkennbares Talent für mimische Darstellung hervor. Eines Abends, an dem er nur das Gebaren der verschiedenen hervorragenden Klavierspieler sehen lassen wollte, trat er unvorbereitet nur mit kleinen Änderungen der Haartour als Liszt, als Thalberg, ja sogar als der alte [Johann Peter] Pixis aus dem Nebenzimmer und verstand es, in Haltung Gebärden und Rede und durch die verschiedene Weise ihres Spiels uns von denselben eine so deutliche Vorstellung zu geben, dass wir die Personen selber zu sehen glaubten und mit aufrichtigem Gelächter seine Darstellung belohnen konnten, so treffend wusste er alle ihre Eigenheiten nicht nur in Manieren und Gesprächen, sondern auch am Piano wiederzugeben.

#### *Chopins Unterrichtsmethoden*

Feind alles bloss Mechanischen quälte er seine Schüler auch nicht mit trockenen und geisttötenden Exerzitien, forderte dagegen fleissiges Üben der Tonleitern wie gewissenhaftes Eingehen auf seine Anmerkungen und vor allem die Einsicht und das Verständnis der betreffenden Kompositionen, zu welchem Zwecke er so weit ging, dass er seinen Schülern kein andres Spiel gestattete, als wenn sie ihm die betreffende Lektion aus dem Kopfe ohne vorliegende Noten vortragen konnten, was - wie mir später eine

meiner Schülerinnen mitteilte - bei ihr, die nicht gewohnt war, auswendig zu spielen, anfänglich eine Flut von Tränen hervorrief. Mit der grössten Sanftheit und Geduld aber habe Chopin sie getröstet und ihr gezeigt, dass bei gutem Willen sich selbst das Gedächtnis üben und gleichsam erzwingen lässt, und seither **(57/112)** habe sie es soweit gebracht, dass sie nur nach einem auf eine Komposition geworfenen Blick dieselbe sogleich innerlich gefasst und ohne Noten habe nachspielen können, wovon sie mir manche überraschende Probe ablegte.

Wenn auch sehr davon überrascht, machte ich doch bald eine ähnliche Erfahrung bei einer anderen jungen Dame, der Tochter des gelehrten Geographen Lethrône, die mich eines Abends durch den Vortrag meiner eigenen Sonate, welche bei Richault durch Wiederdruck erschienen war, erfreuen wollte und mich auf die Frage, ob ich ihr nicht die Blätter umwenden solle, mit der Antwort überraschte, sie spiele sie auswendig, und wirklich blieb sie auch keine Note schuldig, sondern spielte das ziemlich schwierige Stück ohne Stocken zu meiner nicht geringen Verwunderung aus dem Gedächtnisse nach, obwohl ich wusste, dass die Musik ihr kaum acht Tage vorher vor Augen gekommen. War sie auch keine Schülerin von Chopin, so waltete auch über ihr nichtsdestoweniger sein geistiger Einfluss. Auch bei der Übung der Tonleitern wich Chopin von der gebräuchlichen Art des Studiums derselben ab. Während man gewohnt war, dieselben nach der Schwierigkeit der Notenbezeichnung durch Kreuze und Bs einander folgen zu lassen, warf Chopin seinen Blick zunächst auf die leichtere oder schwerere Ausführung derselben, wie sie der Hand von den jeweiligen darin vorkommenden Obertasten geboten wurden, und von diesem Gesichtspunkte aus liess Chopin seine Schüler mit H-Dur als der leichtesten aller Tonarten die Übungen beginnen. Dann immer einen halben Ton durch B, A, As-Dur etc. fortfahren, endlich C-Dur als der schwierigsten aller Tonleitern enden, da in dieser beim Fehlen aller Obertasten das Unter- oder Übersetzen dem Spieler die meiste Unbequemlichkeit bietet. Dann folgten Arpeggien, Terzen und Sextentonleitern und was der Dinge noch mehr sind, und Chopin wusste durch bequem gelegten Fingersatz diese Übungen so handgerecht zu machen, dass seine Schüler bald eine bedeutende Stufe der Fertigkeit erreichten. Leider ist mir ein sehr wertgehaltenes Papier auf meinen häufigen Umzügen schliesslich doch verloren gegangen, auf dem Chopin mir in dem engen Raum eines Quartblattes den ganzen Gang seines Unterrichts, so weit er sich auf die technischen Übungen bezog, aufgeschrieben hatte. Ähnlich wie diesen habe ich den Verlust noch so manchen Schriftstückes oder sonst wichtigen Andenkens zu beklagen, was ein weniger leichtfertiger Sinn als der meinige wohl sorglicher gehütet hätte. Und wenn auch, wie Bakunin scherzweise zu sagen pflegte, selbst das Teuerste vor der Ewigkeit wertlos bleibe, so sind doch weder **(58/112)** wir noch unsere Angehörigen und Kinder mit der Ewigkeit identisch, und es kommen wohl Zeiten, in denen wir gern uns noch im Besitz von Manchem nun Vermissten sehnen würden, besonders wenn es in Bezug zu uns teuer gewordenen Verstorbenen steht, denen wir nicht nur eine innerlich herzliche, sondern auch tatsächliche Erinnerung schuldig sind.

#### *Drummond de Melfort. Familie von Stockhausen*

Auch der Familie des Grafen Louis Drummond de Melfort erinnere ich mich mit Freude und Dankbarkeit. In seinem Hause wurde die Musik von ihm wie von seiner ältesten Tochter Marie eifrig gepflegt, und ich fand bei ihnen sowohl herzliche Aufnahme als auch häufige Anregung zu neuem Schaffen. Dort wurde viel und mit hingebender Neigung Musik getrieben, wobei der Graf selber oder einer seiner jungen Freunde, [Gabriel Jean Joseph] Vicomte de Molitor, die Violine oder Marie abwechselnd mit mir das Klavier bei Sonaten spielten, die sich später, als sich um mich ein Kreis jüngerer Musiker gebildet hatte, auch bis zu Trios und Quartetten ausdehnten, wenn ich einige der jungen Kräfte bewegen konnte, an jenen Musikabenden teilzunehmen.

Ebenso freundlich aufgenommen war ich in der Familie des hannoverschen Gesandten Baron [Bodo Albrecht] von Stockhausen, dessen Gattin, eine geborene Gräfin [Clotilde Annette von] Baudissin bald meine langjährige Schülerin im Gesange wurde. Den beiden habe ich neben der treuen und herzlichen Anhänglichkeit, die sie mir während meines Pariser Aufenthaltes erwiesen, auch die erste Anregung zu danken, mich als Komponist und Klavierspieler in öffentlichen Konzerten hören zu lassen, und habe keinen Grund, diesen Versuch zu bereuen. Denn wenn ich auch weder Neigung noch Fähigkeit - und noch weniger Lust - hatte, durch geschickte Lenkung [*im Original: "Leitung"*] der Kritik diesen Konzerten, die sich jährlich wiederholten, und meinem Namen den nötigen Klang zu geben, so ging mein öffentliches Auftreten doch nicht spurlos vorüber, sondern verschaffte ihm in Paris - wie später in Dresden - einen Wert, zu dem er ohne diese Konzerte wohl kaum gelangt wäre.

*Vorboten der 1848er Revolution. Pierre-Joseph Proudhon*

Immer näher rückte das Jahr 1848, das mit seiner Revolution und ihren Folgen auf das Geschick Frankreichs von so unheilvollem Einflusse werden sollte. Das Ministerium [Adolphe] Thiers war schon längst gefallen, und die von [François] Guizot eingeschlagene doktrinäre Richtung verfehlte nicht, in Paris wie im ganzen Lande eine mächtige Opposition hervorzurufen, an deren Spitze sich in der Deputiertenkammer bald Odilon Barrot und [Alexandre Auguste] Ledru-Rollin stellten. Und nicht nur politische Opposition, auch Elemente **(59/1/112)** sozialer Natur waren es, welche zugleich mit ihr den Boden unterwühlten, und [Pierre-Joseph] Proudhons Werk über die Natur des Eigentums hatte schon seinen Weg gefunden und war je nach der Gesinnung, auf die es traf, teils mit Sympathie, teils mit Entsetzen aufgenommen worden. Proudhon war von Lyon, wo er als Buchdrucker sich beschäftigte, nach Paris gekommen, wo Bakunins Anwesenheit ihm die schon lang gesuchte Gelegenheit verschaffte, sich von ihm als gewiegttem Hegelianer in die Wunder der gerühmten Hegelschen Philosophie einführen zu lassen. Bakunins Beziehungen zu den Männern der Opposition, zu denen auch Louis Blanc und [Armand] Marrast, der Redakteur des *National*, und andere gehörten, waren immer enger geworden, und obwohl ich dem politischen Treiben fern stand, konnte es doch nicht fehlen, dass ich mit manchen mehr im Vordergrund stehenden Persönlichkeiten von Angesicht zu Angesicht bekannt wurde.

Während der Kreis von Bakunins Bekannten sich immer mehr nach der Richtung hin erweiterte, von wo - durch deren Einsicht und persönliche Anlage - sich Erfolgreiches durch tätige Teilnahme an politischen und sozialen Umgestaltungen erwarten liess, blieb mein Blick immer lieber noch an den individuellen Gemüts- und Charaktereigenschaften der Menschen haften, von denen ich aus ihrem Innern heraus auch einen möglichen Einfluss auf die öffentlichen Institutionen und von da aus auf die Beziehungen von Mensch zu Mensch einzig rechnen zu dürfen glaubte. Und beide hatten wir zu erfahren, wie weit es dem Schicksal gestattet ist, dergleichen Hoffnungen zu erfüllen, oder auch - zu täuschen.

*Carl Witting*

Nicht ohne Befriedigung erwähne ich hier die Begegnung mit einem jungen Violinspieler aus Aachen namens Carl Witting, der mir von einem jungen Klavierspieler Herrmann [*? Hermann Cohen?*] als Notenschreiber empfohlen worden war. Durch Witting erfuhr ich, dass Herrmann ihm auf seiner Durchreise durch Aachen eine Übersiedlung nach Paris und eine Aufnahme auf dem dortigen *Conservatoire* als eine so leicht auszuführende Sache geschildert habe, dass der junge Mann, brennend vor Verlangen, etwas Tüchtiges in der Musik zu lernen, sich mit 50 Talern erborgten Geldes sogleich auf den Weg nach Paris machte, dort aber die Erfahrung machte, dass die Aufnahme ins Konservatorium noch vielen - ihm als Ausländer unübersteiglichen - Hindernissen begegnete und er sich gedrängt sah, sich durch andere Hilfsmittel dort eine Existenz zu

sichern, wobei ihm das Kopieren von **(59/2/112)** Musikalien vorläufig am nächsten lag. Vorzugsweise beklagte er sich, die Hoffnung aufgeben zu müssen, sich nun weiter in der Musik ausbilden zu können, und nahm darum mit Freuden mein Anerbieten entgegen, das Wenige, was ich selber gelernt und erfahren hatte, auch ihn zu lehren. Damit hatte ich in ihm nicht nur einen strebsamen und fleissigen Schüler gewonnen, sondern - was soviel schätzenswerter ist - einen grundbraven, treu ehrlichen und reinen Menschen, dem ich trotz manchen Wechselfällen des Lebens seither eng verbunden geblieben bin, und der auch zu mir und den Meinigen bis zur heutigen Stunde unentwegt gestanden hat. Zu jener Zeit schon hatte ihm seine schöne, klangvolle Stimme einen Platz als Chorist in der Italienischen Oper [*Théâtre-Italien*] verschafft, doch er scheute sich nicht, diesen im darauffolgenden Sommer mit einer Stelle als Violinist in einem der kleineren Theater zu vertauschen, und mit Genugtuung teilte er mir mit, wie oft er dort, während auf der Szene die lustigsten oder rührendsten Szenen gespielt wurden, auf seinem Platze im Orchester mit Bleistift seine harmonischen oder kontrapunktischen Beispiele für unsere Lektionen skizziert habe. Bald war er im Stande, die geliehenen 50 Taler abzutragen, denn er war an pünktliche Ordnung und Reinlichkeitsliebe in allen Stücken gewöhnt, sodass er, sobald die geringen Bedürfnisse des Magens sowie seine stets sorgsame Kleidung beschafft waren, keinerlei Ausgaben für andere Dinge kannte, denn er hatte die Kraft, sich dieselben zu versagen, solange die Mittel zu ihrer Bestreitung nicht erreichbar waren. Daneben aber hörte er nicht auf, der armen Eltern und zweier in Aachen zurückgelassener Schwestern zu gedenken, von denen die ältere bald die Frau eines wohlhabenden Rheiner Bürgers wurde, während Witting die jüngere in ein Modengeschäft eben daselbst getan hatte, aus dem sie nach vollbrachter Lehrzeit nach Aachen zurückkehrte, um dort ein gleiches auf eigene Rechnung zu gründen. Alles das berichte ich nur mit dem Wunsche, den selbständigen und ehrenhaften Charakter des jungen Mannes in ein möglichst helles Licht zu stellen. Und wie in allem Gradsinn und Edelmut ihm stets einzige Führer waren, so hielt er auch im Laufe der gewöhnlichen Tage an Ordnung, Reinlichkeit und Sparsamkeit mit peinlicher Sorgfalt fest, und sein ganzes Leben, das trotz manchen eifrigen Bestrebungen doch nie gewisse von der Natur gesetzte Grenzen überschritten hat, hat ihn doch an der Seite einer hochgeachteten Gattin, die ihm leider zu früh vom Tode wieder entrissen wurde, zum Gründer einer glücklichen Familie gemacht, inmitten derer er auch heute noch bei seinen 67 Jahren fast noch wie ein junger Mann ungebeugt dasteht, und seinen Kindern - wie **(60/112)** manchen seiner vom Schicksal mehr begünstigten Freunden - als Ideal eines vollausgereiften Mannes dasteht. Noch heute erinnere ich mich des zufriedenen Ausdrucks seiner Gesichtszüge, mit dem er mir im Jahre 1852 ankündigte, dass er nun mit seinem Pariser Aufenthalte Schluss machen und versuchen wolle, in Deutschland als Dirigent eines städtischen Orchesters seinen Weg weiter zu finden. "Was ich hier für mich und die Meinigen tun konnte" - sagte er - "ist geschehen, und unnütze Zeit mag ich hier nicht verlieren!" - Auch wurde er bald erst in Remscheid am Rhein, dann in Glogau in Schlesien Direktor der dortigen Stadtorchester, aber bei seinen Anlagen und seinen Forderungen an die Kunst hielt er es an beiden Orten nur solange aus, wie es von ihm erwartet wurde. Später werde ich noch Gelegenheit haben auf ihn zurückzukommen.

*Heirat mit Jetta Friedrichs. Bakunin flieht nach Brüssel*

Seit Jetta [Henriette Friedrichs], die geschiedene Frau des Porträtmalers [Hubert] Meyer, nachdem sie mehrere Jahre bei ihrem Vater in Düsseldorf gelebt hatte, die meinige geworden und wir vereint in Paris, wie es dort sich bieten konnte, den Dingen mit unbefangenen Mute entgegensahen, änderte sich auch meine Häuslichkeit, und Bakunin bezog in der Nähe der unsrigen eine kleine Wohnung, in der er fortfuhr, an seinem - wie ich es nannte - ewigen Buche zu schreiben und sich ausserdem mit französischer Literatur beschäftigte, besonders, so weit ihm diese durch viele noch erhaltene Reden der grossen Männer der ersten Revolution bekannt werden konnte. Nach einer Rede gegen die russische Unterdrückung, die Bakunin bei einer

Versammlung der emigrierten Polen gehalten hatte, in welcher er nicht nur "*quoique russe, mais parce que russe*" für die Polen eintrat, wurde von St. Petersburg an die französische Regierung die Forderung gestellt, dem unzufriedenen Aufwiegler den ferneren Aufenthalt in Frankreich zu untersagen, worauf Guizot nicht ungerne einging, weil man schon mit den heimischen Unzufriedenen genügend zu schaffen hatte. Nach dieser seiner Ausweisung ging Bakunin nach Brüssel, wo ich ihn von allen etwaigen Vorkommnissen brieflich leicht unterrichten konnte.

*Ausbruch der Februarrevolution 1848. Bakunin kehrt nach Paris zurück*

Schon damals im Jahre 1847 war man auf die kommende Revolution vorbereitet, und je näher man ihr kam, desto mehr rühmten sich die echten Pariser, den Tag ihres Ausbruchs schon vorher bestimmen zu können. Da sie schon zwei Revolutionen hinter sich hatten, schien ihnen das Eintreten einer dritten so leicht bestimmbar zu sein wie etwa die Ankündigung eines neuen Theaterstücks.

Allerdings machte auch ihr erstes Auftreten auf mich einen fast theatralischen Eindruck. Unsere Wohnung, im vierten Stockwerk des Hauses *rue de Bourgogne* Nr.4 gelegen, gab den Blick **(61/112)** auf die hintere Front des *Palais Bourbon* über den Platz gleichen Namens hinweg frei, so dass wir bequem alle in dessen Nähe sich ereignenden Vorfälle übersehen konnten. In Folge des Verbots eines von der Opposition in einem Vororte von Paris veranstalteten Festmahles hatten sich schon am Abend vorher Volksmassen von der Vorstadt *Saint-Antoine* her die Boulevards erst lang gegen das *Hôtel* des Ministerpräsidenten mit dem Ausruf "*À bas Guizot! Guizot à bas!*" gewälzt, und wie man sagte, sei dabei ein Schuss gefallen, nur war ungewiss, von welcher Seite her. – Am Morgen des 24. Februar warf sich ein dichter Haufen durch das enge Gässchen, welches das *Palais Bourbon*, den Sitzungssaal der Deputiertenkammer, von dem daneben liegenden *Faubourg Saint-Germain* trennt, auf den dahinterliegenden Platz und suchte, da der Sitzungssaal von der vordern Seite geschlossen war, von der gegenüberliegenden in denselben einzudringen. Aber auch hier hatte das Schliessen eines eisernen Gitters den Hofraum abgesperrt, und die Menge füllte lärmend und tobend die *place Bourbon*, bis von verschiedenen Seiten Militär anrückte, dem es bald gelang, den Platz zu säubern, wengleich dies auch nur auf vieles Hin- und Widerreden zwischen Volk und Soldaten geschehen konnte. Die Kaufläden und die Parterrewohnungen blieben freilich geschlossen, denn Paris war plötzlich in vollem Aufruhr.

Bakunin, von dem bevorstehenden Aufstande schon in Kenntnis gesetzt, war ohne Säumen dahin zurückgekehrt, und schon am 25. Februar fand ich ihn in der *Caserne des Montagnards* mitten unter den Soldaten auf einer Matratze liegend. (Im Vorübergehen sei für etwaigen Irrtum bei der Bezeichnung der Truppenkörper und etwa noch anderer vorkommenden Orts- und Strassennamen um Nachsicht gebeten, da ich dabei keinen andern Führer habe als meine eigne schwache Erinnerung der schnell vorübergehenden Ereignisse, auf die ich - obwohl mitten darin stehend - doch immer nur sehr unvorbereitet war.) Nicht allein diese Truppenkörper, die vom Volke selber organisiert worden waren, sondern auch das stehende Militär hatte sich sehr bald dem Volkswillen geneigt erwiesen, und keinem Befehlshaber gelang es, Ordnung und Disziplin aufrecht zu erhalten. Bald fehlte es selbst mitten in der Stadt nicht an Barrikaden, umgestürzten Omnibussen und anderen den Verkehr hemmenden Mitteln, so dass ich - obwohl ohne persönliche Gefahr - nur mit Mühe die *place de la Concorde* überschreiten konnte. War es schon wünschenswert, dass meine Lektionen, die mich nach verschiedenen Stadtteilen riefen, nicht unterbrochen wurden, so gab es daneben auch noch viele Bekannte, von deren Befinden in jenen unruhigen Stunden man sich gern Nachricht verschaffte. **(62/1/112)**

So lag zum Beispiel die Wohnung meiner Freunde Albrecht in der *rue Rivoli*, den

Tuileries schräg gegenüber, und die der Gräfin Perthuis im *Faubourg Saint-Honoré*, auch auf der anderen Seite der Seine, beide von der meinigen durch die *place de la Concorde* getrennt, so dass ich zwischen der Gräfin und ihrem Manne, der auf dem Kriegsministerium beschäftigt war, leicht zum Vermittler werden konnte. Am ersten wie am folgenden Tage der Revolution fand ich Perthuis noch in guter Zuversicht auf einen glücklichen Verlauf der Dinge in Bezug auf die Wendung, die sie für den Hof nehmen könnten, und erst am dritten, als der König schon an ein mögliches Verlassen der Stadt dachte, verlor auch Perthuis die Besinnung so weit, dass er sich bereit erklärte, auch einer folgenden Regierung mit Rat und Tat an die Hand zu gehen. Denn so schnell die Umwälzung auch vor sich ging, niemand wusste und konnte mit Sicherheit sagen, wohin sie führen würde. Mein in diesen Dingen ungeübter Verstand begriff die Hast nicht, mit welcher die Regierung die Flinte ins Korn warf, und noch weniger sah ich den Grund ein, warum Louis Philippe, scheinbar ohne Not, sich entschloss, Paris so plötzlich zu verlassen, um in England Zuflucht zu suchen. Ähnlich wie mir erging es einem grossen Teil der Pariser, die auch mit Erstaunen die plötzliche Abreise des Königs vernahmen, die nur zu sehr den Charakter einer Flucht trug.

Da man mit dieser die Revolution für beendet ansehen konnte, versammelte sich am 27. Februar – – (ich glaube es war ein Donnerstag [*es war ein Sonntag*]) – – die Deputiertenkammer in ihrem gewohnten Sitzungssaale, teils um das Geschick des zurückgebliebenen Prinzen, der Herzöge von Joinville, Nemours und Montpensier, teils dasjenige der verwitweten Herzogin von Orléans und deren Kinder zu wahren und so viel als möglich zu sichern. Um den Verlauf der Dinge möglichst aus erster Hand zu erfahren, mischte ich mich auch unter die auf dem Quai schon versammelte Menge und traf dort mit Schäfer, einem mir bekannten Musiker zusammen, der trotz der Regierung der Orléans sich nie gescheut hatte, getreuer Anhänger der 1830 vertriebenen *Bourbons* zu bleiben. "Sonderbar!" rief er aus, "als die Revolution von 1830 beendet war, fiel es mir wie einem jeden, der sie miterlebt hatte, wie ein Alp von der Brust, und Freund und Feind umarmten sich im Gefühl eines heissersehnten Glückes und gratulierten sich zu dem Zustand einer neu gewonnenen Freiheit. Wo aber sieht man heute irgendein Zeichen der Befriedigung? Nur erwartungsvollen Gesichtern begegnet man, und es ist einem zu Mute, als müsse der eigentliche Kampf erst beginnen." – "Vielleicht ist's auch so", erwiderte ich, "wie Sie sagen. Der Kampf um das, was noch kaum einen offiziellen Namen trägt, **(62/2/112)** beginnt in Wahrheit erst heut', und wir alle werden *nolens, volens* ihn mitzukämpfen haben!" Nach Austausch dieser wenigen Worte wurden wir durch die hin- und herwogende Menge getrennt und ich einige Schritte stromaufwärts bis unter die Mauern des *Palais de la Cour des Comptes* gedrängt, wo ich wieder festen Fuss fassen konnte, dabei aber immer den Blick über die Vorgänge vor dem *Palais Bourbon* frei behielt. Vor demselben, am Ausgange des *Pont de la Concorde*, stand General [Louis Juchault de] Lamoricière mit einem Regiment, um die Deputiertenversammlung zu schützen, und verwehrte der andrängenden Volksmenge den Eintritt in die Kammer. Zufällig erblickte ich [Pierre-Joseph] Proudhon, den ich in Lyon glaubte, an meiner Seite. "*Vous voilà aussi à Paris!*" rief ich aus. "*Oui, pour y trouver la République!*" war seine Antwort. Ich : "*Oh cela ne va donc pas si vite?*" Er: "*Attendons un moment et nous l'aurons!*" Kaum waren diese wenigen Worte gesprochen als von der Brücke der Tuileries her ein kleiner Trupp wenig versprechender Gestalten, von einem Schüler der *École Polytechnique* angeführt und von einem Frauenzimmer zu Pferde gefolgt, unter lebhaftem Trommelschlag heranzog, der aber auf einen Wink des Generals gerade vor uns Halt machte, so dass ich ihn genauer beobachten und Haltung und Kleidung wie Gesichtsausdruck der ihn bildenden Personen wahrnehmen konnte. Während der junge Polytechniker noch mit dem General verhandelte, erhob sich die weibliche *arrièregarde* im Sattel und rief über die Köpfe der Truppe hin den Trommlern zu: "*Ah ça! Est-ce qu'il s'agit d'attendre? Tambours, battez! Allons, marche!*" Und ohne Aufenthalt ging es vorwärts gerade auf die geöffnete Pforte zu. Der Eintritt war gewonnen, und bald verkündeten kleine geschriebene Blättchen der harrenden Menge die Namen derer, aus denen das

*Gouvernement* der soeben erklärten *République* bestehen sollte, die sogleich begierig von den Anwesenden, soweit das Gedränge es erlauben wollte, kopiert wurden. Es war trotz der Eile der Aufregung nicht ungeschickt zusammengesetzt, und mit besonderer Befriedigung fand man an der Spitze derselben den Namen des von allen Parteien geachteten Jacques Charles Dupont de l'Eure, der sich nicht nur schon als Mitkämpfer der 1830er Revolution hervorgetan hatte, sondern - wie man sagte - auch schon bei der ersten Revolution von 1789 tatkräftig mitgewirkt haben sollte. Neben dem seinigen brachte die Liste auch noch die Namen der Führer der Opposition, wie [Alexandre] Ledru-Rollin, [Alphonse de] Lamartine und Louis Blanc sowie [Armand] Marrast, denen sogar ein einfacher Arbeiter, Albert [l'ouvrier], beigegeben war. Allein, trotz des besten Willens, dem politischen **(63/112)** Charakter der Revolution auch einen sozialen aufdrücken zu wollen, gelang das doch nur sehr unvollständig, da der grösste Teil derjenigen, die zu Führern auf neuen gesellschaftlichen Bahnen gewählt wurden, selber zu weit von dem entfernt waren, was die Gesellschaft zusammenhielt und [was sie] prinzipiell als strenge Forderung aufstellte, so dass sie nur zu bald, statt den Gang derselben zu leiten, die Führung an das Volk zurückgeben mussten, welches dann auf seine Weise bald handelte, bald litt, nachdem es sich mit offenen Augen die napoleonische Kette geschmiedet hatte, die erst eine spätere Schicksalsfügung zerbrechen und Frankreich in freilich ungeahnter Weise bessern Zuständen entgegen führen sollte.

Auch darüber wollen wir weder Lob- noch Klagegedichte anstimmen, sondern in der Überzeugung, dass alle Nationen Europas in der damals nur begonnenen Revolution auch heute noch tief befangen sind, hoffen, dass dennoch einst ein befriedigender Ausgang aus derselben bevorstehe. War es gleich nur Wenigen gegeben, durch den ersten Anstoss dazu Fragen höchst wichtiger Natur in die Köpfe und Herzen der Menge zu werfen, müssen und dürfen wir die Antwort auf dieselben doch immer erst von der vereinten Kraft aller, nämlich der Masse des Volkes, erwarten, wenn das grosse Fragezeichen, welches hinter der Geschichte der Menschheit steht, sich jemals in ein befriedigendes Punktum soll verwandeln können. Und immer bleibt dabei die Voraussetzung bestehen, dass ein solches befriedigendes Punktum mit unserer Vernunft und Einsicht, soweit sie in menschlichen Dingen reicht, überhaupt in Einklang zu bringen sein wird, eine Voraussetzung, der man übrigens mit ebenso berechtigtem Zweifel als mit zustimmender Behauptung begegnen darf. – Konnten mir dergleichen Reflexionen damals bei Beginn der geschichtlichen Umwälzung auch noch nicht in den Sinn kommen, so war die Ahnung davon doch schon mit ziemlicher Deutlichkeit vorhanden, und wie alle Andern stand auch ich vor dem durch sie aufgerichteten Problem.

*Ausrufung der Republik in Frankreich. Bakunin reist ab, seiner Gefangennahme entgegen*

Mit Erklärung der Republik als Staatsform war selbstverständlich auch die Auflösung der Deputiertenkammer und die Berufung einer konstituierenden Versammlung ausgesprochen, welche indes so zahlreich ausfiel, dass der bisherige Sitzungssaal dieselbe nicht fassen konnte, und sogleich ward zur Errichtung eines neuen Lokals durch Überdachung des Hofraumes in demselben *Palais Bourbon* geschritten. Da es sich zugleich um die Wahl eines Präsidenten der neuen Republik handelte, spaltete sich die Meinung darüber sehr bald. Einige, und zwar der grösste Teil der Wähler, welche ihre monarchischen **(64/112)** Sympathien weder verleugnen konnten noch wollten, erinnerten sich nun gern des in den letzten Jahren schon einige Male aufgetauchten, aber auch ebenso schnell in England wieder verschwundenen Prinzen Louis Napoléon, während die anderen Partner ihm den General [Louis-Eugène] Cavaignac gegenüber stellten, der sich in letzter Zeit als der am meisten entschiedene Charakter bewiesen hatte. Die Wahl fiel auf Napoléon, den man nur zu sehr unterschätzte. Wenigstens setzte die unterliegende Partei mit nur zu grosser Sicherheit auf die scheinbare Unfähigkeit des

Gewählten, der er selber bald unterliegen und der Demokratie wieder Raum geben würde. Aber nur zu bald entpuppte sich in ihm ein wenn auch bis dahin sehr verstecktes, aber ebenso tief liegendes Herrschergelüst, welches die Pariser und mit ihnen das ganze Land bald fühlen liess, wie sehr man sich in seinem Charakter geirrt hatte. Anfangs hielt er die Krallen noch verborgen und liess, von einigen Gesinnungsgenossen umgeben, die konstituierende Versammlung ihr Lustspiel noch weiter aufführen und der Ausbreitung des revolutionären Brandes über die benachbarten Länder des Kontinents nicht ohne Beifall zusehen.

Bakunin, welcher demselben nicht fern bleiben wollte und im Stillen einen Aufstand Polens herbeisehnte, fand Gelegenheit, dass das *gouvernement provisoire* (noch vor der Wahl Napoléons) seinen Wünschen entgegenkam. Wenn auch nicht als erklärter Emissär desselben, ging er doch schon im April 1848 nach Berlin, wo er sehr bald mit den dortigen Unzufriedenen in persönliche Verbindung trat. Als ich ihn bei seiner Abreise dahin mit Étienne Arago zur Post begleitete, ahnten wir nicht, dass wir der Zeit einer langen Trennung entgegen gingen, einer Zeit, die für ihn durch lange Gefangenschaft und Entbehrungen jeder Art eine besonders harte werden sollte!

*Wiedersehen mit Iwan Turgenjew. Bekanntschaft mit Alexander Herzen*

Während Bakunins Aufenthalt in Paris hatten wir noch manchen mehr oder minder erfreulichen Besuch einiger seiner russischen Freunde gehabt, von denen auch Iwan Turgenjew sich zu wiederholten Malen einstellte. Dessen ganz besondere Verehrung der grossen Sängerin Pauline Viardot-García zog ihn öfter dahin, und gern hätte er uns - und besonders mich - gleich ihm zu Bewunderern der modernen französischen Oper gemacht, zu deren ersten und vorzüglichsten Darstellerinnen auch Pauline gehörte. Aber vergebens! Wir waren und blieben klassisch und Bakunin speziell beethovenssch gesinnt.

Näher als alle andern Bekanntschaften, die ich mit Bakunins alten Freunden machte, berührte mich die Begegnung mit Alexander Herzen, der nach dem Tode seines Vaters mit seiner Mutter, seiner Frau (**65/1/112**) und vier Kindern schon 1847 von Moskau abgereist war, und zwar in Begleitung von Maria Ern, welche die Familie als treue, anhängliche Freundin ins Ausland begleitete, und nur vorübergehend hatte ich ihn im März des Jahres 1848 gesehen [*laut Jannis Mallouchos war es bereits im März 1847*], da er bald darauf wieder mit den Seinigen abreiste und erst nach kurzem Aufenthalte in der Schweiz und Italien nach Paris zurückkehrte, wo ich öfter Gelegenheit fand, ihm und den Seinigen näher zu treten. Wie sehr ich auch wünschte, von dem Eindrucke des Wesens und Charakters dieses als Menschen wie als Schriftsteller ausgezeichneten Mannes ein irgend nur annäherndes Bild zu geben, kann ich seiner hier doch nur vorübergehend erwähnen. Denn weder lässt sich der momentane Eindruck seines Wesens wiedergeben, noch wäre es selbst der treuesten und lebhaftesten Schilderung möglich, dem übersprudelnden Humor zu folgen, mit dem er alles ihm Begegnende mündlich wie schriftlich in lebendigen Bildern aufzufassen und darzustellen wusste. Er sprach und schrieb ebenso gut deutsch und französisch wie russisch, obwohl er sich in seinen literarischen Werken mit Vorliebe der heimatlichen Sprache bediente, wobei seine innerste Neigung ihn vorzugsweise auf dem Felde der historischen Beobachtung der politischen wie sozialen Ereignisse festhielt, wodurch er später durch Herausgabe seiner Memoiren wie seines in London gegründeten Journals *Kolokol* die Aufmerksamkeit von ganz Russland auf sich und seine Schriften lenkte, die nicht wenig zur Entwicklung seiner Heimat beitrugen, so oft sie auch der despotischen Regierung Kaiser Nikolaus' und seiner Nachfolger unbequem werden mussten, welche sich - wenn auch vergeblich - bemühten, ihn wieder in ihre Gewalt zu bekommen. Seine mündliche wie schriftliche Darstellungsgabe war so hinreissend und überwältigend, dass man ihm nur mit Erstaunen und ungezwungener Bewunderung folgen konnte. Der Sohn eines alten russischen Aristokraten, dem es auch an Geld nicht mangelte, und einer deutschen,

leichtlebigen und dabei doch charaktervollen Mutter, verliess Alexander bald nach des Vaters Tode Russland, das ihm leider schon aus eigener Erfahrung als Hort der Sklaverei und als zu geduldiger Träger einer nimmer entschuldbaren despotischen Regierung nur zu gut bekannt war. Auch dort schon hatte ihn seine enthusiastische Natur von früh an zu allem rein Menschlichen hingezogen, so dass er mit seinem ganzen Wesen - auch noch bei Lebzeiten seines Vaters - offen im Felde des Liberalismus gestanden hatte, wobei ihm denn die Verfolgungen der Regierung - oft mit Verbannung in entfernte Provinzen - nicht erspart geblieben waren. Nach dem Tode des Vaters durch Erbschaft in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens versetzt, säumte er nicht, das grosse Gefängnis **(65/2/112)** zu verlassen, und bei ungewöhnlicher Kälte fuhr die Familie im Schlitten von Moskau der preussischen Grenze zu, wobei man den Weg über Livland nach Königsberg und von da weiter über Berlin nach Süden nahm, und machte den ersten grösseren Aufenthalt in Rom, von die Nachricht vom Ausbruche der Revolution Alexander zuerst nach Paris rief, wo er zunächst in der *avenue Marigny* Wohnung nahm. Einer seiner ersten Besuche galt Bakunin, mit dem ich mich soeben bei einem Ausgange vor der Tür meiner Wohnung in der *rue de Bourgogne* befand, so dass unsere erste Begegnung nur sehr kurz war, und doch werde ich den Eindruck nicht vergessen, den die untersetzte Figur des damals noch eher schwächtigen als gedrunenen Mannes auf mich machte. Bald kam man sich näher, und da Bakunin und Herzen, wenn auch nach denselben Zielen strebend, doch bei ihren persönlichen Beziehungen oft auf verschiedenen Wegen zu wandeln angewiesen waren, so war der gemeinsame musikalische Freund anfangs oft das Bindeglied zwischen den beiden im Übrigen so eng aufeinander angewiesenen Naturen. Hatte Herzen Moskau auch nicht in der Absicht verlassen, sich völlig zu expatriieren, so ward er doch bald von den Wogen der Revolution so hoch getragen, dass an eine Rückkehr dahin nicht mehr zu denken war, und die Zahl der im Auslande lebenden Russen in ihm ein bedeutendes und einflussreiches Mitglied mehr gewann, wobei nach einer dringenden Rückberufung der Nikolaischen Regierung ihm die Festigkeit des Hauses Rothschild wesentliche Dienste leistete. "Wir wollen doch sehn", sagte der damalige Chef des Hauses, "ob der russische Kaiser es wagt, seine Hand nach mir anvertrauten Geldern auszustrecken"! Damit blieb Herzen im Besitz seines Vermögens und - im Auslande. Seine Schrift "Vom anderen Ufer", in welcher er mit überraschender Klarheit und ohne jeden feuilletonistischen Anstrich die damaligen Zustände der europäischen Staaten schildert, wie auch seine Briefe aus der *avenue Marigny* waren schon gedruckt (und wie ich glaube in Moskau selber), ihres politischen Inhaltes wegen aber auch sogleich wieder verboten worden. Herzen hielt sich noch einige Zeit in Paris auf, wo der weitere Verlauf der Revolution, die noch schwere Phasen durchzumachen hatte, ihn so interessierte, dass er erst später nach dem Staatsstreich seinen Aufenthalt für einige Zeit in Rom und Neapel nahm, um dann nach London zu gehen, wo er mit der Gründung der Zeitschrift *Kolokol* ("Die Glocke") in eine literarische Tätigkeit trat, die auf das Geschick wie auf die materielle und geistige Entwicklung Russlands nicht ohne Einfluss bleiben sollte.

**(66/112)** Doch will ich nicht weiter vorgreifen, sondern zu meinen eigenen Zuständen von 1848 zurückkehren, die von den politischen nicht zu trennen waren, so wenig persönliche Beziehungen ich zu diesen auch hatte, solange die Wellen derselben nicht über die Schwelle meines Hauses schlugen.

#### *Arbeiteraufstand in Paris im Juni 1848. Fluchthilfe für Camille Bosquet*

Unvermeidlich war, dass - wie alle Klassen der Gesellschaft - auch die der Handarbeiter von der Revolution besondere Berücksichtigung gefordert haben sollten, und man fing auch an, diesen Ansprüchen durch Errichtung sogenannter *ateliers nationaux* entgegenzukommen. Doch wurden dergleichen Experimente mit so wenig Ernst und Sachkenntnis behandelt und blieben deshalb auch so erfolglos, dass der Gärungsstoff immer mehr an Ausdehnung und Stärke zunahm und sich 1848 in einer

neuen *insurrection* Luft machte. Der Aufstand der Junitage ist bekannt, wie auch, dass er mit Hilfe von trunken gemachten Soldaten niedergeschlagen wurde, und nur eine verschärfte polizeiliche Aufsicht der Behörden ins Leben rief. Wir sassen an einem dieser aufgeregten Tage eben beim Diner, das eine russische Dame, Madame P..., ihr Söhnchen an der Seite, mit uns teilte, als ich durch hastiges Schellen an unsere Flurtüre gerufen wurde, vor der ich einen von Pulverdampf geschwärtzten Mann stehend fand, in dem ich erst nach näherer Besichtigung einen jungen Pariser *avoué* erkannte, Camille Bosquet, von dem ich kürzlich noch Unterricht in der französischen Sprache empfangen hatte. Nicht verwundert, ihn in dieser Verfassung zu sehen, und wohl wissend, dass er als glühender Republikaner bei einem Aufstande nicht fehlen würde, bat ich ihn, nur schnell einzutreten, um das Nähere von ihm zu erfahren und das Nötige zu tun. Kaum hatte ich von ihm gehört, dass der Aufstand niedergeschlagen und er selber auf der Flucht sei, handelte es sich darum, ihn sicher nach Asnières zu schaffen, einem Vororte von Paris, der an der Eisenbahnlinie nach Versailles gelegen war. Ihn bei uns zu verbergen war unmöglich, da der *concierge* unsres Hauses zugleich Bediensteter des Kriegsministeriums war, der als Feind aller revolutionären Bewegungen die Schritte der Hausgenossen möglichst überwachte und es selbst nicht unterliess, sich auch um das zu kümmern, was im Innern der verschiedenen Wohnungen vorgehen mochte, weshalb ich es schon als ein günstiges Zeichen zu betrachten hatte, dass der von Pulver geschwärtzte Blumenmann unbemerkt an der Loge des Portiers vorbei seinen Weg in unsere Wohnung hatte finden können. Nach dem Bosquet Gesicht und Hände gewaschen und seinen Anzug mit einem von mir vertauscht hatte, suchten wir nach dem Essen so eilig als möglich die *Rue Franquet* zu erreichen, **(67/112)** an deren Ausgange das *bureau* der Eisenbahn lag, und um bei der allgemeinen Aufregung die Schritte des Flüchtlings durch die Anwesenheit einer Dame noch zu verdecken, erbot sich Frau P..., uns auf dem Wege dahin zu begleiten. Wirklich gelangten wir auch bis an das Gebäude der *Embarcadères*, wo man uns aber bedeutete, dass für heute alle *communications* mit den umliegenden Orten untersagt seien und überhaupt kein Verkehr mit ihnen stattfände. Zugleich hörten wir von der *rue d'Amsterdam* her Schüsse fallen, vor denen eine grosse Menge von Flüchtigen herab in die *Rue Tronchet* stürzten, so dass dadurch unser Zustand auch nicht weniger schwierig gemacht wurde. Doch gute Miene zum bösen Spiele machend, kehrten wir um und erreichten etwa gegen 9 Uhr Abends den *Pont de la Concorde*, von dem eine Schildwache uns zurief: "*On n'y passe pas!*" Denn die konstituierende Versammlung sass in Permanenz im *Palais Bourbon*. Glücklicherweise kamen zwei Kommissare derselben, die an ihren dreifarbigem Schärpen leicht zu erkennen waren, und Bosquet wandte sich an dieselben, uns den Weg über die Brücke zu gestatten, da unsere Wohnung in der *rue de Bourgogne*, also dicht am anderen Ufer gelegen sei. Da die Bitte in reinstem Pariser Französisch vorgetragen war, ward sie uns nach einigen musternden Blicken gewährt. Doch war damit unsere Verlegenheit noch nicht behoben, denn in unserer Wohnung angelangt, in der für den Flüchtling keine Sicherheit war, fragte er sich, wie und wo er für die Nacht sicher unterzubringen war, und wieder war es Frau P..., welche sich entschloss, Bosquet mit ihrem Söhnchen als dessen Informator [*Hauslehrer*] in ihrer Wohnung in der benachbarten Strasse *Saint-Dominique* ein Unterkommen anzubieten, wohin ich sie begleitete und auch wieder, nachdem sie dort das Kind neben seinem improvisierten Informator installiert hatte, auch wieder zu uns führte, wo meine Frau schon das Nötige für ihre Nachtruhe vorbereitet hatte. Allein, weder ihr noch uns sollte eine solche zuteil werden. Denn die schon durch die vorausgegangenen Ereignisse aufgeregte Frau überfiel, kaum dass sie sich niedergelegt, die Sorge um den Kleinen, und als ich kaum mich niedergelegt hatte, kam Jetta schon wieder, und ich sah mich veranlasst, mitten in der Nacht - es mochte etwa 1 Uhr sein - Madame P... noch einmal nach ihrer Wohnung zu begleiten, wo es ihr gelang, für Bosquet bei einem Nachbarn ein Zimmer zu finden, während sie beruhigt sich neben ihrem Kinde niederlegen konnte. Am andern Morgen kam Bosquet zu mir und bat mich, ihn zur Wohnung eines Präsidenten Cornet zu begleiten, die auch in der Nähe der unsrigen, und zwar in der **(68/1/112)** *rue de l'Université* lag, und ihn vor der Tür des

Hauses etwa eine Viertelstunde lang zu erwarten. Käme er bis dahin nicht wieder zurück, so habe ich das für ein gutes Zeichen anzusehen, und möge ausser Sorge um ihn sein. So wenig ich diese Weisung begreifen konnte, handelte ich doch streng nach ihr, und nach Verlauf von 15, ja vielleicht 30 Minuten vergeblichen Wartens vor dem Hause ging ich in das meinige zurück und erfuhr erst nach einigen Tagen durch einen an Frau P... gesandten Boten, dass er sich in Asnières in möglicher Sicherheit befände und wir seinethalb ohne Sorge zu sein hätten. So war doch wenigstens einer der vielen Aufständischen vor der in den Junitagen zum ersten Male zu voller Wut erweckten Bourgeoisie gerettet.

Paris bot damals keinen angenehmen Aufenthalt, und selbst Personen, die weder ihrer Natur noch ihrer gesellschaftlichen Stellung nach Gelegenheit hatten, sich den öffentlichen Angelegenheiten zu widmen, wurden nur zu leicht durch die Ereignisse jener Tage unwillkürlich in sie hineingezogen. Niemand konnte sich ihrer und ihrer tiefen Wirkungen erwehren, so dass Alle den Rausch, in den die Revolution das ganze Land versetzte, mehr oder minder teilen mussten, mochten sie derselben mit ihrer Gesinnung sympathisch oder antipathisch gegenüberstehen. Überall fand sich dieselbe fieberhafte Bewegung, die durch die stete Beschäftigung mit der Kunst oder Wissenschaft kaum noch zu stillen, geschweige denn zu beherrschen gewesen wäre.

*Sohn Moritz wird geboren. Louis-Napoléon besucht Reichels Messe*

Im April [1850] ward mir von Jetta ein Sohn geboren, der die Namen der mir teuersten Personen empfing, deren Andenken bis dahin den Vater durchs Leben begleitet hatten, und wir hofften, dass er dieselben während des seinigen mit Ehren tragen würde [Moritz (nach Moritz Seebeck), Michael (nach Mikhail Bakunin), Maximilian (nach Maximilian Reichel)]. Im Sommer desselben Jahres wurde in der Kirche von Ville-d'Avray eine zu diesem Zwecke von mir eigens komponierten Messe von einem kleinen Chore mit Begleitung eines gleichfalls nicht grossen Orchesters aufgeführt. Die Bewohner des Örtchens fühlten sich nicht wenig geschmeichelt, dass der *Président* der Republik von seinem benachbarten Sommersitze Saint-Cloud herüberkommen wolle, um der Feierlichkeit beizuwohnen, und ich ward durch den *maire* wie durch den Pfarrer aufgefordert, noch einen Marsch zu komponieren, unter dessen Klängen Louis-Napoléon seinen Einzug in die Kirche halten sollte. - Ich lehnte aber nach einigen darüber stattgehabten Diskussionen das Ansinnen ab, indem ich dabei blieb, die Messe - wie meine dazu geschriebene Musik - sei nur zu Ehren Gottes, keineswegs aber zu der Verherrlichung des Präsidenten bestimmt, und so wenig ich etwas gegen den Eintritt und die Gegenwart desselben hatte, fühlte ich doch weder Neigung noch Verpflichtung, seinen Eintritt in die Kirche durch irgendwelche besondere **(68/2/112)** Zeichen zu verherrlichen, und still und bescheiden wie alle andern Kirchengänger musste auch Louis-Napoléon die Kirche betreten. Das hiess freilich die Faust in der Tasche machen, und die am Ruder stehende Partei konnte mir, wie es schien, diese stille Opposition lange nicht verzeihen. Doch spürte ich - von dem allgemeinen Rausch befangen - wenig davon, bis das plötzlich und mit Heftigkeit auftretende Erscheinen der Cholera mich wie viele andre donnernd weckte.

*Jetta stirbt an der Cholera. Haussuchung durch die Geheimpolizei*

Eines Tages, als wir nach einem heiteren Spaziergange bei Mutter Herzen auszuruhen gedachten, überfiel die tückische Krankheit meine arme Frau so plötzlich und mit solcher Gewalt, dass Jetta nicht einmal mehr nach Hause gebracht werden konnte und ich das gütige Anerbieten von Mutter Herzen [Luisa Haag] dankbar annehmen musste, in ihrem Hause den weiteren Verlauf der Krankheit abzuwarten, während sie mit ihrer Pflgetochter [Maria Ern] und den Kindern bei ihrem Sohne Alexander sich einrichtete. Adolf Vogt, der damals gerade seine medizinischen Studien fortsetzte und dessen

freundschaftlichen Beistand ich schon bei manch anderer Gelegenheit erfahren hatte, trat auch in diesen bösen Tagen sogleich an unsere Seite und war Tag und Nacht bemüht, mir in der Pflege der Kranken beizustehen, bei welcher uns auch die bereitwillige Hand von Maria Ern nicht fehlte. Doch weder diese noch die Hilfe des trefflichen Arztes Roger vermochten das drohende Übel abzuwenden, und nach grässlichen Qualen verschied meine arme Frau nach wenigen Tagen. Unter Herzens und Georg Herweghs Begleitung ward ihre körperliche Hülle auf dem Kirchhofe Montmartre beigesetzt, und ich holte meinen kleinen Moritz aus Herzens Wohnung ab, um mit ihm wieder in meine stille, nein, vereinsamte Wohnung zurückzukehren. Aber auch jetzt sollte ich die Freundschaft von Mutter Herzen erfahren, die durchaus nicht zugeben wollte, dass ich mich mit dem Kind ohne alle weibliche Hülfe allein befinden sollte. Um selber den unruhigen Tagen, welche auf die Juniereignisse folgten, wie auch der Cholera selber aus dem Wege zu gehen, hatte sie in Ville-d'Avray ein kleines Häuschen gemietet, in dem sie mich mit dem Kinde und Adolf Vogt als Gäste freundlich aufnahm, und bald nahm auch Herzen, von einigen politischen Nachforschungen beunruhigt, für einige Tage dort Platz. Schon zu jener Zeit waren deutsche politische Flüchtlinge in Paris keine seltene Erscheinung, und unter ihnen fanden sich auch hie und da unreine Elemente, welche, den Lockungen der geheimen Polizei nachgehend, sich sogar zum Dienste von *mouchards* [Verrätern] gebrauchen liessen, und von diesen ward Herzen selbst in Ville-d'Avray verfolgt, wo man sich unbedingt in den Besitz seiner Papiere setzen wollte. Diese Papiere aber, welche Mama Herzen schon bei **(69/112)** ihrer Abreise von Paris als für ihren Sohn wertvolle Manuskripte an sich genommen, wurden bei einer *visite domiciliaire* von ihrer Pflgetochter [Maria Ern] in ebenso kluger als kühner Weise unter den Augen der geheimen Polizei selbst in sichern Gewahrsam gebracht, so dass die Herren unverrichteter Sache das Haus wieder verlassen mussten. Den kleinen Moritz auf dem Arm, verliess sie das Zimmer und kam bald unbefangen wieder zurück, die fraglichen Papiere unter ihren Kleidern verborgen, so dass die polizeilichen Nachforschungen erfolglos blieben. Mit der gleichen Unerschrockenheit half sie einem deutschen Flüchtling, der kurze Zeit darauf bei Herzen zum Besuch, war, über die ihm von der Polizei gelegten Schlingen hinweg, indem sie ihn, statt ihn auf dem rechten Ufer in die Eisenbahn steigen zu lassen, auf das linke Ufer nach Sèvres hinüber führte, wo die Polizei ihn nicht erwartete, und er sicher nach Paris zurückkehren konnte. Auch die Familien Albrecht, Melfort und Stockhausen hatten in Ville-d'Avray vor der Cholera und dem unruhigen Pariser Treiben Zuflucht gesucht, und soweit Adolf Vogt und mich zufällige Ereignisse nicht dahinzogen, fanden auch wir dort, nach den letzten schmerzlichen Erfahrungen nicht weniger bedürftig, Tage der Ruhe, die wir trotz der innern Erregung nimmer vergessen können!

*Louis-Napoléon wird Diktator. Überwachung der Bürger schlimmer als in Russland*

Da ich aber hier weder meine Geschichte noch die der Revolution zu schreiben habe, mag es bei flüchtigen Äusserungen [über Eindrücke] bleiben, die manche Vorkommnisse während der Revolution auf den ihr nur zufällig Nahegetretenen machten, der mit nicht geringem Erstaunen das Wachsen der napoleonischen Macht wahrnahm, während bei Andern, näher Stehenden, Furcht und Hoffnung in immer schnellerem Tempo wechselten. Wie viel Staub der Versuch, das Louis-Philippsche Privatvermögen mit Beschlag zu belegen, im Senate auch aufwarf, es wurde doch bald nicht zu leugnende Tatsache. Obwohl sich von ähnlichen Naturen wie jener, welche der Präsident selber zur Schau trug, nun auch das Ärgste befürchten liess, wusste der Abenteurer seine Absichten doch lange genug unter einem verhüllenden Schweigen derart zu verbergen, dass dieselben auch vor sonst offen und klar blickenden Augen lange verborgen blieben und niemand den völligen Umsturz der Dinge ahnte, welchen der listige Neffe des kühnen Onkels in aller Stille vorbereitete. Denn, wenn auch [von] Andern, ihm noch näher Stehenden, an die Auflösung der konstituierenden Versammlung gedacht oder dieselbe Vorbereitendes getan wurde, so liess es Napoléon durch sein öffentliches

Auftreten beim Militär und auch sonst an der Anwendung selbst der widrigsten Mittel nicht fehlen, um die Gunst der leicht zu beeinflussenden Menge für sich zu gewinnen, wobei selbst die Stadtverwaltung und die Polizei ihm bereitwilligst zur Seite standen.

**(70/112)** Auch nahm sein Wohnsitz, das *Elysée Bourbon*, nach und nach die Gestalt eines Hofes an, bei dem die Gesandten fremder Staaten zur *Cour* erschienen, wobei er das fürstliche Benehmen klugerweise immer noch durch eine angenommene Schweigsamkeit zu verdecken wusste. Und fehlte es den untern Klassen auch nicht an Mut, ihrem Unwillen gelegentlich Luft zu machen, so scharte sich die höhere Gesellschaft doch nur um so enger um den fürstlichen Präsidenten, der sie durch glänzende Feste näher an sich zu ziehen wusste, und diese sah bei dem immer deutlicher hervortretenden Sozialismus in Louis-Napoléon nur gar zu gern den Retter der Gesellschaft, nicht ahnend, dass unter dem neuen Regimente der ganze Glanz und das letzte Fünkchen Ehre, das noch in der Bourgeoisie glimmte, auf immer verlöschen sollte. Denn nichts lag ihm wohl ferner als die Sorge, den alten Ruhm und Glanz des Volkes wieder aufzurichten, eines Volkes, das [von ihm] nur für den Wiederaufbau der napoleonischen Macht und Grösse für würdig und fähig gehalten wurde. Auch fehlte es für den ferner Stehenden in diesem ernstesten Drama nicht an humoristischen Erscheinungen. Denn immer war es belustigend, zu erfahren, wie - während Thiers fleissig an seiner Geschichte des ersten Kaiserreichs arbeitete - Louis-Napoléon selber sich mit derjenigen Julius Cäsars beschäftigte und man dabei sehen musste, wie Proudhon auf dem *Faubourg Montmartre* vor einer vielbesuchten Versammlung Vorträge über den Sozialismus hielt oder gar - in engerem Kreise - sich mit der Auffindung eines Ersatzes für das kursierende Geld abgab. Wäre es wohl möglich, ein treffenderes humoristisches Bild zu erdenken, als welches die Tagesgeschichte von den damals herrschenden Zuständen lieferte? - nämlich einen Erzbourgeois in Anbetung vor dem dahingeschwundenen Kaiserreiche, einen Präsidenten der Republik mit der Aufrichtung eines neuen beschäftigt, und über oder zwischen beiden den Prediger des Sozialismus. Niemand würde das Lachen über dies Triumvirat unterdrückt haben, wenn die unseligen Folgen derselben nicht so drohende gewesen wären!

Ohngeachtet aller für vollständige Pressefreiheit gegebenen Garantien war unter Louis-Napoléon von einer solchen kaum die Rede, und kein von Proudhon redigiertes Blatt hatte sich einer längeren Existenz zu erfreuen. Alles was in diesem Sinne geschah, wurde von der Bourgeoisie nur gar zu leicht als rettende Tat gepriesen, und von den sogenannten höheren Ständen mit Beifall begrüsst, die dem Präsidium nur immer viel neuen Zuwachs zuführten. Die Macht Napoléons wuchs bald so sehr, dass er es wagen durfte, eines sich verbreitenden politischen Klatsches halber sämtlichen in Paris anwesenden Russen die Stadt und den Aufenthalt in Frankreich zu verbieten, so dass ein grosser Teil derselben, der nach St. Petersburg zurückkehrte, von Nikolaus mit den höhnnenden Worten empfangen wurde: "Ah, meine Herrn und Damen! Sie haben geglaubt in Paris ungestörter schwatzen zu **(71/1/112)** können als in Petersburg, und werden nun wohl gelernt haben, dass man sich hier freier unterhält als drüben an der Seine." Wirklich war die geheimpolizeiliche Überwachung in Paris während der Zeit von 1850 bis 52 auf einen Grad gestiegen, dass man selbst in den intimsten Zirkeln nicht mehr Herr des eignen Wortes war, denn nie konnte man wissen, ob dasselbe nicht von verräterischen Ohren hinausgetragen wurde, und dabei leisteten Herren wie Damen oft die gleichen Dienste, so dass die so oft und mit Recht gerühmte Pariser *conversation* in ein gar bedenkliches Schwanken - um nicht zu sagen in gänzlichem Stocken - geriet.

*Nikolai ("Kolja") Herzen. Heirat mit Maria Ern. Chopins Tod und Trauerfeier. Bekanntschaft mit Leduc und Morin. Vom Grössenwahn als der "Krankheit des Jahrhunderts"*

- - Herzen hatte sich schon bald nach den Junitagen mit Frau und Kindern nach Nizza zurückgezogen, während Mutter Herzen mit ihrem taubstummen Enkel Cola

[*Kolja=Nikolai*] und dessen Pflegerin Maria Ern nach Zürich gegangen war, wo sie von der dortigen Heilanstalt für taubstumme Kinder auch für ihren armen Enkel und dessen gebrechlichen Zustand so viel als möglich Linderung und wenigstens das Erlernen der Sprache zu finden hoffte. Das Kind hatte bei der treuen Pflege und Sorgfalt, die Maria ihm seit seiner ersten Jugend entgegenbrachte, eine so leidenschaftliche Zärtlichkeit für seine Wärterin bewiesen (welche diese mit ebenso grosser Liebe erwiderte), dass sich kaum ein innigeres Verhältnis zwischen Mutter und Kind denken liess, als es sich zwischen ihr und ihrem Pflegling herausgebildet hatte. Und als ich bei einem Besuche in Nizza 1850 um ihre [*Maria Erns*] Hand bat, kostete es grosse Mühe, sie zum Scheiden von dem ihr so teuer gewordenen Kinde zu bewegen. Doch folgte sie mir, wenn auch mit widerstrebender Aufopferung dieser Neigung, nach Paris, wo sie am 24. Dezember desselben Jahres meine Gattin wurde.

Im Vorjahre 1849 hatten wir auch noch Chopin zu Grabe getragen, dessen an sich schon empfindsame Natur die plötzliche Trennung von seiner langjährigen Freundin Georg[e] Sand nicht lange mehr zu ertragen vermochte. Sichtlich nahmen seine Kräfte ab, und schliesslich erlag er den immer häufigeren Anfällen der Lungenschwindsucht, die schon seit Jahren ihn dem Tode geweiht hatten. Immer weniger nahm er Teil an öffentlichen wie künstlerischen Ereignissen, und der endliche Eintritt des Todes war für den Leidenden fast wie eine Erlösung anzusehen.

So tief und lebhaft die Einwirkung von Chopins Kunst nicht nur auf seine nähere Umgebung, sondern weit in die Welt hinaus auch gereicht hatte, verdankte diese ihren unwiderstehlichen Einfluss doch weniger seinem öffentlichen Auftreten als vielmehr der unmittelbaren Wirkung seiner Kompositionen, welche von der verdienstvollen Aufnahme und korrekten Verbreitung derselben durch die Schlesingersche Verlagshandlung **(71/2/112)** überallhin Verbreitung fanden. Unähnlich andern Virtuosen vermied Chopin eher ein öffentliches Auftreten, als er ein solches herbeiwünschte, und liess sich dafür lieber von der Welt suchen. Nur ein einziges Mal habe ich ihn in der *Salle Pleyel* öffentlich spielen hören, wo ihm seine Freunde, als er in Folge der Revolution auch mit dem Erwerb seiner Privatstunden etwas ins Stocken kam, damit nicht nur eine besondere Huldigung darbringen, sondern auch seine materiellen Hilfsquellen wieder auf einen günstigeren Boden stellen wollten. Zu letzterem Zwecke liess Chopin sich von ihnen sogar zu einer Reise nach London bestimmen, von der er uns bei Albrechts nach seiner Heimkehr nicht nur von deren Verlauf, sondern auch von der überaus günstigen Aufnahme, die ihm dort in der höheren Gesellschaft zuteil geworden war, die belustigendsten Mitteilungen zu machen wusste. Aber weder sein eigener Lebensmut noch die sorgende Liebe seiner Freunde vermochten den Arm des Todesengels aufzuhalten, der schon seit Jahren drohend über ihm geschwebt hatte. Auch seine Bestattung, an der alles teilnahm, was Paris an musikalischen Grössen nur aufzubieten hatte, so dass selbst [*Giacomo*] Meyerbeer sich nicht weigerte, eine der Ehrenquasten zu tragen, die von seinem Sarge herabgingen, wurde zu einer erhebenden Feierlichkeit, und ich werde die Ausführung seines von [*Henri*] Reber wohlinstrumentierten Trauermarsches sowie einige seiner schönen Klavierstücke nicht vergessen, die, von [*Alexandre*] Guilmant auf der Orgel gespielt, einen fast noch tieferen Eindruck machten als wie er selber sie auf dem ..... [*? Klavier?*] zu spielen pflegte. Auch das Mozartsche Requiem wurde gesungen, und es fehlte nichts, die Feierlichkeit zu einer des Künstlers würdigen Beisetzung zu machen.

Der Kreis meiner persönlichen Bekannten erweiterte sich trotz der Ungunst der Zeiten immer mehr, und ich habe dabei vornehmlich des Morinschen Streichquartetts zu erwähnen, mich dem ich zuerst durch einen seltsamen, tief in der Bretagne lebenden Arzt Namens Leduc in Beziehung gebracht wurde. Der oben schon erwähnte Klavierspieler Herrmann stellte mir, wie einstmals Salomon die Russen [*Siegfried Saloman, der Geiger, der Turgenjew und Bakunin in Dresden zu Reichel geschickt hatte*],

Leduc als leidenschaftlichen Musikfreund vor. Und nachdem Herrmann uns verlassen und wir kaum einige Worte gewechselt und ich ihm einiges vorgespielt hatte, rief er, wie von einem Alp erlöst aus: "So höre ich doch endlich einmal wieder Musik, denn ich glaubte schon, dass bei dem modernen Geklingel der Pariser allen der Sinn für das Echte und Rechte verloren gegangen sei." Dieser etwas brüskten Äusserung entsprachen auch sonst sein Benehmen wie seine Kleidung, welche beide es an jeder Konvenienz fehlen liessen. Ein dicker Flausrock, der auch für einen *paletot* gelten konnte, umhüllte seinen Leib, während seine Füsse in dicken, Überschuhen ähnlichen Schuhen steckten. Ein mitgebrachter Violinkasten, der ein köstliches Instrument barg, brachte uns bald näher, und nun **(72/112)** wuchs die leicht gemachte Bekanntschaft bald zu musikalischer Vertrautheit. Obwohl er sich nur für einen Dilettanten ausgab, musste ich aber sogleich - bei der ganzen Behandlung seines Instruments - den erfahrenen Künstler in ihm schätzen lernen. Sehr bald machte er mich auf die Bedeutung der Beethovenschen Quartette letzter Periode aufmerksam, denen ich bis dahin noch zu wenig Beachtung geschenkt hatte, und ich erfuhr durch ihn, dass dieselben schon in früheren Jahren durch den geistvollen Violaspieler Urban aus einer gewissen Vernachlässigung durch die Quartettspieler herausgezogen worden seien, und nach dessen Tode hätten Morin und [Alexandre] Chevillard diese Bestrebungen wieder aufgenommen und seien auch jetzt noch bemüht, durch regelmässige Matinéen diese Quartette dem Verständnis des Pariser Publikums näher zu rücken.

Wenn ich damals, wie auch heute, keine zu starke Neigung für das Grosse, Bedeutende und Übergewaltige hatte, so war ich doch - bei aller schon beginnenden Reife des musikalischen Verstandes - noch zu jung, als dass die schon beginnende Krankheit des Grössenwahns, wie sie das ganze Jahrhundert beherrscht hat, nicht auch in mir sollte Wurzel geschlagen haben, und ich würde vergebens leugnen, dass dabei das beifällige Urteil von Männern wie Leduc und Morin diesen Einfluss nicht auch sollten verstärkt haben. Übrigens stand der Geist meiner fernen Jugendbeschützer als guter Engel immer mir zur Seite und wehrte die Fliegen eines wüsten, liederlichen Zeitgeistes von meiner Stirn. Leider war Leduc, wie gekommen, so auch in seiner Bretagner Einsamkeit wieder verschwunden, aus der er den Weg nach Paris nicht wiedergefunden hat.

*Geburt Alexander Nicolas ("Cola") Reichels. Luisa Haag, Nikolai Herzen und ihre Tragödie. Wiedersehen mit Georg II. von Sachsen-Meiningen. Neuerliche Haussuchung*

Nachdem wir unsere Wohnung aus der *rue Saint-Dominique* in die *avenue d'Antin* verlegt hatten, wurden wir durch die Geburt eines Söhnchens erfreut, das die Namen Alexander Nicolas empfing [*wie Herzens Sohn Nikolai "Cola" genannt, s.u.*], und zu dessen Ankunft auch die gute Mama Herzen [*Luisa Haag*] mitsamt ihrem taubstummen Enkel Cola [=Kolja, Kurzform von "Nikolai"] wie dessen Hauslehrer Spielmann und seiner neuen Pflegerin, einer Nichte von Mutter Herzen, herbeieilten. Zu gleicher Zeit war ein junges russisches Ehepaar, Alexander und Helene Stankewitsch, nach Paris gekommen, aus deren Umgang sich später in eine dauernde und nie gestörte Freundschaft entwickelte, die wir heute noch zu unseren teuersten Schätzen zählen dürfen. Die Heimfahrt unsrer lieben Gäste ward [1851] durch einen entsetzlichen Unfall betroffen, welcher die Heimkehrenden in den Wellen des Mittelländischen Meeres begrub und ihre Angehörigen in die tiefste Trauer versetzte. Das Dampfschiff, **(73/112)** welches sie von Marseille nach Nizza bringen sollte, ward zwischen den hierischen Inseln [*Îles Hyère*] von einem anderen bei einer Begegnung so heftig beschädigt, dass es in wenigen Minuten in die Tiefe sank und nur wenige der Mitreisenden gerettet werden konnten. Unter den Verunglückten befanden sich auch Mutter Herzen, Cola [Herzen] und sein Lehrer Spielmann, während die Nichte Louise von herbeieilenden Fischern noch aus den Wellen gerettet wurde. Als meine Frau, unlängst erst aus dem Wochenbette erstanden und mit ängstlicher Sorge den ersten Nachrichten aus Nizza entgegensehend, den Unfall nur gar zu plötzlich

erfuhr, hatte ich wohl Ursache, mit Besorgnis auf die Erhaltung ihres eigenen Lebens zu sehen. Es bedurfte auch des ganzen Mutes und der Charakterstärke meiner durch den entsetzlichen Verlust so hart geprüften Frau, sowie des treuen Beistandes unserer neu gewonnenen Freunde Stankewitsch, um Mascha [*Maria Ern*] über diesen Schmerz hinwegzuhelfen. Und wären die Zeiten auch ausserhalb unseres Hauses nicht dauernd noch so stürmischer Natur gewesen, so dass ihr kaum Zeit blieb, dem eignen Schmerze nachzuhängen, wäre auch sie demselben erlegen.

- Der Sturm der Revolution, sonst von unten her angefacht, ward nun von anderer Seite her unterhalten [*d.h. "von oben"*], und durch mancherlei Quälereien, die selbst bis ins Innere der Familien drangen, immer aufs Neue angeblasen. Eine wohlorganisierte geheime Polizei, welche durch allerhand fremde und häufig sehr unreine Elemente genährt und bedient war, wusste sogar die Ruhe unseres Hauses zu stören. Eines Morgens früh um 6 Uhr wurde ich durch das verdächtige Klopfen an der Tür meiner Wohnung gewahr, dass auch bei mir eine polizeiliche Nachforschung unter meinen Papieren und deren Beschlagnahme bevorstand. Da zufällig in unserem Hause über unserer Wohnung auch die des Polizeiaufsehers unseres Stadtviertels befand und dieser sehr verwundert war, dass bei so ruhigen Leuten, als welche er uns kannte, dergleichen Haussuchungen stattfinden konnten, habe ich es seiner Nachbarschaft zu danken, dass das Übel ohne wesentliche störende Folgen abging. Wenig Monate später wurde Marie durch trübe Nachrichten über den Gesundheitszustand von Herzens Frau Natalie beunruhigt, der bald so besorglich ward, dass sie sich entschloss, auf Herzens Bitte nach Nizza zu gehen, wohin sie sich in Begleitung unsrer Haushälterin Gasparini, einer älteren erfahrenen Frau, mit ihrem Söhnchen mutig auf den Weg machte. Ihre Gegenwart konnte den tödlichen Ausgang der Krankheit nicht aufhalten, und schon im Monat Mai [1852] erlag sie derselben, ihren Mann und drei Kinder zurücklassend, von denen das jüngste kaum 8 Monate alt war. Es wurde beschlossen, den Knaben Alexander beim Vater zu lassen, während Natalie und Olga meiner Frau zur vorläufigen Sorge und Erziehung übergeben wurden, und so kam Mascha statt mit einem mit drei Kindern zu mir zurück. Da unsere Wohnung für den ansehnlichen Zuwachs **(74/1/112)** nicht Raum genug bot, mussten wir uns nach einer grösseren umsehen und fanden auch in der *rue Marboeuf* ein geräumiges *parterre*, in welchem für die vergrösserte Familie sich Raum genug fand. Auch bot sich in Frau Gasparinis älterer Tochter eine genügende Aushilfe für die Pflege der kleinen Olga, während sich unsere teure Madame Gellert gerne bereit erklärte, Natalie und unserem kleinen Moritz die ersten Begriffe im Lesen und Schreiben beibringen zu wollen. Hier sah ich auch am Ende des nächsten Winters nach dem Besuche, den ich bei seinem Universitätsaufenthalt in Bonn ihm und Seebeck gemacht hatte, den Erbprinzen Georg [II.] von Meiningen wieder, der mir die Ehre eines Besuchs in Begleitung seiner ersten Frau Charlotte, einer preussischen Prinzessin, erwies. Leider war Mascha zu unpässlich, um die Ehre dieses Besuchs würdigen zu können, wenngleich sie den Wert, den ich ihm beilegte, genügend zu schätzen wusste. Prinz Georg war zufällig in der Zeit nach Paris gekommen, da ich in gewohnter Weise mein alljährliches Konzert gab, und hatte demselben ohne mein Wissen beigewohnt, so dass beide mir auch ihre Gratulation über das Wohlgelingen desselben aussprechen konnten.

#### *Louis-Napoléon proklamiert sich zum Kaiser Napoléon III*

Schon in der *Avenue d'Antin* hatte Louis-Napoléon uns, wie alle Pariser, mit der Nachricht überrascht, dass er sich bei der Unversöhnlichkeit der Parteien gezwungen sehe, die konstituierende Versammlung aufzulösen, und dass - falls das Publikum diese Bekanntmachung nicht mit zu erwartender Ruhe aufnehmen würde - noch weitere Massnahmen in Aussicht stünden. So deutlich diese Verkündigung seine Absichten auch sehen liess, wurde sie doch am 2. Dezember noch unter allgemeiner Heiterkeit entgegengenommen. Allein schon am Abende desselben Tages, als die Kunde sich verbreitete,

dass mehrere Mitglieder der *Constituante*, unter ihnen [Adolphe] Thiers wie auch alte Generale, deren Napoléon nicht ganz sicher zu sein glaubte, gefangen genommen worden waren, soweit sie sich nicht durch schleunige Flucht dem Gefängnisse entziehen konnten, und seit die Boulevards, von einer trunken gemachten Soldateska durchzogen, vor keiner Zertrümmerung und Durchsuchung der Häuser mehr sicher waren, fühlte man sich einem ernstesten Feinde gegenüber. Der gewagte Staatsstreich war ohne weitere Hindernisse gelungen und - - die Ordnung zum zweiten Male durch Louis-Napoléon gerettet. Der Schritt von hier zu der durch ein geschickt geleitetes Plebiszit zur Erwählung Napoléons des Dritten zum Kaiser der Franzosen war bald getan, und der Abenteurer konnte daran denken, seine politische Macht durch Verbindung mit einer passenden Gattin zu befestigen, die er zunächst - wenn auch vergeblich - **(74/2/112)** an einem der europäischen souveränen Fürsten[höfe] zu finden gedachte, schliesslich sich aber mit einer ihm gleichen Abenteurerin, Eugénie de Montijo, verband, welche - von ihrer Mutter geleitet - sich entschloss, Kaiserin zu werden und damit reichlich Nahrung für ihren Ehrgeiz zu finden hoffte. Da ich zufälligerweise in einer Familie Musikunterricht erteilte, die bis dahin in näherer Verbindung mit der jungen Kaiserin gestanden hatte, konnte ich, wenn auch aus weiter Ferne, das Treiben der höheren Gesellschaft beobachten und sehen, wie plötzlich so manche Veränderungen in diesen Kreisen vorgehen mussten, um den Forderungen der höfischen Etikette zu genügen, und wie manches traulich gewohnte "Du" sich in "Ew. Majestät" verwandeln musste.

*Herrschaft der Kamarilla. Konzerttätigkeit in Paris. Erste Gedanken an Rückkehr nach Deutschland*

Wie sehr [durch] die von oben her stammende Verwandlung der Republik in einen Kaiserstaat die Ruhe und Sicherheit Frankreichs nach aussen und innen auch gesichert scheinen mochten, wurde doch der Druck und der demoralisierende Einfluss der den kaiserlichen Hof umgebenden - und, wie alles, auch ihn selber beherrschenden - Persönlichkeiten bald genug empfunden, ohne dass sich die selbst geschmiedeten Ketten so leicht zerreißen liessen. Während die Beziehungen zu den auswärtigen Regierungen immer gespannter wurden, erwies der Einfluss der Kamarilla sich immer deutlicher als ein die Sitten und Gedanken verderbender. Dabei blieb das Leben und geschäftliche Treiben der besitzenden Bourgeoisie vorläufig von diesen höfischen Einflüssen noch wenig berührt und auch ich konnte nach wie vor meine Stunden und am Ende jedes Winters mein jährliches Konzert geben, wozu ich die erste Anregung durch den hannoverschen Gesandten Baron von Stockhausen empfangen hatte, und schlug mit diesen Konzerten insofern einen neuen Ton an, als meine Programme immer nur aus Kompositionen des Konzertgebers zusammengesetzt waren, was selbstverständlich die Bedingung in sich schloss, dass bei der Wahl der vorgeführten Musikstücke auf möglichste Vielgestaltung derselben in Inhalt wie Form gesehen werden musste, und es gelang mir, durch reiche Abwechslung von Instrumental- und Gesangssachen das Interesse meiner Zuhörer zu gewinnen und zu befriedigen. Während ich dabei nicht unterliess, zu deren Aufführung namhafte Künstler zu engagieren, die oft nur unter grossen materiellen Opfern zu gewinnen waren, wurde auch in dieser Beziehung den Ansprüchen des sehr wählerischen Pariser Publikums Genüge getan. Denn unter den erwähnten Bedingungen stellten sich selbst Männer wie [Jean-Delphin] Alard und [Auguste-Joseph] Franchomme oder [?] Morin und [Alexandre] Chevillard an meine Seite. Auch die ausgezeichnetsten Bläser des Orchesters der grossen Oper wie [Alphonse] Romedenne **(75/112)** mit seiner Oboe, [Eugène] Jancourt auf dem Fagott, de Roy [Deroy?] mit der Klarinette und andere, verschmähten nicht eine Stimme in dem Brüsseler Trio [*für Oboe, Fagott und Klavier, Reichel 2321A*] oder in einem eigens für jene Konzerte geschriebenen Klavierkonzerte [*Nr.2 B-dur*] zu übernehmen, die zum Teil auch so schwierig gesetzt waren, dass sie nur von sehr geübten Künstlern mit der nötigen Leichtigkeit ausgeführt werden konnten.

Da ich aber - aus innerer Abneigung gegen alle unkünstlerischen Einrichtungen - für die Verbreitung meiner Kompositionen durch deren Anpreisung in öffentlichen Blättern nicht die nötigen Schritte tat, sondern mich jedes Mal mit den jeweiligen Erfolgen für reichlich belohnt ansah, so fehlte es schliesslich auch an deren nachhaltiger Wirkung, und ich fing an einzusehen, dass ich als Ausländer mit der Zeit mit keiner dauernd gesicherten Existenz in Paris zu rechnen hatte. Feind jedes ausschliessenden Nationalgefühls und meiner Gesinnung nach mich schon längst zu den Weltbürgern zählend, blieb ich doch im Grunde meines Wesens so sehr Deutscher, dass ich selbst bei dem täglichen Gebrauch der französischen Sprache und trotz so mancher herzlichen und intimen Beziehungen, in die ich zu vielen Franzosen getreten war, mir nicht einmal ihre Sprache vollständig zu eigen gemacht hatte und mir darum der Gedanke an eine Naturalisation durch Aufgabe meines Deutschtums auch niemals in den Sinn gekommen war, um so weniger, als ich im Hinblick auf meine Kinder diesen die Einflüsse einer französischen Erziehung und die vollständige Entziehung ihres angestammten Deutschtums niemals wünschen mochte. So unterstützten und nährten in mir äussere und innere Erfahrungen den Wunsch, in Deutschland einen meinen Kräften angemessenen Wirkungskreis zu finden. Es sollten aber noch Jahre vergehen, ehe die Erfüllung desselben erreicht werden oder überhaupt mit Ernst der Plan zu einer Übersiedlung von mir gefasst werden konnte, und während dieser Zeit knüpften wir noch manche intime Bande, die uns teils mit der uns ständig umgebenden Gesellschaft, teils aber auch mit nur vorüber gehenden Reisenden so innig verknüpften, dass ich nicht ohne die tiefste Dankbarkeit und treueste Anhänglichkeit ihrer gedenken kann.

*Pariser Schülerinnen und Schüler, Bekannte: Brüder Lindau, Louis Eller, Adolf Cohn, Brüder Bartel*

Der Familie Albrecht ist schon öfter in diesen Blättern Erwähnung getan. Doch darf ich mit besonderer Auszeichnung hier der ältesten Tochter Thérèse noch ein Wort widmen, die immer, wenn die Franzosen als Typus der Unbeständigkeit und des oberflächlichen Dahinlebens dargestellt werden, vor meiner Erinnerung nur als das personifizierte Bild von Charakterfestigkeit und Anhänglichkeit des Herzens dasteht. **(76/112)** Schon als Kind hatte sie den Wunsch geäussert, von mir Klavierunterricht zu erhalten, und obwohl ich in ihr weder hervorragendes Talent für dies Instrument noch sonst irgend welche musikalischen Anlagen entdecken konnte, gab ich ihrem Wunsch nach, sagte ihr aber gleich, dass sie ohne ernsten Willen und Fleiss mit keinen Fortschritten zu rechnen habe, und dass sie täglich wenigstens zwei Stunden der Übung widmen müsse. Diese letzte Forderung nahm das Kind in buchstäblichem Sinne, und bis zu ihrem 18. Jahre hat sie täglich das verlangte Pensum von Tonleitern und sonstigen Übungen treulich geleistet, so dass sie zu meinem Erstaunen schliesslich den Anforderungen der schwierigsten Kompositionen gerecht wurde. Hatte sie doch selbst an ihrem Hochzeitstage noch Möglichkeit gefunden, die zwei Stunden dem Klaviere zu widmen! Dieselbe Treue wie den Weisungen des Lehrers bewahrte sie auch noch in der Ferne dem alten Freunde ihres Hauses, und gleichviel, an welchen Ort sie die diplomatische Laufbahn ihres Gatten de la Porte auch führte, ob nach Karlsruhe, nach Weimar oder später sogar nach Rio de Janeiro, von überall her empfing ich noch briefliche Beweise ihrer unentwegten Anhänglichkeit, mit der sie des alten Lehrers gedachte, bis sie von dort, selber schwer erkrankt, zurückkehrte, um in den Armen ihrer alternden Mutter zu sterben. Ihr Vater und eine jüngere Schwester waren ihr schon vorausgegangen, und Theresens beide Töchter, statt sich der Pflege der Grossmutter zu widmen, hatten nur im Kloster Ruhe für ihre Seelen zu finden geglaubt, so dass Madame Albrecht, nachdem sie alle ihre Lieben abgegeben hat, nun in Bordeaux, ihrem Heimatorte, ein einsames Leben führt, welches - bei ihren 82 Jahren - auch die Anhänglichkeit alter Freunde kaum zu einer tröstlichen Existenz erheben kann.

Neben Madame Thérèse de la Porte gedenke ich - mit gleicher Achtung der

Willensstärke - eines anderen weiblichen französischen Wesens, auch einer Therese und gleichfalls meiner Schülerin, der Frau eines jungen Arztes, die unter jesuitisch frömmelndem Einflusse erzogen, diesem und einer persönlichen Abneigung gegen eignen positiven Widerstand zum Trotz, doch so viel Entschiedenheit des Charakters entwickelte, dass sie selbst in der aufgeregtesten Zeit der Revolution persönlich durch alle Instanzen hindurch einen in politische Dinge verwickelten Oheim aus einer gefahrvollen Lage befreite und sogar ihren eignen Mann den jesuitisch gesinnten Eltern gegenüber von deren hemmendem Einflusse zu sichern wusste, und sich dadurch die Hochachtung und Verehrung aller der Ihrigen erwarb, die sie heute noch bei grauen Haaren fort und fort genießt.

Mit weniger Rühmen, aber doch mit immer noch warmer Erinnerung kann ich einer andern Schülerin gedenken, welche - Engländerin von Geburt und im Besitze eines bedeutenden Vermögens - trotz mancher trefflicher Anlagen des Geistes und Charakters doch nicht verstanden hat, sich auf der Höhe zu erhalten, für welche das Schicksal sie bestimmt zu [haben schien]. *[Fehlende Seite?]* **(77/1/112)** Da unsere briefliche Korrespondenz, ich weiss nicht aus welchen Gründen, bald eine Unterbrechung erfuhr und ich von ihrem Lebensgange auch nur durch Hörensagen weiter unterrichtet bin, mag ich hier nicht fortfahren, ohne ihrer Erwähnung getan zu haben, so lebhaft das Interesse auch geblieben ist, mit dem ich stets auch ihrer gedacht habe.

Mit umso grösserer Lebhaftigkeit kehrt dafür mein Erinnern an Frau von Stockhausen zurück, die 1848 meine Schülerin im Gesange wurde und bald so erfreuliche Fortschritte machte, dass es schien, als sollten die schönen Zeiten wiederkehren, wie ich sie einst an der Seite von Amalie Krauseneck erlebt hatte. Denn obwohl beide Frauen von ganz verschiedener Natur waren, verwandelten sich unsere Singstunden sehr bald in musikalisch-akademische Sitzungen, in denen neben der Musik leicht auch Alles berührt wurde, was in jener so sehr erregten Zeit das allgemeine Interesse in Anspruch nahm, und es knüpfte sich damit ein Band, das sich später zu dauernder Freundschaft entwickelte, die auch bis über den kürzlich erfolgten Tod von Frau von Stockhausen hinaus in aller Herzen fortlebt, die ihr im Leben nahe zu stehen das Glück hatten.

War mit den Jahren die Zahl meiner Musikschüler bedeutend gewachsen, so muss ich einiger derselben noch besonders gedenken, die mir später so nahe traten, dass es mir Pflicht erscheint, ihrer auch an dieser Stelle zu erwähnen. Es hielten sich damals zwei junge Berliner namens Richard und Rudolf Lindau in Paris auf (zu denen sich später auch noch ein jüngerer Bruder Paul gesellte), die sich - der erstere als beliebter Konzertsänger, der andere als Schriftsteller - eine auskömmliche Existenz verschafft hatten. Da sich bald Gelegenheit bot, Richard auch in meinem Konzerte zu beschäftigen, traten wir nach und nach auch persönlich in nähere Berührung, die sich sehr bald in ein freundschaftliches Verhältnis umgestaltete, welches Richard auch den Meinigen so näherte, dass mein Söhnchen Alexander *[Karl Alexander]* den rechten Ausdruck fand, indem er, wenn man ihn fragte: "Wen hast Du lieb?" antwortete: " Papa, Mama und Lindau!" Er wurde einer der Eifrigsten in einem Kreise junger Leute, denen ich gern die ersten Begriffe von dem harmonischen Lehrgebäude der Musik beizubringen versuchte.

Mit noch grösserer Befriedigung erwähne ich die Bekanntschaft mit Louis Eller, der mir von dem Hause Pleyel als Musikbeflissener empfohlen ward. Sehr bald erkannte ich in ihm aber einen voll ausgereiften Virtuosen auf der Violine, wie ich einem gleichen ausser Ole Bull noch nicht begegnet war, und statt ihm als Lehrer gegenüber zu treten, wurde es mir eine Freude, ihn als begleitender und wahrer Freund auf seinem Wege zu führen, und durch ihn die Vollendung und Kraft seines Instruments mehr und mehr kennen zu lernen, **(77/2/112)** wodurch meine Neigung für das Zusammenspiel und die Komposition für mehrere Instrumente nur neue Nahrung erhielt. Ich habe in einem

besondern Schriftchen "*Erinnerungen an Louis Eller*" alles, was mir über seinen Lebensgang bekannt geworden veröffentlicht so dass ich nicht nötig habe, dasselbe hier zu wiederholen. Genug zu sagen, dass ich auch ihn zu meinen liebsten und teuersten Freunden zählen durfte, bis auch er im Jahre 1862 derselben Krankheit erlag, die auch Chopin dahingerafft hatte. Neben ihm nenne ich auch gern Adolf Cohn, einen fein gebildeten jungen Juristen, dem aber seines jüdischen Bekenntnisses halber jede Laufbahn als praktischer Jurist in seiner Vaterstadt München verschlossen war, was ihn schliesslich so mit dem Leben verfeindete, dass er demselben mit eigener Hand ein Ende machte. Er, wie, so mancher andere, konnte und mochte das Jahr 1870 nicht erwarten, das auch für Deutschland erträglichere Zustände herbeiführte. In seinem Leben, so weit mir dasselbe bekannt war, und in seinem offenen und liebenswürdigen Charakter lag nichts, was auf einen so tragischen Ausgang hätte schliessen lassen können, den ich übrigens erst lange nachher und ganz zufällig aus fremdem Munde erfuhr. Er war mir ein stets aufmerksamer und strebsamer Schüler in der Harmonie wie im Kontrapunkt gewesen, und da er daneben auch ein ausgezeichnete Klavierspieler war, der die schwierigsten Sachen mit Leichtigkeit vom Blatte las, so war er bei unsern Quartett-Abenden, zu denen sich jeden Donnerstag alle jungen Musiker bei uns versammelten, ein stets willkommener Gast.

Nicht weniger sei der Namen Ernst [1824-1868] und Günther [1833-1911] Bartel, zweier junger Musiker aus Sondershausen, gedacht, die auch einige Zeit in Paris verweilten. Ernst war ein belesener und denkender Musiker, der seinem jüngeren Bruder gern den Platz am Violoncellopult überliess und sich dafür mit der Violastimme begnügte, die er aber mit gleicher Leichtigkeit auszuführen verstand, so dass unser Quartett sich keinen besseren wünschen konnte. Gleiche Brüder, gleiche Kappen hätte man sagen können, und Ernst und ich blieben dann auch stets gute Kameraden und sind es bis zu seinem leider nur zu früh eingetretenen Tode auch geblieben. Wenn ich daneben noch Namen wie Jaffe, [Wilhelm?] Langhans, [Alfred?] Pollitzer und Bierwirth nenne, so geschieht es mehr in dankbarer Erinnerung ihrer Begegnung als dass sie, als überaus seltene Gäste, gar zu oft unseren musikalischen Verein vergrössert hätten.

Ich kann von Paris nicht Abschied nehmen, ohne vorher noch eines kleinen, scheinbar unbedeutenden Mannes zu gedenken, dessen braves, ehrliches Gemüt und die treue Anhänglichkeit, die er wie seine Frau uns **(78/112)** bewahrt haben, [ihm] einen Platz in unserer lebhaftesten Erinnerung gewonnen haben. Master Callen, Irländer von Geburt, hatte mehrere Jahre in Amerika als Arzt gelebt, kam aber, da die medizinische Praxis ihm dort keinen ausreichenden Erwerb versprach, nach Paris, wo er sich als Lehrer der englischen Sprache niederliess und sich nach einigen Jahren die Summe von einigen tausend Francs erspart hatte, die ihm und seiner ebenso genügsamen Frau ein anständiges, wenn auch bescheidenes Auskommen sicherten. Leider ging das kleine Vermögen durch verfehlte Kapitalanlage wieder verloren. Er sah sich gezwungen, sein Glück noch einmal anderwärts zu versuchen, und entschloss sich, dies wie zuerst in Nord-, nun in Südamerika zu tun. Da ich aber niemals wieder Nachricht von ihm empfangen habe, muss ich leider annehmen, dass ihm dort das Schicksal eben so wenig günstig zur Seite gestanden hat wie vorher, und er wahrscheinlich das Los so mancher anderer Auswanderer geteilt haben wird, welche die beste Gesinnung ohne das Talent, die jeweiligen Umstände praktisch zu verwerten, vor dem Untergange nicht schützt. Seinem Unterrichte, den ich schon früher mit Bakunin begonnen, dann aber nach langer Unterbrechung mit meiner Frau fortgesetzt hatte, verdanke ich die einzige Bekanntschaft mit der englischen Sprache, so wie mit den auf der andern Seite des Kanals herrschenden Anschauungen und Sitten, die mir bei der immer näher rückenden Frage, wohin wir selber unsre Schritte zu lenken haben würden, eine Warnung blieben, sie nicht nach England zu richten.

*Konzerttournée in Deutschland. Geburt der Tochter Helene. Abschied von Paris und Umzug nach Dresden. Tod Helenes*

Trotz der Revolution und des in ihr geborenen Sozialismus war das materielle Leben und mit ihm der Preis der notwendigsten Gegenstände doch so gestiegen, dass ich bei meinen bescheidenen Mitteln und der langsamen Art, in welcher die Erwerbsquellen durch meine Tätigkeit als Musiklehrer mir zuflossen, einsehen musste, dass dieselben nicht genügen konnten, mir und den Meinigen einen längeren Aufenthalt dort ratsam zu machen, und ich nahm die Gelegenheit einer Reise in die Heimat wahr, um mich dort nach einer gesicherten Lebenslage umzusehen. Da ich im Jahre 1858, in dem ich dieselbe antrat, noch keinen festen Entschluss darüber hatte fassen können, also von meinen Freunden und Schülern mich auch noch nicht definitiv verabschiedet hatte, war es selbstverständlich, dass ich noch einmal dahin zurückkehrte, um meine Angelegenheiten zu einem förmlichen Abschluss zu bringen. Mit dieser Rückreise nach Paris verband sich sogleich der Plan einer grösseren Konzerttour, die ich von Danzig aus, wohin sich meine Eltern zurückgezogen hatten, über Stettin, Berlin, Leipzig und Dresden machen **(79/112)** und dabei sehen wollte, an welchem Orte es mir am besten gefallen und wo meine Musik am beifälligsten aufgenommen würde. Und wenn ich in Stettin auch nur ein sehr kleines Publikum um mich zu sammeln vermochte, dafür aber in Berlin von den Zuhörern wie von der Kritik mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde und in Leipzig im Gewandhause mich eines Gleichen zu erfreuen hatte, so entschied schliesslich doch ein in Dresden gegebenes Konzert, nach welchem mich mehrere Kammermusiker und ausser ihnen noch viele Musikliebhaber so dringend aufforderten, in Dresden Wohnsitz zu nehmen, dass ich (dessen Neigung auch schon für Dresden entschieden hatte) gern auf den Vorschlag einging, und auf die Versicherung hin, dass meine Musikinstrumente und sonstiger Hausrat keinen Eingangszoll zu zahlen haben würden, versprach ich, im Juli des nächsten Jahres mit meiner Familie und meiner ganzen Habe in Dresden zu dauerndem Aufenthalte einzutreffen.

So ging ohne weitere erwähnenswerte Zwischenfälle der letzte Winter in Paris vorüber, und nachdem wir im Januar 1857 noch durch die Geburt eines lieblichen Töchterchens [*Helene Reichel*] erfreut worden waren, verliessen wir im Juli desselben Jahres den uns so lieb gewordenen Ort und zogen ohne Unfall und mit neuen Hoffnungen in Dresden ein, das uns eine neue Heimat zu werden versprach, wozu auch Beziehungen, die noch aus der Zeit meines früheren Aufenthaltes dort herrührten, vollauf berechtigten. Lebten doch dort noch Pauline Seebeck, die Witwe des 1849 verstorbenen August, so wie ihre Schwester Friederike, die als vierte Gattin des Professors Bürschel dessen ansehnlicher Kinderschar als hochverehrte Mutter vorstand.

Die herzliche Teilnahme, mit der wir von denselben begrüsst wurden, empfanden wir dankbar als Zeichen eines heimatlichen Empfanges, und selbst meine Frau, die als Russin ihr vorwiegend nationales Gefühl nicht leicht in den Hintergrund drängte, fand sich auf diese beiden Frauen gestützt bald in die neuen Verhältnisse hinein, in denen ihr von vielen Seiten begegnet wurde. Aber wie wir schon in Paris unsern Alexander Nicolas [*"Cola"*] verloren hatten, hatten wir auch in Dresden bald nach unserer Ankunft den Tod unseres kleinen Lenchens [*Helene*] zu beklagen, das uns kaum ein Jahr alt von einer bösartigen Pyämie entrissen wurde.

Je näher die Ereignisse meines Lebens der Gegenwart zu rücken, desto schwerer wird es mir, die in denselben auftretenden Gestalten in einzelnen leichten Zügen hinzustellen. Aber wie gern ich auch meine Erinnerungen in nur wenigen Worten zusammendrängen möchte, stehen doch alle durch sie empfangenen Eindrücke so treu vor meinen Augen, dass ich nur mit Unbehagen die Ohnmacht fühle, dieselben aufs Papier zu bringen, ohne zu weitschweifig zu werden. Fehlt mir doch dazu auch die notwendige nähere Bekanntschaft mit den **(80/112)** [*diese Seite wird übersprungen, da inhaltlich gleich wie*

die folgende, vollständigere] (**81/112**) näheren Lebensumständen der einzelnen Personen, ohne welche sich ein deutliches Charakterbild derselben schwerlich geben lässt, und es wird wohl im Ganzen bei der flüchtigen Erwähnung von Namen bleiben müssen, wie sehr auch das Gefühl dankbarer Erinnerung zu weiterem Eingehen auffordern möchte. Dennoch sind mir viele dieser Personen so nahe getreten und in teilnehmender Freundschaft verbunden geblieben, dass die Feder sich sträubt, ihrer nicht mit ganzer Hingebung zu erwähnen.

Zunächst muss dabei wieder der lange verehrte Name Seebeck wieder auftreten. Augusts Gattin, die ihren Mann schon 1849 verloren hatte und mit zwei Knaben, Johannes und Adolf, in Dresden lebte, bot den Ankommenden, bis deren Wohnung eingerichtet war, in der ihrigen den ersten Zufluchtsort, und es bildete sich zwischen ihr und meiner Frau ein inniges Band fraulicher Freundschaft, an dem Paulinens Schwester Friederike, seit einigen Jahren die Gattin des Bildhauers Rietschel, den lebhaftesten und tätigsten Anteil nahm, eine innige Beziehung, in die auch unsere Kinder und ich mit eingeschlossen waren.

*Mitgründer des Konservatoriums in Dresden. Tonkünstlerverein. Harmonielehre und "Sexten-Skandal". Dreissig'sche Singakademie. Vom Festhalten am "Einfachen und Schönen" und der "Entwicklung der Kunst"*

Was mich und meine näheren Beziehungen zu der neuen Umgebung anbetrifft, so lernte ich zum ersten Male durch das nähere Verhältnis, in welches ich zu den Mitgliedern der königlichen Kapelle trat, die Musiker auch als meinesgleichen nicht nur kennen, sondern ebenso auch, sie zu achten und zu ehren. Dies gegenseitige Verhältnis, das durch meinen Eintritt als Mitglied in den Tonkünstler-Verein [*heute "Kammermusik der Sächsischen Staatskapelle"*] noch wesentlich gehoben wurde, ward Ursache, dass man mich bald nach meiner Ankunft bei der Gründung des Konservatoriums für Musik in den damaligen Verwaltungsrat wählte und ich unwillkürlich zu den Gründern desselben gezählt ward, so wenig persönlichen Einfluss darauf ich mir auch zuschreiben darf. Der erste, eigentliche Gründer der Anstalt war der frühere Kammermusikus [Friedrich] Tröstler, ein unternehmender, wenn auch oberflächlicher Charakter, von dem ich gleich bei meiner Ankunft als Lehrer der Klavierspieler engagiert worden war. Die eigentliche Leitung der Anstalt lag damals schon in den Händen einiger Kammermusiker, unter denen [Julius] Rühlmann, [Moritz] Fürstenau und [Rudolf] Hiebendahl wohl die erste Stelle einnahmen. Zugleich hatte man mir auch den Unterricht in der Harmonielehre und im Kontrapunkt anvertraut, wodurch mir Gelegenheit geboten wurde, meinen einst unter Dehn gesammelten Kenntnissen einen erweiterten Wirkungskreis zu geben. Unter der Ägide des damaligen Kronprinzen Albert ward später die Anstalt unter die Leitung eines technischen Direktors gestellt, zu dem sich niemand mehr eignete (**82/112**) als ihr bisheriger Sekretär [Johann Friedrich] Pudor, unter dem sie auch noch lange Zeit gediehen [ist] und geblüht hat. Bis dahin waren wir die eigentlichen Führer des Konservatoriums gewesen, und erst beim Eintritt des Hofkapellmeisters [Julius] Rietz, der zugleich artistischer Direktor wurde, traten wir von der Leitung zurück. Sein Eintritt in die Anstalt ward Ursache, dass ich zum Gebrauch meiner Schüler, denen ich bis dahin alles Nötige immer in die Feder diktiert hatte, eine gedrängte Harmonielehre als Handbuch drucken liess [*"Harmonielehre mit besonderer Rücksicht auf das Wesen der Con- u. Dissonanzen der Tonart zum Gebrauch für Lehrer und Lernende dargestellt"*, Dresden: Rudolf Kuntze 1862], die sich ganz auf die Dehnschen Anweisungen stützte, von denen sie nur in dem Punkte der in der Tonart dissonierenden Sexte abwich, was manchen Staub aufwarf und später, als ich im Jahre 1863 von einer schweren Krankheit befallen wurde, schliesslich auch meine Verabschiedung zur Folge hatte. Ebenso willkommen wie vom Konservatorium ward meine Übersiedlung nach Dresden auch von dem Hoforganisten [Johann] Schneider geheissen, der langjähriger Direktor der Dreyssigschen Singakademie gewesen war und

das Institut zu einer geachteten Stellung unter dem Gesangschören Deutschlands erhoben hatte. Es schien, als habe er nur auf meine Ankunft gewartet, denn bald nach derselben trat er von dieser Stelle mit dem Wunsche zurück, dass ich den von ihm verlassenen Platz einnehmen sollte. Und so fand ich mich bald sowohl am Konservatorium wie als Direktor der Singakademie in einer mir angemessenen Tätigkeit, blieb dabei aber immer auch noch auf den Erwerb von *privatim* gegebenen Musikstunden angewiesen, da beide öffentlichen Stellungen nicht hinreichten, den Unterhalt für meine Familie zu bestreiten, mir dafür aber nach aussen hin immer zu einer lebhaften Empfehlung gereichten, so dass mir damit von Einheimischen und Fremden zahlreiche Schüler gewonnen wurden. Wie günstig mir meine halboffizielle Stellung aber auch war, so konnte doch eine Art konservativer Haltung, die ich in der Musik einzunehmen und sie auch manchmal über die Grenzen hinaus zu verteidigen fortfuhr, nicht fehlen, auch den Widerspruch der Gegenpartei hervorzurufen, und das Wiedererwachen der Wagnerschen Richtungen wie die Erscheinungen, welche die Schumannisch neuromantische Musik mehr und mehr ans Licht riefen, verstärkten meine Haltung, während ich fortfuhr, fest auf den durch die klassische Schule gebahnten Wegen am Einfachen und Schönen festzuhalten, wodurch macherlei Widersprüche erzeugt und sogar geschärft wurden, die ich aber immer noch glücklich zu bekämpfen oder wenigstens in ihrem zu schnellen Fortschreiten aufzuhalten glaubte. Absichtlich betone ich dies letzte Wort, weil die Errungenschaften der neueren Musik, welche sie seitdem gemacht hat und heute 1892 noch fortfährt zu machen, den von der Bühne des Lebens Abtretenden lehrt, dass kein Lebender berechtigt ist, der Entwicklung der Kunst, selbst in ihren Ausschreitungen nicht, Halt zu gebieten. Die Räder derselben nehmen schonend oder zermalmend ihren Weg, unbekümmert um das, was der Einzelne als Gesetz für das Schöne zu empfinden und auszusprechen (**83/1/112**) sich erlauben mag.

#### *Dresdner Freundschaften*

Hatte ich damals in Dresden auch noch nicht die klare Einsicht in diese tatsächliche Lage der Kunst, erfuhr ich doch auch dort schon die leisen Einflüsse ihrer fortschreitenden Wirkung (freilich so allmählich, dass ich bei mir selber ihrer kaum bewusst wurde) und will ohne Rücksicht auf sie weiter von den Eindrücken Mitteilung machen, die mir von den Personen verschiedenster Art und Charakters geblieben sind, und die Meinigen, denen einzig diese Zeilen gewidmet sind, werden mir Dank wissen, wenn ich dabei diejenigen in vorderste Reihe stelle, die uns als persönliche Freunde am nächsten standen.

Und da muss ich denn vor allen zu den beiden Schwestern Pauline Seebeck und Friederike Rietschel zurückkehren, die vom ersten Augenblicke unserer Ankunft bis zu unserer im Jahre 1867 erfolgten Trennung [von Dresden] uns mit anhänglichster Teilnahme in Freud und Leid zur Seite standen. Beide, geborene Oppermann aus Regensburg, waren schon im Jahre 1840, als August Seebeck sich mit Pauline vermählt hatte, nach dem Norden Deutschlands gekommen, und der äusserlich konfessionelle Unterschied (sie waren beide katholischen Bekenntnisses) hatte bei ihren unbefangenen Ansichten weder einen äussern Übertritt zu der im Norden vorherrschenden reformierten Kirche bedingt, noch machte dieser Unterschied sich in ihren häuslichen oder geselligen Beziehungen jemals irgendwie geltend, und wir lebten als Menschen menschlich gesinnt in bestem Einverständnis miteinander fort. Entschiedenere Stellung hätten wir - und damit meine ich vor allem uns an alle möglichen Regierungen und Konfessionen gewohnte Zugereiste - dem Professor [Ernst] Rietschel gegenüber nehmen müssen, wenn dessen ebenso humanen Gesinnungen nicht auch den Verkehr in jeder Weise erleichtert und begünstigt hätten. Wir trafen den als Bildhauer schon allgemein geschätzten und verehrten Künstler in seiner Gesundheit schon recht sehr angegriffen, und wie sehr man sich auch bemühte, dem langsam Dahinscheidenden die Möglichkeit seiner schaffenden Tätigkeit zu verlängern, so liess sich doch das Übel eines immer anwachsenden

Brustleidens nicht beseitigen, und noch bevor er sein grösstes Werk, das Luther-Denkmal, vollendet hatte, raffte ihn im Jahr 1861 der Tod hinweg. Deutschland wie Sachsen und vorzugsweise Dresden empfanden wohl, was sie in diesem ausgezeichneten Bildner verloren, der ihnen in lebensvoller Wahrheit nicht nur die Statue ihres grossen Reformators auf kirchlichem Gebiete, sondern auch diejenigen anderer Künstler ersten Ranges, wie Lessing und C.M. von Weber, zu ihrem und damit auch zu eigenem Andenken hinterlassen hatte. Nach seinem Hinscheiden hat man ihn noch durch Errichtung eines eignen Rietschel-Museums (**83/2/112**) geehrt, in welchem die gesammelten Abgüsse seiner Werke noch lange den folgenden Generationen als Muster bildender Kunst aufbewahrt bleiben. Hatte Rietschel doch auch im engeren Kreise als Mitglied der Akademie im Verein mit [Eduard] Bendemann, [Julius] Hübner, [Hugo] Bürkner und andern trefflichen Künstlern schon jahrelang tätig gewirkt, so dass in der Ferne wie in Dresden selber sein schöpferischer Geist von allen empfunden und gewürdigt wurde, die an der Kunst lebhaften Anteil nahmen. Wir selber und besonders meine Frau hatten bald nach unsrer Ankunft Gelegenheit, seine Meisterschaft in Auffassung und Wiedergabe von selbst ihm persönlich fremden Personen kennen und bewundern zu lernen. Bald nach unserer Übersiedlung dahin liessen sich auch Alexander [Wladimirowitsch] [*Schriftsteller, Kunstsammler*] und Helene Stankewitsch für einige Zeit in Dresden nieder, und da beide - wie auch Marie - nach dem Tode ihres alten Freundes, des Professors [Timofej] Granowski in Moskau [*1813-1855, Historiker, Freund Alexander Herzens*] den lebhaften Wunsch äusserten, sein Bild in einer Büste erhalten zu sehen, wandten sie sich an Rietschel mit der Bitte, die Ausführung derselben zu übernehmen. Da man dem Künstler ausser einer Totenmaske nur eine vielleicht unvollkommene Photographie als Vorbild zur Hand stellen konnte, waren die Freunde bei Prüfung des Modells überrascht von dessen Ähnlichkeit mit dem Verstorbenen. Von Rietschel aufgefordert, etwaige Bemerkungen nicht zurückzuhalten, fanden sich die Freunde veranlasst, sich noch kleiner Züge Granowskis zu erinnern, welche sie dem Künstler nicht verhehlten, und bald darauf war das Modell zum Abgüsse fertig, und alle Bekannten Granowskis konnten die sprechende Ähnlichkeit des Werkes nicht genug bewundern. Eine trefflichere Ausführung des Modells in Marmor von des Meisters eigener Hand blieb im Besitz der beiden Stankewitsch und gelangte zusammen mit einer ausgewählten Gemäldegalerie, welche den Raum unserer Wohnung geschmückt hatte, während sie noch auf Reisen waren, bei ihrer Heimkehr mit ihnen nach Moskau. Ein wohlgelungener Abguss der Büste erfreut uns heute noch als Erinnerung schon vergangener Zeiten.

Stünde mir nun die gewandte Feder des Schriftstellers zu Dienst, würde ich mit mehr Befriedigung ein treffendes Bild von unserem zehnjährigen Aufenthalt in Dresden geben können, wo ich und die Meinigen eine wahrhaft zweite Heimat gefunden haben. Denn nur dann vermöchte ich aller Liebe und Freundschaft, die uns dort zuteil geworden ist, in entsprechender Weise Ausdruck zu geben. Allein, ohne dieselbe muss ich mich auf flüchtige Bemerkungen beschränken, die nur ein unvollkommenes Bild von den dort empfangenen Eindrücken geben können.

*Der Dresdner "Tonkünstler-Verein". Entdeckung "alter Sachen" in einem Notenschrank und "der wüste Lärm unserer modernen Orchester"*

Wie schon oben bemerkt, hatte ich hier zum ersten Male meine Kunstgenossen auch als Menschen und handelnde Charaktere kennen und schätzen gelernt, und es war der Tonkünstler-Verein [*heute "Kammermusik der Sächsischen Staatskapelle"*], in dem ich jetzt (**84/112**) diese Hochachtung, die erste Anregung und stete Nahrung fand. Aus dem Kreise der Kammermusiker hatten sich kurz vor meiner Ankunft in Dresden einige ihrer tätigsten Mitglieder zu einem eigenen Verbands zusammen geschlossen, um trotz ihres schon an sich mühevollen Dienstes in Separat-Übungen die bedeutenderen Werke klassischer Instrumentalmusik - soweit sie zu ihrer Ausführung nicht eines grösseren

Orchesters bedurften - vorzubereiten und in öffentlichen Konzerten auch das grössere Publikum damit bekannt zu machen. Da dabei auch die Kompositionen für das Streichquartett berücksichtigt wurden, für welche aber schon seit längerer Zeit zwei Quartettvereine existierten, so blieb der Blick des Tonkünstler-Vereins vorzugsweise auf die Serenaden und sonstige mehrstimmige Instrumentalmusik für die Blasinstrumente gerichtet, in denen die Mitglieder wahrhaft Ausgezeichnetes leisteten, und so wurden wir nach und nach mit den vortrefflichen Kompositionen bekannt gemacht, welche in dieser Sparte von unsern grossen Meistern hinterlassen worden waren. Die Entdeckung eines lang unbeachtet gebliebenen Notenschanks in der katholischen Kirche, der eine grosse Zahl dieser Schätze barg, bereicherte noch unsere Kenntnissnahme von diesen alten Sachen, die durch die Bemühungen der Nachgeborenen nach hundertjähriger Ruhe zu neuem Glanze wieder ans Licht gezogen wurden. Hierbei waren [Julius] Rühlmann und [Moritz] Fürstenau besonders tätig, und die ausführenden Mitglieder des Vereins beeiferten sich, diese wiedergewonnenen Schätze in exakter Weise auch in würdigem Glanze dem Publikum vorzuführen. Nicht lebhaft genug kann ich den Reiz und die Gewalt der Schönheit preisen, mit welcher diese Musik mich umfing, und nicht genug beklagen, dass der Eindruck derselben mit jedem Tage mehr von dem wüsten Lärm unserer modernen Orchester verdrängt wird.

Und nicht nur jüngere Musiker, sondern auch ältere, wohlbewährte Kräfte traten dem Vereine bei, unter denen vor allem der Senior des Violoncellospiels Fritz [Friedrich] Kummer zu nennen ist, wie auch die Konzertmeister [Karol] Lipinski, [François] Schubert und [Johann Christoph] Lauterbach, die, wenn auch nicht regelmässig, so doch von Zeit zu Zeit auch ihre mithelfende Tätigkeit dem Vereine widmeten. Ich mag keine Namen anderer Aktivmitglieder besonders hervorheben, da ich zu fast allen derselben in freundschaftlicher Beziehung stand und ungerne den Anschein erwecken möchte, einen dem andern vorzuziehen. Der ganze dort herrschende Sinn war ein so ausgesprochen kameradschaftlicher, dass es keinem von uns einfiel, sich durch besondere Auszeichnung aus dem Rahmen des Vereins hervorgehoben zu sehen.

*Dresdner Schülerinnen und Schüler: Nadja Schakowskaja, Louise Hecker, Jurij Golizyn*

**(85/112)** Soweit meine Tätigkeit als Musiklehrer nicht im Konservatorium in Anspruch genommen war, sind mir aus dem Kreise meiner Privatschüler nur wenige in anerkennenswerter Weise im Gedächtnisse geblieben. Doch hatte ich darunter eine Schülerin, Nadine [Надежда Шаховская], Tochter der Fürstin Schachowskoj, zu gedenken, an deren musikalischer Entwicklung ich viel Freudiges erlebte, während ich auch im Stande blieb, ihren anderen vielseitigen Anlagen durch geeignete Lehrer Ausbildung zu verschaffen. Schon als ich sie als 14-jähriges Mädchen kennen lernte, überraschte mich nicht nur die kolossale Grösse ihres Körpers, mit dem sie vor dem Klavier sitzend fast die ganze Breite der Klaviatur bedeckte, sondern sie entwickelte auch einen Grad der Fingerfertigkeit, der mich - für ihr Alter und die geringen musikalischen Kenntnisse, die zugleich dabei offenbar wurden - in Erstaunen setzten. Es blieb mir also ein weites Feld offen, um nicht nur im Ganzen ihren Musiksinn in richtige Bahnen zu lenken, sondern sie auch mit allem Schönen erst bekannt zu machen, das auf dem Felde der Klavierliteratur schon geschaffen war, und ich konnte sie durch Clementi, Mozart, Beethoven bis zu J.S. Bach sowie den Reichtum, den Chopin in seinen Klavierkompositionen hinterlassen hatte, gemach hindurchführen. Selten geschah es dabei, dass sie mit der technischen Überwindung der häufig darin auftretenden Schwierigkeiten nicht von einer Stunde zur andern fertig geworden wäre. Da aber auf diesem Wege der eigentlich musikalische Sinn doch noch nicht geweckt war, wollte ich versuchen, sie auf theoretischem Wege dahin zu bringen und liess sie theoretisch wie praktisch einen Kursus in der Harmonielehre durchmachen. Aber, wiewohl sie alles Vorgetragene mit ihrem Verstande schnell und leicht begriff, blieb die unmittelbare Auffassung des Melodischen doch ziemlich zurück, und ich musste mich wieder einmal

als von der Natur selber geschlagen bekennen, welche die Ausbildung von ihr selber gegebener Anlagen nur so weit gestattet, wie sie selber die Richtung angibt. Dass bei den vereinten Bemühungen der Schülerin wie des Lehrers (denn Nadine liess es an Fleiss und ernstem Mühen niemals fehlen) mit der Zeit nicht dennoch ein erhöhter Grad musikalischer Empfänglichkeit erreicht wurde, soll nicht geleugnet werden. Immer aber blieb das technisch virtuose Element bei ihr im Vordergrund stehen, und ich entsinne mich kaum, dass die Einwirkung musikalischer Werke ihr Innerstes lebhaft getroffen hätte. Dabei fehlte es ihr aber nicht an offenem Sinn für jede Art menschlich gemütvoller Regungen, und es zeigten sich auch Anlagen nach andern Seiten des Geistes und Herzens, welche auch das Bedürfnis nach weiterer Ausbildung geltend machten. Als geborene Russin und in Moskau unter glänzenden Verhältnissen erzogen, hatte sich von früh auf schon ein vielseitiges Sprachtalent entwickelt. Das Russische, Deutsche, Französische und Englische sprach und schrieb sie mit Fertigkeit, und hatte auch einige Kenntnis des Italienischen schon gewonnen. **(86/1/112)** Ich glaubte mich daher nicht berechtigt, ihrem Wunsche, sich auch mit den alten Sprachen vertraut zu machen, entgegen stehen zu müssen, und riet ihr, dabei mit dem Lateinischen anzufangen. Und siehe da, nach kaum zwanzig Lektionen war sie soweit gediehen, mit ihrem Lehrer schon den Cicero lesen zu können! Nicht weniger schnell ging es mit dem Studium des Griechischen, worin der alte Professor Helbig sie unterrichtete. Nadine war darüber 17 Jahre alt geworden und hatte an Körper so zugenommen dass jeder Vorübergehende die jugendliche Gestalt nur mit Erstaunen betrachten konnte. Häufige Besuche der Dresdner Gemäldegalerie hatten auch die Lust zur Malerei in ihr erweckt, und sie verlangte, auch darin unterrichtet zu werden. Und da sie leicht zur Einsicht gebracht worden war, dass ihr das Erlernen des Zeichnens vorangehen müsse, unterzog sie sich auch gern dem Unterricht eines guten Lehrers. Überrascht war ich freilich, als ich sie schon nach einigen Monaten im Museum vor einer Staffelei mit dem Kopieren eines Gemäldes beschäftigt fand. Das Zeichnen war ihr gleichsam spielend von der Hand gegangen, und der Lehrer hatte nicht gezögert, die begabte Schülerin auch in die Kunst des Farbmischens einzuweihen. Dabei wurden unsere Musikstunden keineswegs vernachlässigt, und ich begreife heute noch nicht, wie das Kind - denn das blieb sie trotz all dieser Wandlungen - sich in so kurzer Zeit nach so vielen Seiten hin - und niemals ohne einen gewissen Erfolg - ausbreiten konnte. Nun trat aber in ihrem achtzehnten Jahre ein Wendepunkt ein, der, wenn er auch ohne wesentlichen Einfluss auf die Art ihrer Beschäftigung blieb, dennoch ihrem ganzen Leben eine andere und entscheidenden Richtung gab. Sie hatte sich in Abwesenheit ihrer Mutter mit einem jungen Mann verlobt, der als Attaché der deutschen archäologischen Gesellschaft in Rom lebte und dort als Forscher in den Altertümern schon eine angesehene Stellung einnahm. Als ihr nächster Freund auch bald ins Vertrauen gezogen, liess ich auf meinen Rat nicht warten, auf den hin der junge Mann unverweilt persönlich nach Moskau eilen sollte, um sich dort den Eltern Nadines und deren Familie vorzustellen, deren Einwilligung zu dem gewagten Schritte doch wohl erste Bedingung war. Und nachdem dies geschehen war, vollzog sich die Verbindung auch bald, und das junge Paar zog nach Rom, wo Helbig, der Sohn des oben erwähnten Professors, auch kurze Zeit darauf als Direktor des archäologischen Institutes seine definitive Anstellung fand, bei der Nadine ihrem Gatten - bei Kenntnis ihrer alten und neuen Sprachen - vielleicht manchen schätzenswerten Dienst leisten konnte. Ihre musikalischen wie anderweitigen Talente machten sie bald mit dem Abbé Liszt und andern tonangebenden Grössen bekannt, und wenn sie auch um ihrer Herkunft willen immer noch "*La Principessa*" blieb, so zog ihr ungewöhnlicher Körperbau ihr oft auch den Beinamen "*La madre del mondo*" zu. - Nur einmal noch habe ich sie wieder gesehen, als sie uns **(86/2/112)** später hier in Bern mit einem mehrtägigen Besuch erfreute, bei dem sie mir, von ihrem Töchterchen und einer Gesellschafterin begleitet, bewies, dass sie sich zu einer ebenso verständigen Frau wie einsichtsvollen Mutter entwickelt hatte. Seit einigen Jahren ist das deutsche archäologische Institut in Rom aufgelöst worden, und ich weiss nicht zu sagen, wohin sie sich mit ihrer Familie gewendet hat. Ihren letzten Brief, den ich vielleicht nur zu flüchtig

beantwortet haben mag, empfing ich noch aus Rom, bin aber seitdem ausser Verbindung mit ihr geblieben.

Auch einer andern meiner Schülerinnen, Louise Hecker, wie auch ihres Vaters und ihrer Schwester Maria, erinnere ich mich noch mit lebhafter Treue und richte dieselbe vor allem auf den alten Mann selber. Nachdem die Bekanntschaft mit seinen jüngeren Brüdern Bernhard und Ferdinand schon bald nach unserer Ankunft in Dresden gemacht worden war, entstand aus Adolf Heckers engerer Verbindung mit mir und den Meinigen schnell eine dauernde Freundschaft. Leider bin ich auch hier nicht im Stande, nähere Berichte über den Lebensgang dieses für den Kreis seines Wirkens seltenen und einflussreichen Mannes zu geben. Adolf Heckers Vater lebte als Begründer und Besitzer einer grossen Wollspinnereifabrik in Chemnitz, und sein ältester Sohn Adolf hatte sich den wissenschaftlichen Studien ergeben und lebte in Wien, wo ihn plötzlich die Nachricht traf, dass die Geschäfte seines Vaters eine unvorherzusehende Stockung erfuhren, so dass der junge Student auf die ausdrückliche Bitte des Vaters dahin zurückeilte, um durch seinen Beistand die Fabrik wieder zu heben und in neuen Gang zu bringen. Diese plötzliche Umkehr seiner ganzen Geisteserziehung zeugte nicht bloss von seinen geistigen Fähigkeiten sondern beanspruchte ebenso sehr die Stärke und Entschlossenheit seines Charakters. Und während er sich dem Vater zur Beseitigung aller dem Geschäfte entgegenwirkenden Hindernisse zur Verfügung stellte, erkannte er aber mit scharfem Blicke sogleich, dass die von ihm geforderte Reorganisation nicht ohne eine vollständige Freiheit in der Führung der Sache gelingen könne, und darum forderte er vom Vater als erste Bedingung für sich und seine Anordnungen auch die vollste Unabhängigkeit seiner Lage, so dass er als einziger Inhaber und Vertreter der Fabrik seinen jüngeren Brüdern gegenüber in eine ausnahmsweise bevorzugte Stellung trat, welche auch - von ihnen gerichtlich beglaubigt - als eine solche anerkannt wurde. So wurde und blieb Adolf als einziger Vertreter und Besitzer der Firma Hecker im Chemnitz, während Bernhard als Kaufmann und Ferdinand als Apotheker nach Dresden gingen, wo auch sie wenn auch bescheidenere, so doch auskömmliche Häuser und Familien gründeten. Jene über die Firma hereingebrochene Katastrophe fand noch in der Zeit statt, in welcher die Einführung der die Arbeit erleichternden Maschinen in Deutschland noch nicht denselben Eingang und Aufschwung wie in England gefunden hatten, und der junge Besitzer (**87/112**) sah sich anfangs zu manchem und nicht gefahrlosem Aufenthalte in England veranlasst, um *[seine Kenntnisse? seine Firma?]* nach dieser Richtung zu erweitern und manchen Wink in Betreff der nutzbaren Anwendung der Maschinen den fortgeschritteneren Nachbarn abzuschauen. Bald hob und erweiterte sich unter seiner Leitung seine Fabrik so sehr, dass sie mit unter den geachtetsten der Stadt Chemnitz dastand, wodurch er in die Lage versetzt wurde, einer frühen Neigung zu folgen und sich mit einer Frau zu verbinden, die nicht nur ein Meisterbild von weiblicher Schönheit, sondern auch Mutter dreier liebenswürdiger Töchter wurde, aber nach der Niederkunft mit der jüngsten, Louise, bald durch den Tod abberufen wurde. Die Erziehung der verwaisten Mädchen wurde einer zuverlässigen, aber pedantischen Lehrerin anvertraut, und der Vater glaubte, den Frieden und die Wohlfahrt des Hauses nicht besser fördern zu können, als wenn er sich schliesslich auch mit dieser Lehrerin ehelich verband. Doch wie er selber in dieser wenig sympathischen Natur keinen Ersatz für den schmerzlich empfundenen Verlust der ersten Gattin finden konnte, schien mir auch das Verhältnis der Kinder zu der Stiefmutter an Vertrauen und Hingebung niemals zu einem befriedigenden geworden zu sein, und mehr und mehr überzog ein Hauch der Kälte das ganze Haus, was endlich auch der alternde Vater empfinden musste. Ich hatte persönlich zwar niemals den Eindruck gehabt, dieses erkaltende Wesen zu empfinden, doch entstand er in Bezug auf die Familie doch immer mehr, als sich der Vater zunehmend und in herzlichster Weise an mich anschloss. Schon bei unserer ersten Bekanntschaft bewirkte der Unterschied der Jahre, in denen er mir etwa 20 voraus hatte, dass er von uns immer "der alte Hecker" genannt wurde. Seine leidenschaftliche Neigung für Musik tat diesem freundschaftlichen Verhältnisse auch so weit Vorschub,

dass er - obwohl er selber noch mit den Seinigen in Chemnitz blieb - doch seine jüngste Tochter Louise sogleich nach Dresden schickte, um sie zur Förderung ihres Klavierspiels in meine Hände zu geben, und ich hatte nur Ursache, ihr lebhaftes Interesse und ihre erfreulichen Fortschritte mit stetiger Befriedigung anzuerkennen, so dass ich ihr eine meiner liebsten und für die Ausführung schwierigsten Klaversonaten bei ihrer Verheiratung mit dem Kaufmann Rander als Hochzeitgeschenk widmen durfte. Als später der alte Herr mit seiner Familie nach Dresden übersiedelte, wurde auch Marie meine liebe Schülerin, und selbst Papa Hecker verschmähte es nicht, als Schüler an einem Kursus in musikalischer Harmonie als fleissiger Schüler teilzunehmen, woran eine hübsche, künstlerisch wohlgeordnete photographische Darstellung dieses letzten **(88/112)** meiner theoretischen Kurse in Dresden mich noch heute angenehm erinnert. Nach unserer bald darauf erfolgten Trennung schloss mein alter Freund nach einem langen, verdienstvollen Leben und mit grosser Befriedigung auf dasselbe zurückblickend seine Augen, von allen den Seinigen tiefbetrauert. Marie, weniger vorgebildet nach der technischen Seite hin als Louise, aber tiefer Eindrücke von Musik nicht ermangelnd, richtete bei ihrer mehr nach innen gewendeten Natur ihre Neigung mehr auf die Ausbildung eines tätigen Lebens und wurde mit Einwilligung ihres Vaters barmherzige Schwester, als welche sie in dem später zwischen Frankreich und Deutschland ausbrechenden Kriege sich durch aufopfernde Hilfeleistung namhafte Anerkennung verschafft hat, und lebt jetzt mit ihrer älteren Schwester Anna in gemächlicher Zurückgezogenheit in Dresden.

Auch muss ich hier noch einer wenn auch nur flüchtigen Begegnung mit einem Fürsten Galitzin [Jurij Nikolajewitsch Golizyn/ Юрий Николаевич Голицын] gedenken, dem Sohne jenes "Galitzin", dem Beethoven einige seiner letzten Quartette gewidmet hatte. Er durchzog Anfangs der sechziger Jahre Deutschland in der Absicht, in grösseren Städten mit schnell zusammengesetzten Chören russische gesangliche Musikwerke zur Aufführung zu bringen. Früher hatte er, auf seinem Landsitze lebend, selber solche Chöre gebildet, und man erzählte Wunderdinge von der Reinheit und Präzision, mit welcher seine Sänger, aus Kindern von Leibeigenen zusammengesetzt, die schönsten und schwierigsten Sachen russischer Kirchenmusik ausgeführt haben sollten, so dass sie selbst mit dem kaiserlichen Kirchenchor in Petersburg rivalisieren, ja diesen vielleicht noch übertreffen konnten. Es war mir deshalb die Aufforderung willkommen, diesem russischen Tausendkünstler Unterricht in der Harmonielehre erteilen zu sollen. Auf's Neue ward ich bei seiner äussern Erscheinung durch die ganz ungewöhnliche Dimension seines Körpers in Erstaunen versetzt, mit der er es gut mit dem bekannten Gegner des kleinen David hätte aufnehmen können. Doch stand dieselbe nicht übel zu seinen offen zur Schau getragenen aristokratischen Manieren, die ein ruhiges Eingehen auf die uns beschäftigten sollenden musikalischen Dinge fast zur Unmöglichkeit machten und denselben nur zu sehr den Charakter unbefangener Unterhaltungen gaben. Da er zwei junge Leute von 16 bis 18 Jahren als Reste seines alten, zerstreuten Chores noch als Diener mit sich führte, so lag mir die Frage nahe, durch welche pädagogischen Mittel er zur Bildung seines berühmten Chores gelangt sei, noch dazu, da es ihm selber an jeder tieferen musikalischen Kenntnis mangle. "Nichts einfacher als das", erwiderte er, "nur muss man bei allem, wo man etwas Bedeutendes erreichen will, früh und gleichsam bei dem ersten Anfange beginnen. Ohne Wahl und ohne besondere Rücksicht auf Stimme oder etwa vorbestehendes Talent zu nehmen, nahm ich schon ganz kleine Kinder meiner Leibeigenen aus ihren Familien heraus und **(89/1/112)** beschäftigte sie spielend mit aus Knochen oder Elfenbein geschnitzten Notenzeichen, mit denen ich sie spielen liess, dabei aber immer bedacht war, sie ihren Zeitwert kennen zu lehren und daneben sie zu gewöhnen, sich bei jedem Zeichen im Gehöre auch einen bestimmten Ton vorzustellen. Nach und nach wurde ihr Gehör so scharf, dass sie jeden angeschlagenen Ton oder selbst Akkord auch aus der Ferne beurteilen und nennen konnten." - Dabei rief er, vor dem Harmonium sitzend, einen seiner Diener ins Zimmer, und fragte in die Tasten greifend, den an der Tür stehen Gebliebenen: "Was ist das? Was das?" Und jedesmal

antwortete der Gefragte richtig: "Fis-dur-Akkord oder a-moll-Akkord", oder was immer Golizyn auch anschlagen mochte. Auch wussten die jungen Leute aus dem Kopfe jeden gewünschten Ton mit ihrer Stimme anzugeben, was mir, der ich trotz der vorausgeschickten Erklärung den Zusammenhang nicht begreifen konnte, doch sehr imponierte. Die Lust aber, als Dirigent an der Spitze eines Chores zu stehen, war ihm immer noch geblieben, und er ruhte nicht, bis er auch in Dresden einen solchen - freilich aus andern Elementen geworbenen - Chor gefunden hatte, mit dem er eine Kirchenmusik von Lwoff [Alexei Fjodorowitsch Lwow / Алексей Фёдорович Львов] und dessen bekannte russische Nationalhymne vor einem zahlreichen Publikum zur Aufführung gebracht hatte, bei der seine wuchtige Gestalt sich allerdings sehr gut ausnahm. Auch eine Anekdote darf ich nicht vergessen, die, obgleich sie hier vielleicht zu viel Raum und Zeit in Anspruch nimmt, doch geeignet ist, auch einen Lichtstrahl auf damalige russische Zustände fallen zu lassen: Golizyn hatte in einer gedruckten deutschen Biographie Beethovens von einem gewissen [Heinrich] Döring den Passus gefunden, dass die von seinem [Golizyns] Vater mit dem Komponisten bedungene Summe für die ihm gewidmeten Quartette niemals ausgezahlt worden sei, und es schien ihm Sohnespflicht, dies als Verleumdung seines Vaters ahnden zu müssen. Nachdem er den Aufenthalt des Verfassers in Erfahrung gebracht hatte, bat er mich, die in Rede stehende Summe, die sich - soviel ich mich erinnere - auf einige tausend Francs belief, in seinem Namen sofort bei dem ersten Bankier Dresdens, [Carl von] Kaskel als unberührbares Eigentum niederzulegen, an das er selber sogar jede persönliche Wiedernahme aufgab, und schrieb darauf an Döring einen Brief, in welchem er ihn aufforderte, die ausgesprochene Verleumdung seines Vaters zu widerrufen oder sich ihm im Zweikampfe als Duellant persönlich gegenüber zu stellen. Darauf kam von dem Herausgeforderten nicht nur ein sehr um Entschuldigung bittenden Brief, sondern zugleich die Mitteilung, dass er als weitläufiger Verwandter Beethovens vielleicht das nächste Anrecht an die von seiner Durchlaucht für etwaige Verwandte Beethovens so grossmütig niedergelegte Summe haben dürfte. Konnte daraufhin von einem Duell nicht mehr die Rede sein, blieb das Geld doch immer noch bei Kaskel **(89/2/112)** als Depositum für etwaige Erben, die aber nur nach seiner Zustimmung dasselbe erheben durften, liegen. Wohl meldete sich bald darauf noch die Mutter einer Grossnichte Beethovens mit der Bitte, dieser für deren musikalische Ausbildung die niedergelegte Summe zu bewilligen. Allein Golizyn hatte sich anders besonnen, und statt das Geld den leiblichen Erben zuzuwenden, meinte er besser zu tun, damit eine Beethovengesellschaft gründen zu sollen, welche sich mit der Herausgabe und Verbreitung seiner Werke zu beschäftigen hätte, so dass später selbst die Breitkopf und Härtelsche Offizin darauf aufmerksam wurde und die Summe vielleicht gern zu ihren Zwecken bei der Gesamtausgabe der Beethovenschen Werke mitverwendet hätte. Mir als unwillkürlicher Mittelsperson wurde durch die daraus entspringenden Ereignisse manche unerwartete Frage zur Beantwortung vorgelegt, die manche unliebsame Beschäftigung verursachte, um so mehr als ich bei endlicher Rückkehr Golizyns nach Russland ihm noch das Versprechen gegeben hatte, ihm ein tüchtiges Streichquartett nachzusenden, dem er die Aufgabe stellte, die Beethovenschen Quartettkompositionen auszuführen. Während seines Aufenthaltes in Dresden hatte ich die Freude, meinen alten Freund [Carl] Witting an dem Dresdner Stadtorchester nach Austritt seines bisherigen Direktors Mansfeld an die Spitze desselben berufen zu sehn. Auch Ernst Bartel hatte auf kurze Zeit in demselben Beschäftigung gefunden, und dieser war es, der mit einigen Genossen sich bewegen liess, dem Fürsten nach Russland nachzureisen, aber bald mit nicht glänzend erfüllten Erwartungen zurückkehrte. Golizyn hatte sich bald auch in Russland unmöglich gemacht und war schliesslich über Konstantinopel nach London gegangen, wo er nach einem kurzen und mehr als abenteuerlichen Leben sein Ende fand. Alexander Herzen hat dies in seinen Memoiren so lebhaft und drastisch beschrieben, dass ich mich gern enthalte, noch weiter darauf einzugehen. *[Seltsamerweise lässt Reichel seine prominentesten Dresdner Schüler unerwähnt: August Klughardt, Margarethe Stern und Alexander Tanejew.]*

*Tod des Vaters. Geburt des Sohnes Ernst. Tod der Söhne Adolf und Cola. Mascha zur Erholung in Bad Kösen*

Doch nicht mit Fremden nur, die damals Dresden gern zu vorübergehendem Aufenthalt wählten, auch mit mehreren seiner ständigen Bewohner trat und blieb ich in dauernd freundschaftlichem Verkehr, und dabei habe ich eines kleinen Zirkels zu gedenken, der sich in geselliger Weise an unsere Familie anschloss. Darin fanden der Mathematiker [Richard] Baltzer und seine Frau und Professor xxx [*unleserlich*] mit der seinigen die erste Stelle. Während ich mich mit beiden durch Charakter wie durch Geistesgaben ausgezeichneten Männern teils in der Singakademie, an der sie als Aktivmitglieder teilnahmen, teils auch in einem literarischen Kränzchen oft zusammenfand, verstanden unsere Frauen uns auch an manchen Abenden freundlich und gesellig ans Haus zu fesseln, wo es an heiterer Unterhaltung bei Gespräch **(90/112)** und Musik niemals gebrach. Wenn unsere Kinder auch noch nicht erwachsen waren, um an diesen Abenden teilzunehmen, so blieb doch selbst auch auf sie unser heiter geselliges Leben nicht ohne Einfluss. Nicht nur mit gleichaltrigen Kindern zum Spielen, sondern auch mit den Eltern fand sich oft Gelegenheit zu Ausflügen in die schöne Umgebung Dresdens, wenn nicht gar in den Sommerferien ein Aufenthalt in fernerer Gegend gewagt werden durfte. Im Jahre 1858 rief mich der nur zu plötzlich erfolgte Tod meines Vaters nach Danzig, wohin er sich mit der Mutter und den zwei noch unverheirateten Töchtern Pauline und Julia zurückgezogen hatte. Alle seine Kinder fanden sich dort ein und begleiteten den teuren Verstorbenen in seine Heimat, wo er auf einem dicht bei Tursnitz liegenden Friedhofe in einem Familienbegräbnisse beigesetzt wurde. Die Geburt unseres Ernst, die uns wenige Monate darauf erfreute, vermochte uns kaum über den soeben erfahrenen Verlust hinwegzuheben, und es bedurfte der ganzen Liebe und Aufmerksamkeit ihrer Freundinnen Pauline und Friederike sowie der ermunternden Anwesenheit unserer Freunde Stankewitsch, um meine Frau, die schon durch die Kränklichkeit unseres zwei Jahre vorher geborenen Söhnchens Adolf sehr gebeugt war, in dieser trüben Zeit aufrecht zu erhalten. Trotz seines schwächlichen Zustandes, in dem das Kind selbst im zweiten Jahre noch nicht zur freien Bewegung auf seinen Beinchen gelangt war, bewies es von allen meinen Kindern die meiste Heiterkeit, und ohne dass es noch der Sprache mächtig war, wusste es allein schon durch sein Lächeln die Eltern wie seine ganze Umgebung für sich einzunehmen. Doch nicht lange mehr sollte der erheiternde Einfluss des Kindes uns bewahrt bleiben. Schon im Jahre 1861 sank es bei immer zunehmender Schwächlichkeit dahin und noch ehe Adolf begraben war, wurde auch sein jüngerer Bruder Cola [*Alexander Nicolas*] von einem zu plötzlichem Ausbruch der Zähnen, der von einem heftigen Krampfanfalle begleitet war, zu unserem Entsetzen dahingerafft. Ernst war damals kaum vier Jahre alt und überstand nur unter unausgesetzter mütterlicher Sorgfalt den Anfall eines typhösen Fiebers, und es ist nicht verwunderlich, wenn meine arme Frau nach all diesen körperlichen Anstrengungen und geistigen Aufregungen der Ruhe und Erholung bedurfte, für welche der Arzt ihr den Aufenthalt und Gebrauch des Solbades Kösen bei Halle verordnet hatte. Im Frühling des folgenden Jahres ging sie mit beiden Kindern Alex [*Karl Alexander Reichel, 1853-1921, dessen Geburt nicht erwähnt worden ist*] und Ernst dahin ab, während ich zurückblieb, teils um eine grössere Komposition für den Tonkünstlerverein zu beenden, teils weil mich meine täglichen Beschäftigungen von der Reise zurückhielten, doch versprach ich, in den Pfingstferien dahin nachzukommen. Vor meiner Frau Abreise nach Kösen hatten wir schon eine Reise zu unserer **(91/112)** guten Mutter geplant, die seit des Vaters Tode, nachdem Pauline die Gattin des Schuldirektors Panter [?] geworden war, mit ihrer ältesten Tochter Julie teils in Danzig lebte, teils in Pelonken bei Oliva einen angenehmen Sommersitz gefunden hatte.

*Lange und schwere Krankheit. Mathilde und Julius Scharlock. Besuch Adolf Vogts*

Aber das Schicksal hatte anders über unsere nächste Zukunft beschlossen. Kaum war

ich in den Pfingstferien zu einem kurzen Besuche in Kösen angekommen, als mich eines Nachts plötzlich eintretende heftige Schmerzen weckten, welche der Badearzt, bei dem wir wohnten, für Vorboten eines kalten Fiebers hielt, das er mit einer gehörigen Dosis von Vomitiv und Chinin beschwören zu können glaubte. Diese drastischen Mittel wirkten auch so stark, dass ich mich, wieder zu Kräften gekommen, für genesen hielt und Marie trotz ihres Widerstrebens bewog, die Reise in die Heimat fortzusetzen und versprach, in den Sommerferien ihr dahin zu folgen. Aber nach Dresden zurückgekehrt wiederholten sich jene Schmerzensanfälle, und zwar in immer kürzeren Intervallen und mit zunehmender Heftigkeit, und nach wenig Tagen schon musste ich aufs Krankenlager, von dem ich mich erst nach langen Monaten wieder erheben sollte, denn sehr bald erklärte sich mein Unwohlsein als eine heftige Brustfellentzündung. Der uns damals als Hausarzt behandelnde Homöopath hoffte derselben bald Herr zu werden und meinte anfänglich, es sei nicht nötig, meine Frau zu beunruhigen und sie zur Heimkehr zu veranlassen. Marie aber, durch Frau Rietschel von meinem Zustande unterrichtet, kam unverweilt nach Dresden zurück und liess Alexander vorläufig in der Hut meiner ältesten Schwester Mathilde, welche schon seit einigen Jahren die Frau des Apothekers [Julius] Scharlock geworden war und sich seit einiger Zeit der Erziehung meines ältesten Sohnes Moritz angenommen hatte, dessen etwas störrischer und eigenwilliger Natur wir in Dresden nicht recht Herr zu werden gewusst hatten. Schon in Paris hatten beide uns kurz nach ihrer Verbindung besucht, und obwohl mir Scharlock schon aus früheren Jahren bekannt und lieb geworden war, so wurden wir durch das mit Mathilde enger geknüpfte Band auch in unseren persönlichen Beziehungen wenn möglich einander noch näher gerückt.

Scharlock gehört zu den seltenen Naturen, in denen sich die moderne humane Richtung unseres Jahrhunderts, wie dieselbe wohl als eine seiner Lichtseiten zu betrachten ist, so mit den strengen und ernstesten Forderungen unserer vorausgegangenen klassischen Literaturepoche zu verschmelzen gewusst hat, dass er bei lebendigster Teilnahme an allen rein menschlichen Bestrebungen doch immer verstand, das richtige und ihm notwendige Mass einzuhalten, wodurch er sich in seinem ganzen Wesen zu einer Art von idealem Charakter erhob, mit dem er oft seinen Mitbürgern zu imponieren, mehr aber noch seinem Geiste die Freiheit zu erhalten wusste, auf der Bahn der intellektuellen Forschung fortzuschreiten, wie auch an allen rein menschlichen Betrachtungen den regsten **(92/1/112)** Anteil zu nehmen. Wenn dieser Blick nach zwei Seiten hin ihn manchmal auch auffordern mochte, hier und da mit eiserner Konsequenz hart zuzugreifen, fühlte man doch immer leicht hindurch ein weiches Gemüt, welches immer der erste und letzte Beweggrund seines Handelns blieb, und dies war es, was meine etwas romantisch und ebenso enthusiastisch gestimmte Schwester zu ihm, wie ihn zu ihr hinzog. Und da sich vielleicht auch in unserm Tun und Lassen ähnliche Züge erkennen liessen, erwuchs daraus ein Band liebevollster Zusammengehörigkeit, das uns auch nach dem Hinschiede meiner Schwester noch mit Scharlock zusammenhält, seit sie uns im Jahre 1879 durch den Tod entrissen wurde. Noch heute steht der 83-jährige Greis, wenn auch körperlich geschwächt, doch geist- und charakternvoll, treu seinen wissenschaftlichen Neigungen (die ihn hauptsächlich auf dem Felde der Botanik beschäftigen) stramm und aufrecht da, und ebenso weiss er heute noch wie vor 50 Jahren die Fahne allen menschlichen Strebens hoch zu halten. An Scharlocks wie an aller der Meinigen Beweise herzlichster Teilnahme für den Kranken fehlte es meiner armen Frau nicht, die - selber in nicht zu ferner Zeit einem neuen Wochenbette entgegensehend - nur durch sorglichste Behütung des Kranken bei Tag und Nacht und unter treuem Beistande von Frau Rietschel und [Frau] Seebeck dem sehr langsamen Fortschreiten meiner Krankheit mit sorgenvollen Blicken folgte, doch vermochten nur ihr Mut und die Stärke ihres Charakters ihr über die schwere Zeit hinwegzuhelfen, in der sie mich monatelang Tag für Tag zwischen Leben und Tod schweben sah. Nachdem die homöopathische Behandlung sich als machtlos erwiesen und wir den Rat des Geheimrats Doktor Walther angerufen hatten, hob sich - wenn auch immer noch nur

sehr langsam - bei täglichem Besuch eines seiner Assistenzärzte, des Doktors Förster, der Zustand des Schwerkranken so weit, dass er den Umzug in ein neue Wohnung überstehen konnte und hier seiner (noch durch einen Rückfall verzögerten) Genesung im Monat Oktober entgegensehen konnte. Wie ein freundlicher Lichtstrahl war schon vor demselben der Besuch unseres alten Freundes Adolf Vogt, der auf einer Reise durch Deutschland seinen Weg auch über Dresden genommen hatte, auch auf mich gefallen. Mit seiner gewohnten Geradheit und Offenherzigkeit hatte er mir - ohne das Gefährliche meiner Lage zu verhehlen - den möglichen Gang, den dieselbe voraussichtlich nehmen könne, geschildert. Und obwohl ich unausgesetzt von unbesiegbarem Fieber geplagt wurde, hatte ich doch nie das Bewusstsein verloren, und bei der klaren Einsicht in meinen fraglichen Zustand verliess mich doch niemals die Zuversicht auf eine schliessliche Erlösung aus demselben. In den letzten Tagen des Oktobers stellten sich die Kräfte so weit wieder her, dass ich das Bett verlassen und den herannahenden Winter (**92/2/112**) unter steter Obhut meiner Frau langsam durchschleichen durfte, in der Hoffnung auf eine mir von Adolf Vogt in Aussicht gestellte Schweizer Nachkur im Juni des folgenden Jahres, die mir vollständige Wiederherstellung bringen sollte und mit der auch Geheimrat Walther einverstanden war.

*Geburt Max Reichels. Rekonvaleszenz in der Schweiz. Ferien in Rochsburg. Entlassung vom Dresdner Konservatorium. Tod Louis Ellers*

Im Monat November war auch meine kleine Schwester Julie an unserer Seite, welche - wenn auch zu meiner Hilfe - doch mehr noch in der Absicht herbeigeeilt war, meiner Frau in der Zeit ihrer Niederkunft zur Seite zu stehen. Und wirklich wurden wir am 20. Januar 1863 durch die glückliche Geburt unseres jüngsten Sohnes Max [*Max Reichel alias Henri Ern*] erfreut, bei dessen Taufe im nächsten Monat wir schon mehrere unserer so lang entbehrten Freunde vor uns versammeln durften. Endlich, nachdem der Winter unter Pelz und hinter einem schützenden Respirator durchwartet worden war, durfte ich Ende Mai die projektierte Fahrt zu einer sechswöchigen Nachkur in der Schweiz wagen, und unter der vorsorglichen Hand Adolf Vogts gelang dieselbe so gut, dass ich nach einer Probereise, die er mit seinem Schützling über den Rawilpass hinüber ins Wallis machte, mit vollen Kräften im Juni wieder heimkehren konnte. Auf der Heimreise kamen mir - nach brieflicher Verabredung - Mascha und die Kinder bis Glauchau entgegen, mit denen ich gern noch einen kurzen Sommeraufenthalt in dem schönen Muldentale machen wollte, das mir nach der einstmaligen Fussreise mit [Hermann] Schulze-Delitzsch noch in freundlichem Gedächtnisse lebte. Das naheliegende Rochsburg, das ich zu unserem Aufenthalte bestimmt hatte und wohin uns von Glauchau ein Mietwagen führte, hatte sich in den Jahren so verändert, dass ich selber es kaum wiedererkannte. Wohl stand noch das alte Schloss fest auf seiner Felsenburg, aber das Gasthaus, in dem ich Obdach zu finden gehofft, war niedergebrannt und noch durch kein neues ersetzt worden, und erst nach manchen leidigen Irrfahrten fanden wir bei einem alten emeritierten Schulmeister Ackermann eine möglichst leidliche Unterkunft, wenn auch nur für wenige Tage, da derselbe die uns überlassenen Zimmer für den Besuch eines Sohnes mit deren Familie bestimmt hatte, und weiter unter dem Vorbehalt, dass wir für Kost und Nahrung selber zu sorgen hätten. Eine diensttuende Wartefrau war bald zur Stelle, und mit ihr traten Marie und ich wöchentlich zweimal den Weg nach dem benachbarten Städtchen Penig an, um die nötigen Provisionen einzukaufen. Während Max mit der Amme im Hause zurückblieb, freute es Alex und Ernst, sich auf den naheliegenden Felsen, die ihnen noch als Neuheiten imponierten, herumlümmeln zu dürfen, und nur zu schnell verflossen uns die Tage in dem reizenden Muldentale. Derselbe Fluss rauschte wie vor Jahren noch am Fusse der alten Ritterburg vorüber, und waren seit der Zeit unserer ersten Einkehr daselbst auch nicht Jahrhunderte verflossen, so erinnerte doch die Gründung einer seitdem errichteten (**93/112**) Spinnereifabrik uns auch an die Veränderungen, die auch nur wenige Jahre an Menschen und Dingen auszuüben vermögen. Nach einem kurzen Besuch in dem

benachbarten Weissenburg liessen wir uns wieder von einer Mietkutsche nach Glauchau führen und kehrten von dort in unser liebes Dresden wieder zurück. Aber auch hier war meine Stellung eine andere geworden, wozu meine lange Krankheit die erste Veranlassung gegeben hatte. Die Direktion des Konservatoriums hatte meine vollständige Genesung nicht abwarten wollen oder können, und schon im verflossenen Sommer hatte ich meine Entlassung als Lehrer des Instituts empfangen. Und wenn ich nun durch Privattätigkeit mir neue Erwerbsquellen zu schaffen suchte, so flossen dieselben doch nicht so reichlich, dass ich mich nicht gezwungen gesehen hätte, mich nach ergiebigeren umzusehen. Meine Freunde in Bern legten mir die Frage nahe, ob ich mich nicht um die Stelle eines Gesangslehrers am dortigen Gymnasium bewerben wollte, welche der bisherige Lehrer, der Domorganist [Johann Jakob] Mendel, im Jahre 1864 niederzulegen gedachte. Dazu aber sei eine neue Reise nach der Schweiz und mein persönliches Erscheinen daselbst notwendig. Da ich damals gerade mit Abfassung der Erinnerungen an Eller beschäftigt war, für deren Veröffentlichung ich gern einen Platz in den Spalten der Augsburger Allgemeinen Zeitung gefunden hätte, beschloss ich, meinen Weg über Augsburg nach Bern zu nehmen, kehrte aber ohne eines von beiden Zielen erreicht zu haben wieder heim. Denn wie Mendel seine Bitte um Entlassung aus dem Dienst wieder zurückgezogen hatte, fühlte auch die Augsburger Zeitung sich nicht bewogen, einem so langen Artikel, wie das Manuskript zu werden versprach, seine Spalten zu eröffnen. Hatte man mir [doch] den Tod meines lieben Freundes [Louis Eller] während meiner langen Krankheit doch geflissentlich verschwiegen! Dagegen hatte ich in Bern einen Blick in die dort herrschenden musikalischen Verhältnisse getan und mit Vergnügen ersehen, dass dieselben seit der Zeit meines ersten Aufenthaltes dort im Jahre 1843 einen wesentlichen Aufschwung zum Bessern genommen hatten, an denen die Anwesenheit des Professors [Eduard] Franck in den letzten Jahren und seine Tätigkeit als Direktor des Orchesters sowie als Gründer einer städtischen Musikschule den hauptsächlichsten Anteil hatte. Ohne auch nur im Entferntesten meine Gedanken auf ein mögliche Übersiedlung nach Bern zu richten, kehrte ich von dort nach wenigen Wochen zurück, um meine bescheidene Tätigkeit in Dresden wieder aufzunehmen, die mir als Direktor der Singakademie wie als Mitglied des Tonkünstlervereins und als Privatlehrer noch hinzureichend Beschäftigung bot. Und abgesehen davon ward ich teils von meinen Kompositionen, teils von der immer regen Umgebung alter und neuer Freunde so in Anspruch genommen, dass mir kaum Zeit und Gelegenheit blieb, meinen persönlichen Interessen allzu viel Aufmerksamkeit zu schenken.

*Eisenbahnreisen. Preussisch-österreichischer Krieg. Die Preussen erobern Dresden. Besuch in der alten Heimat. Neuerliche Choleraepidemie. "Überhandnehmen des preussischen Militarismus" und "Sehnsucht nach einem freieren Boden"*

Das immer mehr sich ausdehnende Eisenbahnnetz hatte auch sonst entlegene Orte einander so genähert, dass teils entferntere Freunde leichter den Weg zu uns fanden, teils wir selber in der Lage waren, den Weg zu den Meinigen in der alten westpreussischen Heimat leichter zu finden, und so oft es meine Ferien gestattet hatten, waren wir im Sommer teils zum Besuch bei unserer alten Mutter in Pelonken bei Danzig gefahren oder hatten in grösserer Nähe von Dresden entweder bei Amalie von Ritzenberg in Nischwitz freundliche Aufnahme gefunden oder hatten in Graupen [heute Krupka] bei Teplitz [Teplice] in dem Wirtshause der Alten Hirsche Wohnung genommen, von wo wir stets, an Leib und Seele gestärkt, wieder zufrieden heimkehrten. Mittlerweile war auch das Jahr 1866 herbeigekommen, das die Deutschen zum ersten Male durch die Kriegstrompete aus dem langen Friedenstraume weckte und den Krieg zwischen Preussen und Österreich entzündete, der nur der Vorläufer von noch tiefer einschneidenden Veränderungen werden sollte. Die Ereignisse des Krieges, so allgemein bekannt sie auch sein mögen, sind in meiner Erinnerung doch so wenig haften geblieben, dass ich nicht wage, mit meiner Feder dieselben zu berühren. Ich weiss nur soviel, dass die Meinigen in Westpreussen in grosser Besorgnis um das Schicksal

Dresdens schwebten, von dem man freilich bei der Stellung Sachsens, das noch auf österreichischer Seite stand, nicht wissen konnte, wie die Würfel fallen würden. Obwohl ich ihre Befürchtungen nicht teilte, gab ich dem Drängen der Meinigen doch nach und folgte ihrer Einladung. Um unsere Wohnung für etwaige Kriegsfälle möglichst zu sichern, hatte ich dieselbe zum Gebrauche für Einquartierung hergerichtet, während alle umstellbaren Möbel in ein kleines Kämmerchen zusammen eingepfercht wurden. Nur meine beiden Flügel mussten der Gnade der etwa eintretenden Soldaten überlassen bleiben. Schon bei meiner Ankunft in Berlin erfuhr ich durch den Baron von Stockhausen, der seit einiger Zeit dort als Gesandter des Königs von Hannover lebte, dass in der folgenden Nacht die Preussen in Dresden einrücken würden. Nun überfiel mich die Sorge für meine Instrumente, für die ich in der Eile der Abfahrt keinen geeigneten Platz hatte finden können. Darum fuhr ich sogleich nach Dresden zurück, während Marie mit den Kindern die Reise nach Westpreussen fortsetzte. Schon von der neustädtischen Schlosswache herab wehte mir bei meiner Ankunft in Dresden die preussische Fahne entgegen. Doch konnte ich nur in aller Hast unseren Zimmern das Ansehen von gastlicher Aufnahme für etwaiges Militär geben, Betten, Matratzen, Waschbecken, Handtücher und dergleichen Dinge zu nötigem Gebrauch hinlegen, und am Tage darauf war ich schon wieder auf dem Wege nach Berlin. Auf der Dresdener Elbbrücke schon traf ich auf einen Militärtransport von Kranken und Verwundeten, welche nach der Schlacht von Trautenau in die betreffenden Lazarette dirigiert wurden. In Berlin empfing mich bei glänzender Beleuchtung der Stadt der **(95/1/112)** noch hellere Jubel der ganzen Bevölkerung über die von den preussischen Truppen in Böhmen erfochtenen Siege. Ohne mich davon aufhalten zu lassen, setzte ich meine Reise nach Graudenz fort, wo ich Marie mit den Kindern bei Scharlocks traf, und erst später gingen wir zu unserer Mutter nach Pelonken, wo uns im Herbst ein unbegründeter Alarm aufschreckte, als sei in einem benachbarten Hause die Cholera ausgebrochen, und uns zur Flucht vor der unheimlichen Krankheit forttrieb. Unsere alte Mutter in Terespol zurücklassend, wo ein Gefährt von Bruder Max ihrer wartete, führte die Eisenbahn uns nach Berlin. Aber auch hier empfing uns die allgemeine Furcht vor der Cholera, und das ganze Hotel, in dem wir abstiegen, und besonders die Aborte strömten einen so widerwärtigen Duft von Chlor aus, dass ich vermutlich aus Ekel vor demselben kurz nach dem Abendbrot schon um 11 Uhr nachts unter Schmerzen und Erbrechen erwachte, und der herbeigerufene Arzt auch an mir einen leichten Choleraanfall konstatierte. Nur wenige Tage wurden wir durch den unangenehmen Zufall aufgehalten und kamen ohne weitere Störung in Dresden wieder an. Hier war der Zwist zwischen Preussen und Österreich nicht ohne Wirkung auf die Gesinnung und Meinungsäußerung in geselligen Kreisen geblieben, und nicht nur der äussere Friede war gestört, sondern auch innerhalb der intimeren Zirkel machten sich Gegensätze der Ansichten und Meinungen geltend, wie man deren bis dahin nicht gewahr geworden war. Wohl war die im Jahr 1849 in Dresden stattgehabte revolutionäre Bewegung, die zum Teil von Bakunin gepflogen und geleitet war, durch Hilfe der preussischen Regierung und durch preussisches Militär niedergeschlagen, doch waren die Sympathien der Sachsen für Preussen damit immer noch nicht so weit gewonnen, dass man die im vorigen Jahrhundert durch Friedrich den Grossen dem Lande geschlagenen Wunden vergessen hätte und ein angeborener Widerspruch zwischen Preussen und Sachsen war bei den Ereignissen von 1866 aufs Neue zu Tage getreten. Doch konnte er unter dem momentanen Übergewicht Preussens sich nicht laut kundgeben, umso weniger, als Dresden noch immer von preussischen Truppen besetzt war. Ich und die Meinigen hatten unter diesen Widersprüchen nicht zu leiden, denn wenngleich ich aus meinen persönlichen intimen Beziehungen zu dem grossen Revolutionär niemals ein Geheimnis gemacht hatte, so war die Erinnerung an denselben mit seiner Gefangenschaft und Verschickung nach Sibirien doch schon längst in den Hintergrund getreten, und man hatte mich als einen durch politische Ereignisse nicht leicht zu beeinflussenden Dresdner Bürger kennengelernt, so dass man mir mit gewohnter Offenheit und rückhaltloser Vertrautheit zu begegnen fortfuhr. Darf ich dabei doch auch nicht leugnen,

dass die so **(95/2/112)** plötzlich wachsende Zunahme der preussischen Regierung über die andern deutschen Staaten und wohl noch das Überhandnehmen des preussischen Militarismus mich mit einer gewissen Besorgnis erfüllte, und dass der Traum von einem gänzlichen Verschwinden des Nationalitäten-Schwindels, in dem ich noch befangen war, in mir die Sehnsucht nach einem freieren Boden mit neuer Stärke erweckte. Hatte ich doch von einem früheren Jugendgenossen, der als Obrist den böhmischen Krieg mitgemacht hatte, auf meine Frage, wie denn nach dem langen Frieden seinen Soldaten der Krieg vorgekommen sei, die Antwort erhalten: "Nicht schlimmer als eine gewöhnliche, immerhin auch anstrengende Truppenzusammenziehung. Freilich" - fuhr er fort - "würde das bei einem allfälligen Kriege mit Frankreich wohl anders sein." - "Also immer und überall noch diese unbesiegbare Herrschaft der nationalen Empfindungen!" dachte ich in mich hinein. Auch den Besuch meines alten Freundes Frankenberg hatte ich die Freude zu empfangen, doch war derselbe zwischen Ankunft und Abfahrt eines Bahnzuges nur auf so wenige Minuten beschränkt, dass uns keine Zeit blieb, uns auf politische Erörterungen einzulassen und wir nur auf die Anerkennung alter und die Erhaltung neuer freundschaftlicher Beziehungen beschränkt blieben. Ich glaube schon oben von seinem Avancement zum General und von seiner Erhebung zum Kommandanten von Köln a/R, wie von seinen persönlichen Beziehungen zu der dortigen Bürgerschaft Bericht erstattet zu haben.

*Berufung nach Bern. Wunsch nach einer neuen Heimat. "Der entscheidenste Schritt meines Lebens"*

So verflossen der Sommer und die Hälfte des Winters 1866, als ich am ersten Januar des neuen Jahres durch die Ankunft zweier Briefe aus Bern überrascht wurde. Der eine derselben kam von Professor [Eduard] Franck, der seinen bisherigen Aufenthalt gern mit dem in einer grösseren Stadt vertauscht hätte und der, falls ich mich entschliessen könne, in seine Stellung als Direktor der von der bernischen Musikgesellschaft veranstalteten Symphoniekonzerte sowie als Direktor einer von ihm errichteten Musikschule zu treten, mit der Bitte um Entlassung aus dem Amte definitiv einkommen würde. Der andere Brief war von dem damaligen Schuldirektor Fröhlich, der mir in entgegenkommender Weise die musikalischen Zustände Berns als im Wachstum begriffen darstellte und mir die dort herrschenden geselligen Verhältnisse in so anziehender Weise schilderte, dass mir der Entschluss, auf so wohlgemeinte Vorschläge einzutreten, nahe genug gelegt war. Nach reiflicher Erwägung und Beratung mit meiner Frau zögerte ich auch nicht, auf beide Briefe - wenn auch nicht in definitiv bejahender Weise - so doch in dem Sinne zu antworten, dass auch von meiner Seite ein Eintreten auf die Berner Vorschläge zu ersehen war. Bald darauf erhielt ich **(96/112)** von dem damaligen Präsidenten der Musikgesellschaft, dem Professor [Karl] Munzinger, die formelle Anfrage, ob ich unter gewissen gesicherten Bedingungen die durch den Austritt des Professors Franck frei werdende Stelle einzunehmen gesonnen sei. Nach einer wenn auch nicht weitläufigen, so doch eingehenden Korrespondenz reifte der Entschluss einer abermaligen Übersiedlung so weit, dass ich mich verbindlich machte, im April des Jahres 1867 zur Übernahme der Geschäfte einzutreffen.

Damit war der entscheidendste Schritt meines Lebens geschehen, und so sehr er mir auch mit der Lösung so vieler neu geknüpfter und mir teuer gewordenen Bande, ja mit einem neuen Wechsel des Vaterlandes drohte, zögerte ich dennoch nicht, ihn zu tun, weil ich in Bezug auf das letztere in der republikanischen Schweiz nicht sowohl einen Wechsel desselben als vielmehr die Verwirklichung des alten, langgenährten Wunsches erblickte, meine Heimat dort zu finden, wo unter gleichberechtigten Menschen dem Einzelnen gestattet war, seine Kräfte nach bestem Wissen und Gewissen zum eigenen wie zum Besten seiner Mitmenschen zu verwenden und weiter zu entfalten. So jugendlich dergleichen Anschauungen bei einem 50-jährigen Manne auch erscheinen mögen, waren sie doch damals - wie im Grunde heute noch - ernst und ehrlich gemeint.

Denn wenn auch manche Erfahrungen den bald 80-Jährigen belehrt haben, dass zwischen Hoffnung und Erfüllung oft noch weite Strecken zurückzulegen sind, so hat auch in diesem Falle das Vertrauen auf Menschenwert wie auf Menschenliebe den Ankömmling nicht getäuscht, und so sehr seit einigen Jahren meine Kräfte auch geschwunden sind, fühle ich mich doch hier auf wahrhaft heimatlichem Boden, ohne darum die Bande, die mich an Deutschland und Preussen, ja an Frankreich und Paris gefesselt hatten, jemals zerreißen zu müssen.

*Übersiedlung nach Bern. Übernahme der dortigen Verpflichtungen:  
Sinfoniekonzerte, Musikschule, Cäcilienverein, Liedertafel*

Da ich mit meiner Übersiedlung nach Bern, wo wir am 13. April 1867 anlangten, an den letzten und wichtigsten Ort meiner Bestimmung gekommen war, wird es mir heute der mehr und mehr heranwachsenden Generation meiner nunmehrigen Mitbürger gegenüber vielleicht schwieriger werden, mich ebenso offen wie bisher über Menschen und Dinge zu äussern. Da diese Blätter aber keine andere Bestimmung haben als meinen Kindern und deren nächsten Angehörigen als Andenken an die letzten Lebensumstände des Vaters und Freundes zu dienen, darf ich es daraufhin schon wagen, um so mehr als ich Ursache habe, der allgemeinen Liebe und Achtung, die mir **(97/112)** zuteil geworden sind, nicht mindestens mit der gleichen Anerkennung zu begegnen, ohne den Schein der grössten Undankbarkeit auf mich zu laden.

Da ich dabei von der Übernahme meiner hiesigen Verpflichtungen an beginnen muss, so sei mit einigen Worten derjenigen Verhältnisse gedacht, in denen ich die musikalischen Zustände Berns vorfand, die ich damals selber vielleicht nicht richtig zu beurteilen im Stande war, da die von mir angelegten Massstäbe schwerlich die angemessenen sein konnten, denn teils war ich hierher unmittelbar aus einem grossen, nach allen Seiten künstlerisch reich entwickelten Orte versetzt worden, dem anders geartete Verhältnisse nicht leicht entsprechen konnten, teils auch waren in mir manche Erinnerungen nur noch allzu lebendig, die mich an längst vergangene Zeiten knüpften, mit denen meine neue Umgebung wenig zu schaffen haben mochte. Teils bestand diese aus solchen [Menschen], welche die Natur der gesellschaftlichen Einrichtungen und ihrer Forderungen wohl besser begriffen als ich selber und wünschten, dass die künstlerischen Zustände sich aus dem Boden der gesellschaftlichen Zustände selber entwickelten, teils auch aus anderen, welche auch damals schon mit Verlangen nach dem durch Wagner angeregten Modernen hinblickten und ein eigensinniges Festhalten an dem - wie es ihnen scheinen mochte - nur zu bekannten Schönen mit Verdruss bemerkten.

*Berner Symphonieorchester und Musikschule*

Bei meiner Ankunft gab es noch kein ständiges oder städtisches Orchester, und beim Eintritte eines jeden Winters musste ein solches für die bevorstehende Konzertsaison aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt und nach derselben wieder entlassen werden. *[Der hier folgende, inhaltlich redundante Abschnitt über die Liedertafel wurde auf die Manuskriptseite 106/112 verschoben.]*

**(98/1/112, Fortsetzung)** Der Mangel eines ständigen Orchesters mag schon meinem Vorgänger im Amte *[Eduard Franck]* als Direktor *[Dirigent]* der Sinfoniekonzerte wie auch bei den Ausführungen von Oratorien des Cäcilienvereins manche Not gemacht und vielleicht auch mit dazu beigetragen haben, dass er in seiner Stellung sich unbefriedigt fühlte. Bei Herannahen jedes Winters musste ein möglichst vollständiges Orchester neu zusammengesetzt werden, dessen Mitglieder im Sommer teils in Kurorten, teils in andern Engagements ihre Fortexistenz zu suchen hatten. Diese Zustände fand auch ich noch vor, und obwohl auch ich ihnen oft genug mit wahrhafter Verzweiflung gegenüberstand, konnte ich doch niemals das warnende Abschiedswort als wahr anerkennen, mit dem

mich Kapellmeister [Julius] Rietz in Dresden entlassen hatte: "Hüten Sie sich vor den Musikern! Das ist [eine] Bande!" Denn auch die Musiker hatte ich - bei offenem Verkehr mit ihnen - immer nur als Menschen mit menschlichen Regungen und Neigungen, aber niemals als übelwollende Wesen kennen gelernt. Und verursachte es dem Direktor *[Dirigenten]* schon manche Not, nur das Streichquartett durch Herbeiziehung von Dilettantenkräften zu vervollständigen, und waren auch die Holzbläser der Zahl nach vollständig besetzt, so musste doch oft genug mit deren Kräften Geduld geübt werden, und selten nur entsprachen die Blechinstrumente den Forderungen eines wohlbesetzten Orchesters, welches damals nur schwer die Zahl von 35 und höchstensfalls von 40 Mann erreichte und dennoch für Symphonie- wie für Cäcilienvereins- und Liedertafelkonzerte genügen musste. Heute ist mir's zwar schwer begreiflich, dass und wie ich mich durch all diese erschwerenden Umstände habe durcharbeiten können. Allein mein heiterer Sinn und ein notwendiges mich Anschmiegen an gegebene und nicht zu ändernde Verhältnisse halfen mir auch über diese Unebenheiten hinweg. Und durch die Errichtung der Musikschule war auch darin von Professor Franck glücklich vorgebaut, so dass ich nur in seinen Bahnen fortzuwandeln brauchte, um eines endlichen befriedigenden Erfolges sicher zu sein. Auch schaffte mir die Musikschule, in der ich mir den Unterricht im Sologesange und in der Harmonielehre vorbehalten hatte, nicht weniger lohnende Beschäftigung. *[Der hier folgende Abschnitt wurde gestrichen, da er auf der Manuskriptseite 105/112 nahezu wörtlich wiederholt wird. An seiner Stelle wird ein Abschnitt von der Manuskriptseite 104/1/112 eingefügt, da er sich ebenfalls mit Reichels Konzerttätigkeit befasst.]*

Wenn ich mich nun zu den durch die Musikgesellschaft und den Cäcilienverein gegebenen Konzerten wende, dürfen sie insofern zusammengefasst werden, als die Verwaltung, unter der sie standen - obwohl zwei gesonderten Kommissionen unterstehend - sich dennoch insoweit vereinigt hatten, dass sie stets denselben Direktor *[Dirigenten]* an ihrer Spitze hatten und dessen Geiste und Geschmacke vertrauend sich im Ganzen auch auf den von ihm eingeschlagenen Wegen führen liessen. Nicht wenig tat ich mir selber darauf zu Gute, diese in der von der letzten klassischen Kulturepoche eingeschlagenen Richtung weiter zu führen, und so sehr auch von manchen **(104/2/112)** Seiten her mit der moderneren Richtung geliebäugelt wurde, hemmte ich doch möglichst Ausschreitungen jüngerer Kräfte nach dieser Seite hin, so dass die damals schon anerkannten Werke Schumanns und Brahms' in unsere Aufführungen nur spärlichen Eingang fanden. Verfuhr ich dabei auch nicht rücksichtslos und liess dem Ersteren gegenüber - soweit er durch zu empfindliche Breite das einfach Schöne nicht allzu sehr auseinanderzerrte - auch einen Platz, so wehrte ich doch mit aller Entschiedenheit dem Eindringen des offenbar Unschönen, was mir nur zu deutlich aus den Kompositionen eines Berlioz oder Wagner entgegenzutreten schien, und ich war gewissermassen stolz darauf, dass beide - wie auch die ihnen Nachstrebenden - in die Programme unserer Konzerte - soweit sie von meiner Wahl abhingen - keinen Eingang gefunden hatten. Nicht wenig wurde mein Widerstreben auch von der Einsicht unterstützt, dass zur Wiedergabe und Ausführung von dergleichen Kompositionen ein Orchester gehörte, über welches unsere beschränkten materiellen Mittel nicht gebieten konnten, während dasjenige, über das wir zu gebieten hatten, aus schon genannten Ursachen sich immer noch in bescheidenen Grenzen bewegen musste. So war mir denn auch die Bildung eines eigenen Orchestervereins am Ende der siebziger Jahre willkommen, der sich die Aufgabe gestellt hatte, ein für Bern ständiges Stadtorchester zu engagieren und zusammenzuhalten, sodass damit das gewohnte Auseinanderlaufen der Mitglieder nach Schluss der Saison endlich beseitigt wurde, obwohl damit zugleich ein anderer Faktor mit ins Leben gerufen wurde, der mir für die Förderung der musikalischen Bildung unserer Bevölkerung nicht der geeignetste zu sein schien. Denn da wir nicht - wie unsre reicheren, auf Industrie und Handel gegründeten Schwesterstädte Basel und Zürich - auf bedeutende Unterstützungen an Kapitalien zählen konnten, musste der Orchesterkreis sein Unternehmen auf die stetige Arbeit des

von ihm geschaffenen Orchesters beschränken, und es wurden dazu fast täglich stattfindende Konzerte in Aussicht genommen, welche in Wirtschafts- und Gartenlokalen bei sehr geringem Entrée das grössere Publikum unterhalten sollten. In achtungsvollster Weise habe ich hier der tätigen Bemühungen des Bankiers Georges Marcuard zu gedenken, der als mehrjähriger Präsident der Musikgesellschaft Gelegenheit gehabt hatte, die Zustände und Bedürfnisse derselben kennen zu lernen und der - von persönlicher Neigung für alle Kunstbestrebungen unterstützt - in hingebungsvollster Weise stets bereit war, überall wo es fehlte mit Rat und Tat einzutreten. Und nicht allein Musik und Theater haben dieser seiner aufopfernden Tätigkeit dankbar zu sein, denn auch als Mitglied der Stadtverordneten und der Finanzkommission konnte er sich des Dankes und der lebhaftesten Anerkennung seiner Mitbürger erfreuen, und es ist nur ein schwacher Beweis **(105/112)** meiner persönlichen Zuneigung, wenn ich derselben hier Ausdruck zu geben suche. Mit geschäftskundiger Hand leitete er die Schritte des Orchestervereins und führte sie zu dem erwünschten Ziele der Stadt Bern, ein stehendes Orchester zu schaffen, das - wenn auch an Zahl seiner Mitglieder immer noch klein - bei Ausführung grösserer Musikwerke nur noch der Verstärkung der Saiteninstrumente bedarf, die aber bei dem steten Zuwachs der Violin- und Violoncelloklassen der Musikschule auch leichter zu beschaffen ist als früher, als die Existenz des ganzen Orchesters manchmal vor Beginn der Saison in Frage stand.

Die Musikschule, welche als Gründung des Professors [Eduard] Franck von ihm auch mit vorzugsweiser Fürsorge betrachtet worden war, befand sich in so wohlgeordnetem Zustande, dass jeder darin tätige Lehrer nur der ihm zugewiesenen Tätigkeit zu folgen brauchte, um eines guten Erfolges sicher zu sein. Ich fand darin nichts zu ändern und überliess den Unterricht im Klavierspiel gern den Herren Leopold Brassin und Theodor Franzen, da ich mich meiner mangelhaften Technik halber nicht berufen fühlte, mit ihnen zu wetteifern. Dafür widmete ich mich um so lieber dem Unterricht im Sologesange, dem ich in Wien, Paris und Dresden schon mehr Aufmerksamkeit geschenkt und **(99/112)** darin auch mehr praktische Erfahrungen gewonnen hatte. Zugleich gelang es mir bald, auch Teilnehmer für das Studium der Harmonie zu gewinnen und in ihnen, so weit ich selber den Gegenstand beherrschte, auch das Interesse für die Sache zu wecken, ja einige von ihnen sogar in das Reich der Melodien und des Kontrapunkts zu führen, ohne mich jedoch der letzteren Bemühungen sehr rühmen zu dürfen. Denn die sich mir anschliessenden Talente waren selten genug ausreichend, um den Anforderungen zu genügen, welche dies Studium erheischt, und ich nicht pedantisch genug, Resultate erzwingen zu wollen, zu denen die Natur die nötigen Anlagen versagt zu haben schien. Dafür hatte ich die Freude, bei vielen Schülern den Grund für das Verständnis der harmonischen Beziehungen der Töne zueinander sicher gelegt zu sehen, der sie auch heute noch vor mancherlei Irrtümern bewahren mag, so weit sich überhaupt auf die Festigkeit jugendlicher Eindrücke zählen lässt, welche selten dem Andrang anderer Zeiten und ihren Erscheinungen zu widerstehen im Stande sind. Den Klavierunterricht der fortgeschritteneren Schüler glaubte ich mit Zuversicht Brassin und Franzen, beide Schüler namhafter norddeutscher Musikschulen, überlassen zu dürfen, und wenn ich auch prinzipiell in Bezug auf Anschlag und rhythmische Einteilung nicht immer die gleiche Ansicht hatte, so glaubte ich doch, es sei ungeeignet, ihre unter anderen Einflüssen gewonnenen Anschauungen durch Hineinreden und Hineindirigieren zu stören, um so mehr, als ich selber ihre auf anderem Wege erworbenen und ausgebildeten Fähigkeiten schätzen musste. Beide, Brassin sowohl als Franzen waren tüchtige Klavierspieler und bereicherten durch ihren Vortrag in anerkennenswerter Weise manche der Winterkonzerte, und jeder von Beiden erfreute sich eines lebhaften Beifalls, der - wengleich er eine gewisse Rivalität hervorrief - darum doch dem Besuch der Musikschule zu gut kam. Da das Klavier immer mehr Modeinstrument war und blieb, so musste besonders für den Elementarunterricht die Zahl der Lehrer auch vermehrt werden, in welche zuerst Musikdirektor Arnold, der von Biel nach Bern zurück gekehrt war, später noch Richard La Nicca und nach ihm auch

Clara Hänni, eine Schülerin Brassins, eintrat, während zuletzt auch noch Hedwig Arnold, eine Schülerin Franzens, nachdem sie ihre weitere Bildung auf dem Stuttgarter Konservatorium vollendet hatte, die Zahl derselben abschloss. Der Unterricht im Violinspiel blieb der Leitung des Konzertmeisters Gerhard Brassin, des Bruders des Klavierspielers, anvertraut, während **(100/112)** die Elementarklassen in die Hände von Musikdirektor Arnold gelegt wurden. Die geringe Anzahl der Schüler, welche sich dem Violoncello widmeten, fanden in dem alten, musikalisch fein gebildeten Musikdirektor [Adolph] Methfessel einen gewissenhaften Lehrer, der sie ohne Rhythmisieren, aber mit sicherem Takte auf der rechten Bahn zu führen wusste, so dass ich ihm mit Vertrauen auch die Leitung meines Sohnes Alexander überlassen durfte, bei dem er einen festen Grund für die spätere Ausbildung auf dem Instrumente legte. *[Der hier folgende Satz betreffend Alexander Reichel wurde auf die Manuskriptseite 109/112 verschoben.]* Was ich mit besonderem Vergnügen bemerkte, war, dass sich nicht nur der Eifer und die Lust am Klavierspiel im weiteren Publikum merklich hob, sondern dass auch der Zuwachs von Schülern, die sich dem Violinspiele widmeten, sichtlich zunahm. Und zugleich sammelte sich um mich ein Kreis sangeslustiger Kehlen, die sich gern die Lehren des ebenso mutigen Direktors gefallen liessen und nach Massgabe ihrer Fähigkeiten es nicht fehlen liessen, ihn durch nennenswerte Fortschritte zu erfreuen, so dass - obwohl ich den Charakter des Instituts immer nur als Musikschule zu wahren suchte und den eines Konservatoriums geflissentlich vermied - dennoch bei den jährlich veranstalteten öffentlichen Prüfungen manche Erscheinungen auftraten, die wohl eine künstlerische Beurteilung zuliessen. Da der um die Musikschule gezogene Rahmen einigen der Lehrer vielleicht als zu eng gezogen erscheinen mochte, fühlten diese sich auch bewogen, denselben für sie und ihre Kräfte in der Ferne zu erweitern. Der Erste, der uns verliess, war Franzen, der nach kurzem Aufenthalte in Paris sich nach London wandte, wo er teils als Privatlehrer, teils als *Accompagnateur* in den Richterschen Konzerten endlich einen ihm mehr zusagenden Wirkungskreis fand. Nach wenigen Jahren nahmen auch Gerhard und bald darauf Leopold Brassin ihren Abschied, und wieweil sie noch lange Zeit in anhänglichem Gedächtnis ihrer Schüler und des Publikums lebten, haben sie doch seit langem nichts mehr von sich hören lassen, und ich selber weiss von ihren ferneren Schicksalen keine Nachricht zu geben. Ihre Stellen wurden durch Clara Hänni und Herrn Neumann für das Klavier und für die Violine von Herrn Carl Jahn besetzt, der nach einem kurzen Aufenthalte auf der Berliner Hochschule seinem früheren Lehrer Brassin auch bald als Konzertmeister im Orchester nachfolgte. **(101/1/112)** Erstere - nach kurzer Ehe nun als Frau Clara Daehler - und Jahn als Lehrer der vorangeschrittenen Violinschüler sind der Musikschule auch heute noch als feste Stützen erhalten, während Neumann schon kaum nach Jahresfrist sein Heil in Südamerika suchte, wohin - wenn ich recht unterrichtet bin - ihn seine Angehörigen zurückriefen. Während auch Direktor [Karl] Munzinger bald unter den Klavierlehrern einen Platz gefunden hatte, trat an Neumanns Stelle Ernst Denhof [1862-1936], der auch heute noch als Lehrer des Pianoforte an der Schule fungiert und seinen Schülern als Beispiel eines unerschütterlichen Fleisses und Strebens vorangeht. Gern würde ich noch weiter bei der näheren Betrachtung der Eigenschaften, des Charakters und der Persönlichkeit der einzelnen Lehrer verweilen. Allein, ich fühle nur zu sehr, dass hier nicht der Ort ist, die Meinung des längst selber schon ausgetretenen Direktors wie des selber mehr und mehr dahinsterbenden Greises geltend machen zu wollen, und mit meinen guten Wünschen für die Musikschule kann ich nur noch einmal den Dank für die treue Erinnerung aussprechen, welche die Lehrer mir zu erhalten fortfahren.

#### *Berner Schülerinnen und Schüler*

Weniger aber darf ich unterlassen, der grossen Zahl meiner Schüler und Schülerinnen zu gedenken, die mich durch ihre Anlagen wie durch ihren Fleiss und die glänzenden Fortschritte, die sie während der Zeit meines persönlichen Wirkens an der Musikschule im Gesange machten, zu anerkennendem Danke verpflichten, während einige derselben

mich auch von Seiten ihres Charakters zu lebhaftester Hochachtung ihres ganzen Wesens stimmten. Dagegen darf ich nicht unterlassen, einiger meiner Gesangsschüler und -schülerinnen Erwähnung zu tun, die mir teils durch beachtenswerte Erfolge in der Ausbildung ihrer Stimmen oder, wo die Anlagen dazu nicht hinreichten, durch gleich willkommene Entwicklung ihrer Charaktereigenschaften so nahe traten, dass ich der Einen wie der Andern gern gedenke und mit einigen von ihnen in lebhaftester, intimer Beziehung geblieben bin.

Unter den Männerstimmen habe ich vor allen die eines jungen Mannes, des Sohnes des Aarauer Oberrichters und schweizerischen Dichters [Eduard] Dössekkel, zu gedenken, eine ausgiebige Bassstimme, die ihn durch Fleiss und eifriges Studium bald zu solchen Erfolgen führte, dass Dössekkel sich verleiten liess, einem Engagement an das Theater zu folgen, was ihn - nach leider nur zu früh eingetretenen Erfolgen und bei Überanstrengung seiner Kräfte - unerwartet schnell dem Tode entgegenführte. Neben ihm entwickelte sich die Stimme eines jungen Studenten der Rechte, R. Förster, zu einem schönen Bariton, den er kunst- und **(101/2/112)** geschmackvoll zu behandeln lernte und mit dem er heute noch als Vorsitzender des Obergerichts in geselligen Kreisen seine Umgebung künstlerisch anzuregen und zu erheben weiss, ohne sich verleiten zu lassen, seine Gaben auch in weitem Kreisen auszustreuen. Eine noch anmutigere Stimme fand sich in der Kehle eines jungen Mannes namens Max Lips, die ich sogleich als eine hohe Baritonstimme ansehen und behandeln zu müssen glaubte, die sich aber bei seinem kurzen Aufenthalte in Berlin der Leichtigkeit halber, mit der sie auch höhere, der Tenorlage eigene Töne zu erreichen wusste, von den dortigen Lehrern zu einer Tenorstimme gestempelt wurde, was bei Lips' baldiger Rückkehr nach Bern die hiesige Liedertafel als einen höchst wertvollen Schatz ansah, sich schliesslich aber doch als eine unrichtige Ansicht herausstellte, die sich - wengleich sie dem jungen Manne auch nicht den Verlust der ganzen Stimme zuzog - doch bald eine krankhafte Schwächung derselben verursachte. Auch einer andern Stimme, der des Xylographen Buri [*Burri?* s.u.], ist hier noch Erwähnung zu tun, die ihm - als weniger umfangreiche Tenorstimme und bei Enthaltung von allen extravaganten Versuchen - bis zu seinem leider ebenfalls zu früh eingetretenen Tode auch erhalten blieb. Unvermerkt war das persönlich gute Verhältnis, in dem ich seit meiner Ankunft zu Burri gestanden hatte, durch ausserhalb der Schule liegende Differenzen gestört worden, und nach einer plötzlich eintretenden feindseligen Stellung, die er mir gegenüber einnahm, wurden wir in eine weniger freundliche Stellung zu einander versetzt, was mir um so bedauerlicher erschien, als ich mir keines Grundes bewusst war, dazu Veranlassung gegeben zu haben, und doch musste ich später zu der Erkenntnis kommen, dass gerade in meiner zu weichen, zu Verträglichkeit und Versöhnlichkeit geneigten Natur der Punkt lag, welcher von meinen neuen Mitbürgern nicht immer gebilligt wurde, sondern mehr als Schwäche des Charakters aufgefasst ward. Doch davon vielleicht später!

Jetzt zu meinen Schülerinnen, die sich als Sopranistinnen und Altistinnen meiner Leitung anvertraut hatten. Wenn ich dabei als Hauptmoment des Unterrichts auch immer die möglichste Ausbildung der mir anempfohlenen Stimmen im Auge behielt, so schloss das für mich doch niemals die Möglichkeit aus, dass deren Besitzerinnen dereinst auch als tüchtige Frauen und Mütter einem eigenen Hause vorstehen sollten, und manche von ihnen habe ich als junge Mädchen zu meinen Schülerinnen gezählt, die nun schon als würdige Hausfrauen eigenen Familien gegenüberstehen, und wenn ich darunter Namen wie Emma Müller-Vogt, Rosa Grand-Wälchli, Marie Tièche-Miéville, Marie Dupont-Baillet, Marie Kammermann-Bringold, **(102/112)** Martha Wüster-Bringold, Alice Zähringer-Straub, Bertha Trippe-Straub und andere, oder gar noch Elise Bollon-Haller und Olga Rohner-Blotnitzki nenne, so erwecken sie alle nicht nur lebhaftere Erinnerungen an den Eifer, mit dem sie als jüngere Mädchen ihrem Studium oblagen, sondern mit Genugtuung darf ich auch auf ihre gesellschaftliche Stellung blicken, in welcher sie als treffliche Hausfrauen an der Seite ihrer Männer dem eignen Hauswesen

vorstehen, denn so sehr der alte Lehrer durch ihre eingehenden Bemühungen auch selber an Erfahrungen im Reiche des Gesangsunterrichts bereichert wurde, wusste derselbe doch auch immer das Verhältnis hoch zu halten, welches die Natur noch ausser dem Kunstinteresse von jedem menschlichen Wesen zu fordern berechtigt war. Nur einen Namen, den von Fräulein Elise Lenz, habe ich oben nicht mit genannt, da sie als ganz aussergewöhnlich begabtes Wesen weniger in die Reihe derselben gehört und darum auch meine ganz besondere Erwähnung herausfordert. Ohne mit besondern Anlagen für Musik begabt zu sein, folgte sie doch einer ausgesprochenen Neigung für dieselbe und trat in die Musikschule in der Hoffnung ein, dort Nahrung und Ausbildung darin zu finden. Schon als Brassins Schülerin leistete sie als Klavierspielerin Achtungswertes in Erfüllung der weit gehenden Forderungen des Lehrers und nahm sie nicht nur auch an dem Gesangsunterrichte teil, dem sie mit rührendem Eifer ihre ganze Aufmerksamkeit schenkte, sondern in dem Bestreben, alles, was sie unternahm, auch bis ins Tiefste verstehen und ergründen zu lernen, trat sie gar auch noch einem Kursus in der Hamonielehre, ja sogar des Kontrapunkts bei und wusste in all diesen Zweigen den bescheidenen Anforderungen des Lehrers zu genügen. Die Vielseitigkeit ihres Strebens interessierte mich mehr und mehr, und ich erfuhr, dass sie im Hause ihres Onkels - nach dem Tode der Tante - als Erzieherin seiner Kinder lebte, die in ihr eine mütterliche Stütze fanden, bis sie nach Beendigung dieser Aufgabe das schützende Dach des Oheims verliess, um bei ihrem ebenso ausgesprochenen Sinn und Gefühl für persönliche Unabhängigkeit der Einladung als Lehrerin eines englischen Erziehungsinstituts nach London zu folgen, wo sie nach Auflösung desselben als Lehrerin der Musik und der deutschen Sprache auch heute noch in wengleich anstrengenden so doch immerhin lohnenden Verhältnissen tätig lebt. In diesen fanden Max [Reichel] und Juscha [Julija], seine Frau, sie bei ihrer Übersiedlung nach London vor, wo das junge Paar von ihr in treuem Andenken an den alten Lehrer und Freund auf das Liebevollste empfangen wurde, und meine Kinder wie ihr alternder Vater erfreuen sich fortdauernd der treuesten Anhänglichkeit dieses mit den edelsten Charaktereigenschaften begabten Wesens, dessen Freundschaft **(103/112)** ich nicht hoch genug schätzen und nicht ohne Stolz annehmen kann, wenn auch das in wenig Worten über sie Mitgeteilte nur ein schwaches Bild von ihrem Wesen zu geben vermag.

Eine ganz anders veranlagte Natur war Olga Blotnizky, später die Gattin des Telegrapheninspektors Rohner. Schon in ihrem 14. Jahre ward Olga mir von ihrer Mutter zugeführt, und wie sehr ich mich auch sträubte, sie bei ihrem noch zu jugendlichen Alter als Schülerin aufzunehmen, gab ich doch nach Prüfung des herrlichen Stimmorgans, welches mir aus dem Munde des Kindes entgegenströmte, dem inständigen Verlangen der Mutter nach, und in der ersten Zeit absichtlich alle nur irgend anstrengenden Studien vermeidend, hatte ich bald die Freude, in ihr eine ganz aussergewöhnliche Fassungsgabe [zu entdecken] und alles Technische, das die Gesangkunst von einer Sopranstimme nur fordern konnte, von ihr mit Leichtigkeit überwunden zu sehen. Hätte ihr Vater [Leopold Blotnizky], ein geborener Russe, dem als Oberingenieur und Architekten des Bundesrats die Schweiz so manchen wertvollen Brücken- und Häuserbau zu verdanken hat, nicht zugleich auch einige die Erziehung der Kinder beschränkende Eigenheiten aus seinem Vaterlande mitgebracht, hätten die geistigen Anlagen auch dieser seiner Tochter eine freiere Richtung empfangen. Allein, gerade in diesem beschränkenden Einfluss glaubte ich den Grund zu finden, welcher eine nur zu einseitige Bildung ihrer geistigen Kräfte veranlasste und den Horizont ihres Wissens und Strebens so einengte, dass auch ihre musikalische Bildung darunter litt. Meine Bemühungen, ihren Blick über das Mass der technischen Gesangsfertigkeit hinaus auf weitere allgemein menschliche Ziele zu richten, ohne welche eine künstlerische Ausbildung immer mangelhaft bleibt, waren erfolglos, und ich musste mich dafür mit den staunenswerten Erfolgen begnügen, zu denen sie - bei allerdings ausdauerndem Fleisse - gelangte, und die ihr selber wie mir als einzig erreichbarer Gewinn dienen mussten. Sie entwickelte sich so weit, dass ich ihr mit Vertrauen die schwierigsten Partien in Oratorien und gesangliche Aufgaben anderer Natur in öffentlichen Konzerten

übertragen durfte, wobei sie durch ihre klangreiche und in allen Lagen wohltönende Stimme wie durch ihre gewonnene Fertigkeit wesentlich unterstützt wurde. Dabei entwickelte sich auch das Gefühl eines gewissen Selbstbewusstseins, das dem Wunsche, ihr Talent auch in weiteren Kreisen zur Geltung zu bringen, oft hindernd in den Weg trat, und ich musste mit Bedauern sehen, dass ihre sonst schätzenswerten Anlagen unbeachtet blieben, die unter anderen Bedingungen ihr selber wie anderen Menschen reichen Genuss hätten gewähren können. – Sollte es etwa scheinen, als ob bei diesen Bemerkungen über meine geliebteste und vor andern stets bevorzugte Schülerin ein vielleicht zu strenger Massstab angelegt werde, so kann ich darauf nur erwidern, dass ich bei der Beurteilung meiner Schüler niemals einen andern vorwalten lasse als denjenigen, den mir die Natur und die jeweiligen Bedingungen in die Hand geben. Diese Bedingungen, **(104/1/112)** denen wir alle, ja auch sie, unterworfen bleiben, werden meisthin von anderen Eigenschaften und Schicksalsfügungen glücklich kompensiert, durch die, was auf einer Seite unerfüllt bleibt, auf der anderen reichlich aufgewogen wird. Preiswürdiger als alle der Künstlerin beneidenswerter scheinenden Erfolge sind gewiss das rege Pflichtgefühl und die treue Sorgfalt, mit denen sie ihren durch lange, schmerzvolle Krankheit hart geprüften Eltern bis zu deren Tode zur Seite gestanden hat, abgesehen davon, dass sie nicht aufhört, auch ihres alternden Lehrers mit liebevollen Beweisen ihrer Anhänglichkeit zu gedenken. Und wer kann wissen oder sagen, ob, was Naturanlagen und Fleiss in ihr als Kunstbestrebungen gefördert haben, nicht auch noch in weiteren Kreisen Anerkennung und Billigung finden sollte?!

Unter den Portraits meiner Schülerinnen darf dasjenige einer Person nicht fehlen, in welcher sittlicher Charakter und künstlerische Veranlagung sich so die Waage halten, dass meine Erinnerung an sie nur schwer die Neigung nach dieser oder jener Seite hin zu bestimmen vermöchte. Auch Emilie Haller, Tochter des verstorbenen Oberpfarrers am hiesigen Münster, hatte sich nicht nur in der Zeit ihrer Gesangsstudien als treffliche Altistin bewährt, sondern war als wohlgeschultes und nach vielen Seiten hin reich begabtes Mädchen eine liebe Freundin oder - wo es abweichende Meinungen gab - auch meine Gegnerin geworden, so dass sie scherzweise bei schriftlichen Mitteilungen sogar als "Distel" zu unterzeichnen liebte. Und wie ich ihre trefflichen Leistungen in gesanglichen Vorträgen immer zu schätzen wusste, hat sie seit ihrer Verbindung mit dem Genfer Kaufmanne Billon meine ebenso grosse Hochachtung erworben, an dessen Seite sie - ohne von ihrer Neigung zum Gesange abzulassen - als sorgliche Mutter ihren Kindern vorsteht.

Die hoffentlich beschränkt bleibende Zahl derer, denen diese Blätter in die Hand fallen, werden mir gern verzeihen, wenn ich die Vorführung meiner Bildergalerie hiermit beschliesse, da sie durch im Ganzen sich immer gleich bleibende Personalbeschreibungen doch nur ermüden müsste.

*[Der im Original hier folgende Abschnitt über Reichels Berner Konzerttätigkeit und seine Programmgestaltung ist aus Gründen der thematischen Kohärenz auf die Manuskriptseite 98/2/112 vorgezogen worden.]*

Der einem jeden mehr oder minder innewohnende Hang, sich von den gegebenen Umständen tragen zu lassen, statt sie mit fester Hand nach seinem Willen zu beugen, war mir ganz besonders eigen und durch mein früheres Leben noch ganz besonders angebildet worden. Und wenn mir dabei auch manches leichter vonstatten ging als es bei anderer Sinnesart vielleicht möglich gewesen wäre, so konnte dies bei einem Gemeinwesen, das auf tatkräftiger Handlungsweise beruht, die von einem Jeden – zumal in republikanischer Staatsform - gefordert wurde, auf die Dauer nicht genügen, und auch ich hatte nach einigen Jahren zu empfinden, dass hin und wieder selbst in denen, die mir mit Vertrauen entgegengekommen waren, Gegensätze und widerstrebende Ansichten auftauchten, die meinen besten Überzeugungen und Plänen widersprachen,

und denen ich, da sie aus dem Schosse der Gesellschaft selber entsprangen, nicht mehr mit eigenem Willen zu begegnen vermochte. Und so musste ich auch in mir selber das Vorhandensein eines konservativen Elementes wahrnehmen, das mit der Entwicklung eines fortschreitenden Geistes sich nur schwer oder gar nicht vertrug. Freilich kam mir das Bewusstsein dieser meiner Lage nicht von einem Tage zum andern, sondern wie alle sanguinischen Naturen fuhr ich fort in der Überzeugung, das Beste zu wollen und nach Kräften zu tun, dem auf mich und sie gesetzten Vertrauen nach Möglichkeit zu entsprechen, und den ihnen widerstrebenden Ansichten so weit als möglich zu begegnen. Auch fehlte es mir an hingebenden Stützen nicht, die mich äusserlich aufrecht erhielten, während sie innerlich meinem Gemüte die nötige Haltung bewahrten, und ich darf darunter wohl die unentwegte Treue der Familie Vogt und insbesondere die meines Freundes Adolf Vogt in erste Linie stellen. Aber auch hier muss ich dem Vordrängen meiner Empfindungen und Ansichten wehren und mich dafür an die einfache Mitteilung der Tatsachen halten, wobei es gut sein wird, auch einen kurzen Blick auf die dritte der mir zugefallenen Aufgaben, nämlich auf meine Stellung an und zur Liedertafel zu werfen.

**(106/112)**

### *Die Berner Liedertafel*

*[Der folgende Abschnitt wurde wegen Redundanz von S.97 des Manuskripts hierher verschoben.]* Mit der Direktion der Symphoniekonzerte der Musikgesellschaft war mir zugleich auch die Leitung des Cäcilienvereins übertragen worden, und da auch die Liedertafel in der Person des Musikdirektors [Adolf] Methfessel den ihrigen verloren hatte, wendete auch diese ihren Blick auf mich, und nur schwer entschloss ich mich, die Direktion derselben mit zu übernehmen, da die ganze Existenz des Männergesangsvereins wie das Bestehen und die Fortentwicklung des gemischten Chores zu gefährdet schien, was ich den Herren Vorsitzenden der Liedertafel, die mich zu diesem Schritte bewegen wollten, auch unverhohlen aussprach. Doch war ich nicht stark genug, deren Drängen zu widerstehen, und in der Meinung, dass es ja ebenso leicht sei, vier Männerstimmen einzuüben wie ebensoviele gemischte Stimmen, gab ich nach und wurde auch Direktor der Liedertafel.

Das war ein schwerer Irrtum *[Ende des Einschubs]*, denn zu wenig hatte ich bei Übernahme dieser Vereinigung berücksichtigt, dass die Liedertafeln, wie andere dergleichen Gesangsvereine, obwohl sich künstlerischen Bestrebungen widmend, doch vorzugsweise in Rücksicht auf gesellschaftliche *[gemeint ist wohl "gesellige"]* Zwecke gegründet waren und diese auch niemals aus den Augen liessen. Wie nun bei öffentlichen Gesangsfesten die Leistungen der verschiedenen Vereine oft mit peinlicher Strenge von den Kampfrichtern beurteilt wurden, ohne dass dabei das wirklich Künstlerische in den Vordergrund gehoben werden konnte, ereignete sich's, dass die Berner Liedertafel, die gewohnt war, bei dergleichen Gelegenheiten mit der Züricher und Baseler immer um einen der ersten Preise zu wetteifern, am Solothurner Gesangsfeste im Jahre 187X sich mit dem fünften begnügen musste. Wenn in lebenswürdigster Weise dieser entmutigende Vorfall von der Liedertafel auch nicht auf [die] Rechnung des Direktors gesetzt wurde, so fühlte dieser doch umso mehr, dass er an ihrer Spitze nicht an seinem rechten Platze sei und nahm die Gelegenheit wahr, die Liedertafel um seine Entlassung zu bitten, die unter diesen Umständen auch gern gewährt wurde, um so lieber, als der frühere Direktor der Solothurner Liedertafel Karl Munzinger bereit war, an die von mir verlassene Stellung zu treten, wodurch mir eine Bürde und ihm der Vorteil gewährt wurde, einen einflussreichen Platz in der Bundesstadt zu gewinnen. Und selbst ohne meine Bemühung, ihm den Weg dahin möglichst zu ebnen, hätte er denselben leicht gefunden und bei seinen organisatorischen Anlagen auch ohne meinen Rücktritt früher oder später erreicht.

---

So wehe es auch tun mag, mit Unmut auf ein Leben zurückblicken zu müssen, das weder in Bezug auf eigene Charakterbildung noch auf nennenswerte Leistungen auf dem Felde der Kunst Rühmenswertes geleistet hat, muss doch auch das - wie alles, worüber der Weg des Lebens geführt hat - als Schickung willig hingenommen und ertragen werden. Und obwohl ich schon vor mehr als drei Monaten durch schriftliche Kundgebung meine Erinnerungen abzuschliessen gedachte, kommt es mir doch unbillig vor, dieselben aus der Hand zu legen, ohne über die letzte und wichtigste Epoche meines Lebens eingehende Mitteilungen gemacht zu haben. Auch wenn ich bisher selbst über Persönlichkeiten, die mir während der Zeit meines Pariser und Dresdner Aufenthaltes nahe gestanden hatten, nur mit kurzer Erwähnung hinweggeeilt bin oder kaum die Möglichkeit gefunden habe, ihrer auch nur flüchtig zu erwähnen, so mag ich mich dieser Unterlassung bezüglich der letzten Jahren umso weniger schuldig machen, als ich mich gerade der Musikgesellschaft und dem Cäcilienverein zu besonderem Danke verpflichtet fühle, deren besonderer Rücksicht auf ihren früheren Direktor dieser es einzig schuldig bleibt, noch einen Blick auf sein Leben zurückwerfen zu können. Wie gern gäbe ich statt der dürftigen Nachrichten über mein eigenes Dasein (**107/1/112**) von demjenigen so mancher mir teuer gewordenen Menschen nähere Kunde! Leider aber fehlt mir dazu die eigene nähere Kenntnis, und ich muss mich auch hier eben begnügen, ihrer auch nur mit flüchtigen Bemerkungen zu gedenken und hoffen, dass meinen Kindern durch engeres und längeres Zusammenleben mit ihnen Gelegenheit geboten werde, aus eigener Erfahrung zu ergänzen, was meine Feder nur anzudeuten vermag. Hat doch selbst die Generalprobe zu "*Manasse*", einem Oratorium auf Worte meines alten Freundes [Joseph Victor] Widmann, von Friedr. Hegar komponiert, der ich in den letzten Tagen des April noch beizuwohnen mich ermannte, mich aufs Neue überzeugt, dass ich - wie sonst - auch heute noch nicht vermag, mit dem erforderlichen Interesse der Richtung zu folgen, welche die moderne Musik mit immer mehr Entschiedenheit fortfährt zu verfolgen. Damit soll weder ihr noch mir selber ein Vorwurf gemacht werden. Denn ebenso wenig kann dem Einzelnen wie der Gesamtheit der Mitlebenden das Recht der eigenen Meinung entzogen werden. Und so sehr auch der Gehalt und Wert allgemeiner unwandelbarer Gesetze geachtet und anerkannt werden mag, steht es doch niemandem zu, die Form, in der sie sich äussern wollen, aus eigener persönlicher Ansicht billigen oder verwerfen zu wollen, so sehr auch diese Form bei dem Wert aller Dinge der Kritik unterworfen bleibt. Wie bei allen streitbaren Dingen muss auch hier vor das Forum des eigenen Gewissens getreten und seiner Bestimmung Folge geleistet werden, und Wohl und Weh' wird diesem überlassen bleiben müssen. Der weitere Erfolg liegt dann nicht mehr in der Gegenwart, sondern in der Hand und im Urteile der Geschichte, dem weder der Einzelne noch die Gesamtheit sich wird entziehen wollen, sondern es willig oder unwillig wird anerkennen müssen.

Dass es mir bei derartigen Betrachtungen trotz aller Anerkennung einer fortschrittlichen Bewegung des menschlichen Geistes doch nicht fehlen konnte, in mir selber eine stark konservative Ader zu entdecken, müsste um so auffallender erscheinen, als der ganze Zug meines Lebens doch nur eine fortgesetzte Reihe von ziemlich willkürlichen Handlungen gewesen ist und ich in dauernder Beziehung zu den revolutionärsten Naturen gestanden habe, welche am Horizonte dieses Jahrhunderts aufgetreten sind. Als besondere Gunst des Geschickes muss ich es betrachten, dass die Natur mich über diesen Widerspruch nicht nur leicht hinübergetragen, sondern meinem Wesen nach so viel Vorsehendes und Gewinnendes beigemischt hat, dass es mir bis an mein Ende niemals an Liebe und Zuneigung von Fern und Nah gefehlt hat, wofür der Abtretende nicht dankbar genug sein kann, um so mehr, als er gestehen muss, wie wenig er eine solche Huld im Grunde verdient hat. Allein auch hieran ist nicht zu zweifeln, (**107/2/112**) und die Liebe als einzig freies Geschenk muss und wird gern hingenommen, wo und wie es sich bietet, und fordert - so wenig sie vergolten werden

kann - vom Empfänger mindestens mit derselben Regung erwidert zu werden. Aus dieser ihm aufgezwungenen, aber darum nicht weniger empfundenen Lage meines Gemüts möget Ihr, meine Kinder, und mögen alle mir Nachlebenden entnehmen, dass keine Wohl- oder Liebestat, die mir widerfahren, unbeachtet geblieben ist, so wenig ich vermag, sie mit barer Münze zu vergelten, und dass ihre Eindrücke bis zum letzten Atemzuge treu in meinem Herzen aufbewahrt bleiben sollen.

Diese konservative Haltung meines Wesens, die ich, soweit sie das Leben betrifft, vor allem den tiefen Eindrücken meines Vaters und später dem Umgange mit Moritz Seebeck und der Krauseneckschen Familie verdanke, und welche in der Kunst von meinem teuren Lehrer Dehn unterhalten und genährt wurden, machten mich jedoch nicht blind und gefühllos gegen das, was der Mensch der Gesamtheit schuldet, in welcher er als mithandelndes Wesen seinen Platz einnehmen soll, und als ich nach langen Umherfahrten endlich hier in Bern an dem Ort war, wo ich für meine musikalische Tätigkeit den richtigen Boden zu finden meinte, widmete ich ihm allein auch treu und ehrlich alle mein Kräfte.

*Lob der Schweiz und Berns. Die Berner "Schwefelbande". Kon- und Dissonanzen in Bern*

Hier gab es nun des Neuen und schwer zu Bewältigenden genug, und wie sehr ich auch überzeugt war, dass auch auf republikanischem Boden die Menschen ebenso wenig wie andere aus dem Rahmen des allgemein Menschlichen heraus fallen würden, war ich doch nicht erfahren genug, um den Unterschied zu begreifen, der zwischen den Erscheinungen, wie sie ein wohlgeordneter Polizeistaat hervorbringt, und denjenigen liegt, die aus einem hundert- und mehrjährigen Gemeinwesen emporwachsen.

Gleich das Erste, was mich bei meiner Ankunft überraschte, war, an der Spitze der Behörden jüngste Männer zu finden, welche mit derselben Ruhe und Gewandtheit ihres Amtes walteten, wie ich das sonst nur von alten und gewiegten Häuptern gewohnt gewesen war. Bei meiner ersten Anmeldung auf dem hiesigen Polizeibüro war ich erstaunt, in dem damaligen Chef desselben, Herrn von Werdt, einen jungen Mann von kaum 30 Jahren kennen zu lernen und einige Tage darauf in der Direktion der Musikgesellschaft einem noch jüngeren zu begegnen, der mir als Professor der Medizin und zugleich als Dekan der Universität vorgestellt wurde. Mein Erstaunen wuchs noch, als ich sehr bald zu Festlichkeiten der Studentenvereine eingeladen, sehen und hören konnte, wie bei denselben von den ihnen vorstehenden Präsidenten und anderen ihres Kreises öffentliche Reden über politische und Gemeindebeschlüsse gehalten wurde, bei denen es manchmal an scharfer Kritik (**108/112**) nicht fehlte, wie sie sich bei ähnlichen Gelegenheiten in Sachsen und Preussen trotz der Revolution von 1848 und 49 wohl kaum hätte hervorwagen können. Und dennoch musste ich nicht nur die Richtigkeit der dort geäußerten Ansichten teilen, sondern mit den Jahren auch anerkennen, dass eben dieselben jungen Männer sich nicht nur als bewährte Geschäftsleute bald den Beifall und die Achtung ihrer Mitbürger erwarben, sondern später auch in die ersten Stellen der Verwaltung gewählt wurden, wo sie zu den zuverlässigsten Beamten der Stadt gehörten. Und ich brauche als Beleg für diese Bemerkung nur den Namen des jetzigen Stadtpräsidenten Eduard Müller zu nennen, der mir damals als blutjunger Vorsitzender der Studentenverbindung "Helvetia" bekannt wurde, wo er sich in einer glänzenden Festrede den Beifall nicht nur seiner Studiengenossen, sondern aller Anwesenden erwarb, unter denen sich neben den Professoren der Hochschule auch viele höhere Beamte befanden. Und wie im öffentlichen Leben die Freiheit der Meinung und Gesinnung in keiner Weise beschränkt war, fand auch nach Seite der Lust und des Vergnügens hin weder Jung noch Alt irgend welche Schranke gezogen, und ich selber hatte das Glück, dem Erholungsvereine einiger wackerer Männer beitreten zu dürfen, der von ausserhalb Stehenden "die Pairskammer" genannt wurde, sich aber lieber unter dem selbstgewählten Titel "die Schwefelbande" nennen hörte. Ein kleiner Kreis schon älterer

Männer, in dem ich als Mitglieder bei meinem Eintritt schon Adolf Vogt, Grossrat [Christian] Sahli, Bundesrat [Karl] Schenk und den Direktor des statistischen Büros [Johann Jakob] Kummer fand und in den (nach seiner Berufung nach Bern als Direktor der Einwohner-Mädchenschule nach dem Tode des Schuldirektors Fröhlich) auch Joseph Victor Widmann aufgenommen wurde, hatte den Zweck, sich die letzten Stunden jeder Woche nach den anstrengenden Geschäftstagen in traulichem Zusammensein mit gleichen oder ähnlichen Zielen Nachstrebenden in ungehemmtem Austausch der Rede oder sehr unschuldigen Spielen zu erholen. Mochten unsere Unterhaltungen sich manchmal vielleicht auch mit zu grosser Lebhaftigkeit äussern, blieb doch das vertrauliche Verhältnis der Mitglieder lange Zeit ein ungetrübtes, bis einst sehr schroffe Meinungsverschiedenheiten in Sachen der Kunst zwischen Widmann und mir, dann ähnliche in politischen Ansichten zwischen Schenk und Vogt Ursache wurden, dass sich das intime Verhältnis lockerte und von der alten Schwefelbande heute nur noch ein kleiner Rest übrig geblieben ist. Wenn sich unter diesen Wandlungen meine persönliche freundschaftliche Beziehung zu Adolf Vogt auch am reinsten und ungetrübtesten bewahrt hat, so liegt das vor allem an dessen unentwegt **(109/112)** fester Haltung an allem einfach Guten und Rechten, dem er von Jugend auf ergeben gewesen ist, und mehr noch in der persönlich herzlichen Freundschaft, die uns schon seit so langen Jahren aufs Engste verbunden hatte, ohne dabei der Zuneigung zu gedenken, die mich und die Meinigen an ihn, seine Frau und seine Kinder knüpfte. Über die anderen Genossen unseres kleinen Kreises wage ich nicht in nähere Erörterungen einzutreten, und wenn ich späterhin mit ihnen in gemütlichem Zusammenhange geblieben bin, so gehört ihr Leben und Wirken doch so sehr dem Entwicklungsgange der Berner Tagesgeschichte an, dass es dem ihnen nun ferner Stehenden nicht geziemt, darauf näher einzutreten. Schenk ist nach dem kürzlich stattgehabten Austritte Weltis wohl ältester Bundesrat und hat mit Befriedigung auf eine mehr denn 40 jährige treue Amtstätigkeit zurückzublicken.

*Die Söhne: Alexander, Ernst, Moritz und Max Reichel (alias Henri Ern)*

Sahli nahm, abgesehen von so vielen Vertrauensämtern, die ihm übertragen waren, als einer der vorzüglichsten Fürsprecher [=Anwälte] schon seit langer Zeit einen so hohen Rang ein, dass ich es nur als besondere Gunst für meinen Sohn Alexander betrachten kann, dass dieser im Anfange seiner Laufbahn in Sahlis Büro einen Platz fand, den er erst später verliess, um als Advokat ein selbständiges Büro zu eröffnen, welches er auch mit Geschick und Glück bis zu Anfang des verflossenen Jahres geleitet hat, als er von der Regierung als Professor des Eidgenössischen Rechts an die Berner Hochschule berufen ward. Nicht nur seinen natürlichen Anlagen, die immer auf eine Lehrtätigkeit hinzuweisen schienen, auch seinen Neigungen kam dieser Wechsel des Berufs glücklich entgegen, und wenn an beide vielleicht auch umso grössere Ansprüche geknüpft wurden, so wusste und weiss er diesen auch mit Eifer und Geschick zu genügen, wobei es auch ferner der Himmel belassen möge. Alexander hatte sein schon in Dresden begonnenes Klavierspiel [in Bern] etwas vernachlässigt, ward aber durch die Beschäftigung mit dem für ihn neuen Violoncello und durch den Eifer seines Lehrers [Adolph Methfessel] zu neuer Liebe für die Musik angeregt, so dass er sehr bald auch wieder Neigung für das längst unbeachtete Klavier gewann und dadurch zu eingehender Beschäftigung mit der Musik veranlasst wurde, der er trotz der ganz anderen Richtung seiner Studien auch heute noch mit unentwegter Neigung treu geblieben ist, und dadurch auch für jene sein anderes Fachgebiet immer neue Anregung findet. *[Letzter Satz eingefügt aus Manuskriptseite 100/112.]* In die juristische Laufbahn des älteren Bruders folgte ihm bald auch der jüngere, Ernst, der einige Jahre später nach wohlbestandenem propädeutischem Examen und nach kurzer vorbereitender Tätigkeit auf dem Büro des Fürsprechers Hoffmann in Biel, bei dem auch Alexander seine Lehrzeit durchgemacht hatte, sich plötzlich nach Langenthal wandte, um dort zunächst im Verein mit dem Notar Marty, dann aber auch ein eigenes Fürsprechbüro zu eröffnen, wo er heute noch

Gelegenheit genug findet, nicht nur seinen Advokatur-Geschäften nachzugehen, sondern an allen Gemeindeangelegenheiten der verschiedensten Art lebhaften und erspriesslichen Anteil zu nehmen. Da es weder Alexander noch Ernst an musikalischen Anlagen fehlt, wissen beide in der Beschäftigung mit der Musik Erholung zu finden, teils auch - wengleich in verschiedener Weise - dieselbe zu Nutzen und zur Freude Anderer in weiteren Kreisen zu verfolgen. Beide sind durch ihre Verbindung mit Paula und Anna, den Töchtern des eidgenössischen **(110/1/112)** Forstinspektors [Johann] Coaz, schon seit mehreren Jahren einander verschwägert, und wir Grosseltern haben das Glück, in ihren Kindern auf eine reiche und glücklich veranlagte Nachkommenschaft hoffen zu dürfen. Den ältesten meiner Söhne, Moritz, und den jüngsten, Max, hat ihr Stern in die Ferne geführt.

Moritz, der sich schon als Knabe nur schwer in die Forderungen der Schule fügen wollte, wurde uns schon in Dresden deshalb von meiner Schwester Mathilde und ihrem Manne [Julius] Scharlock entführt, da sie glaubten, ihn zusammen mit Scharlocks ältestem Sohne Rudolf unter steter Beaufsichtigung leichter führen zu können als dies unter meiner weniger strengen Hand zu glücken schien. Bei unserer Übersiedlung nach Bern aber rief ich ihn, der mittlerweile zu einem herangewachsenen Jungen geworden war, in das elterliche Haus zurück und war so glücklich, für seine zu allem praktischen Anfassern glücklich veranlagte Natur auch sogleich eine schickliche Stellung zu finden. Er trat als Lehrling in die Werkstatt des damaligen Zimmermeisters Schmied, und heute noch dankt er, wie sein Vater, diesem die gute und väterliche Führung, die ihm von dem alten Meister zuteil geworden ist. Nach Beendigung seiner Lehrzeit ging er, von den Segenswünschen seines Lehrherrn und mit dessen vollstem Einverständnis begleitet, nach Frankfurt a/M, wo er zuerst auf dem grossen Zimmerplatz von Ziom [Zlom?] Beschäftigung fand, von Schmied aber bald, nachdem er mit Moritz' Anlagen zur Architektur bekannt geworden, in das Baugeschäft von Mylius und Bluntschli empfohlen wurde, wo er nicht nur im Plan- und Bauzeichnen, sondern auch für seine übrigen Anlagen hinreichend Gelegenheit fand, sie weiter auszubilden. Weniger befriedigt fand Moritz seine Erwartungen bei dem Eintritt an die polytechnische Schule zu Stuttgart, die ihm von seinen bisherigen Lehrern als die hohe Schule der Architektur empfohlen worden war. Nach einer sich daran schliessenden Reise durch Italien und einem kurzen Aufenthalte in Paris wandte Moritz sich wieder nach Graudenz, wo er sich als junger Bauführer niederzulassen gedachte, verlobte sich aber dort bald mit der Tochter eines meiner Jugendfreunde, des verdienstvollen Gründers und Direktors des Graudinger Mädchen-Seminars ["Höhere Töcherschule"], [Gustav] Borrmann. Und als dieser die Verlobung seiner Tochter nicht billigen konnte, bevor Moritz im Stande sei, die Existenz der Gründung eines eignen Hausstandes zu sichern, ging Moritz auf die Ausschreibung einer Lehrerstelle an der Technischen Bauschule [*heute Fachhochschule Nordostniedersachsen*] in Buxtehude dorthin, die ihm bei seinem persönlichen Erscheinen auch sogleich unter Akklamation aller Lehrer von dem Direktor erteilt wurde. So stand seiner Verbindung mit Marie Borrmann **(110/2/112)** auch nichts mehr entgegen, und bald nach der Hochzeit zog das junge Paar nach Buxtehude. Da aber nach einigen Jahren des Bestehens die Sicherheit der Existenz dieser Schule fraglich wurde, war Moritz, nachdem er aus derselben getreten, glücklich genug, in Hamburg auf einem ähnlichen Institut sogleich wieder Anstellung und angemessene Tätigkeit zu finden, an welcher er auch jetzt noch - nachdem einige ihm ungehörig erscheinende Bedingungen sich nur als notwendiger Ballast einer bürokratisch eingerichteten und in diesem Sinne verwalteten Anstalt erwiesen haben - mit Lust und hingebender Neigung fort arbeitet. Gleich dem ältesten [*Moritz*] war auch unser jüngster Sohn Max - wie weiland sein Vater - in Bezug auf Annahme und Bewältigung des dargebotenen Lehrstoffs kein Musterschüler gewesen, und bei seinem Austritt aus der Schule war es für die Eltern nicht leicht, ihm eine passende Berufstätigkeit anzuweisen. Er hatte zwar auf der Musikschule unter Anleitung seines Lehrers, des Konzertmeisters [Karl] Jahn, nicht wenig Geschick für die Behandlung der Violine gezeigt, doch glaubte ich daraufhin nicht berechtigt zu sein, ihm

die Musik als einzigen Weg durchs Leben zuweisen zu dürfen und meinte besser zu tun, wenn ich ihn bei seiner schnellen Übersicht in arithmetischen und mathematischen Aufgaben dem Kaufmannsstande bestimmte. Auch hat er einige Monate als Lehrling auf einem hiesigen Bankgeschäfte zugebracht, immer aber mit dem dringend ausgesprochenen Wunsche, sich ganz der Musik widmen zu dürfen. Der zufällige Eintritt einer Krankheit, die ihn längere Zeit ans Haus fesselte, führte auch mich zu der Einsicht, dass dem Verlangen des heranwachsenden Knaben nicht ohne Schaden für seine noch mögliche Ausbildung eigenwillig gewehrt werden dürfe, und der Vater, wohl fühlend, nicht im Stande zu sein, nach eigenem Wunsch und Willen das Geschick des Sohnes zu hüten, gab nach und schickte denselben zunächst nach Dresden, wo er auf dem dortigen Konservatorium unter Leitung des geschätzten Konzertmeisters [Eduard] Rappoldi sein Violinspiel und unter andern (mir zum Teil noch bekannten) Lehrern seine Ausbildung in den übrigen musikalischen Gegenständen finden sollten. Ein weiterer Aufenthalt auf der Berliner Vorschule für Musik unter Direktion von Professor [Joseph] Joachim war in Aussicht genommen und sollte seinen vorläufigen Bildungsgang vollenden, und da es mir in Dresden wie in Berlin an nahen Beziehungen zu vielen befreundeten Personen nicht fehlte, durfte ich den jungen Menschen mit Vertrauen in das bewegte Leben der beiden Grossstädte ziehen lassen. Auch kam er ungefährdet an Leib und Seele zu uns zurück. Nachdem Max noch zu weiterem Versuch **(111/112)** seiner Kräfte ein Jahr lang in Paris als Mitglied des Lamoureux'schen Orchesters geweiht hatte, traf es sich glücklich, dass in La Rochelle die Stelle eines ersten Violinspielers frei wurde, welche ihm angeboten und auch sogleich von ihm angenommen wurde. Hier bot sich nun Gelegenheit, das bisher Erworbene zur Geltung zu bringen, wobei er es an eingehendem Eifer und sachlichem Geschick nicht fehlen liess, und nachdem er sich hier in Bern schon von Jahren mit Julie, der Tochter des russischen Staatsrates von Schumacher, verlobt hatte, dessen Frau eine Jugendfreundin der meinigen war, führte er nach der im Bernischen Münster vollzogenen Vermählung sein junges Frauchen nach La Rochelle, wohin Mutter Schumacher das junge Paar begleitete. Die nach einigen Jahren gewonnene Überzeugung aber, dass die kleine Stadt nicht der geeignete Boden sei, auf dem ein sich der Virtuosität widmender Künstler seine weitere Ausbildung erhalten könne und das Bedenken, ob er dort bei anwachsender Familie auf ausreichenden Lebensunterhalt zu rechnen habe, veranlasste Max, seinen Aufenthalt nach London zu verlegen, wobei sein Schwiegervater ihm durch reichlich dargebotene Mittel willigste Unterstützung verlieh, und seitdem sieht er dort als Vater zweier lieblichen Mädchen [*Helene und Irene Reichel*] und eines kürzlich geborenen Söhnchens [*Anton Reichel*] wenn auch unter steten schwierigen Bemühungen doch bei sich immer günstiger gestaltenden Verhältnissen der weitem Entwicklung seiner Zustände entgegen.

*Einschub: Wiedersehen mit Bakunin und dessen Tod in Bern*

*[Zu den Merkwürdigkeiten in Reichels Lebenserinnerungen gehört, dass darin von seinem engsten und wichtigsten Freund Michail Bakunin seit dessen Abreise aus Paris nicht mehr die Rede ist, obwohl die beiden bis zu Bakunins Auslieferung nach Russland und nach seiner Flucht aus Sibirien brieflichen Kontakt hatten und Bakunin in Bern starb. Ersatzweise sei hier Reichels brieflicher Bericht über Bakunins letzte Tage an Carlo Gambuzzi, den späteren Gatten von Bakunins Witwe Antonia Kwiatkowska, eingefügt. (Das Original ist französisch abgefasst.)]*

Bern, Weissenbühl 52b, 6. Juli 1876.

Sehr geehrter Herr, Sie haben einige Zeilen an Herrn Vogt gerichtet, in denen Sie den Wunsch äussern, detaillierte Nachrichten über die letzten Momente unseres verstorbenen Freundes Bakunin zu erhalten. Herr Vogt, der sehr beschäftigt ist, übermittelte mir Ihren Brief mit der Bitte, Ihren Wünschen nachzukommen, was ich umso lieber tue, als ich mir noch einmal den Verlauf der letzten Tage eines uns allen so teuren Lebens vergegenwärtigen muss. Ich bedauere nur, diese Aufgabe in einer Sprache

[*französisch*] ausführen zu müssen, die ich nicht gewohnt bin und in der ich mich sicherlich sehr schlecht ausdrücken werde; zumal ich meine letzten Worte mit Bakunin auf deutsch wechselte.

Bakunin kam nach einer ziemlich beschwerlichen Reise am Mittwochabend, 14. Juni, von Lugano hier an. Herr Vogt brachte ihn, nachdem er ihn am Bahnhof empfangen hatte, sofort in ein Pflegeheim am Mattenhof, ausserhalb der Stadt, in der Nähe meiner Wohnung. Als ich abends nach Hause kam, erfuhr ich von seiner Ankunft und eilte zu ihm. Ich fand ihn stehend vor, umgeben von den Herren Vater und Sohn Vogt, seinem Reisegefährten (einem Italiener, dessen Namen ich nicht kenne) und Herrn Hug, dem Direktors des Hauses. Unsere Begrüssung war wie immer fröhlich und laut, das Gespräch ein wenig drunter und drüber, wie es bei jeder Ankunft der Fall ist. Noch fürchtete keiner von uns eine so rasche Entwicklung seiner Krankheit, und an Scherzen mangelte es nicht. Sie wissen vielleicht, dass Bakunins Krankheit sich hauptsächlich in einer Lähmung der Blase äusserte, so dass er kein Wasser mehr zurückhalten konnte und schon seit einiger Zeit gezwungen war, eine Maschine zu tragen. Herr Vogt, der sah, dass diese völlig unzureichend war, weil sie seine Kleidung beschmutzte, versprach ihm nach der Sondierung (die am nächsten Tag erfolgen sollte) eine bessere mit den Worten: „Vor allem, mein Lieber, müssen wir dir wieder zu einem ordentlichen Leben verhelfen.“ Worauf Bakunin erwiderte: „Ach woher! Ich habe immer unordentlich gelebt. Na ja, man wird von mir sagen: Unordentlich gelebt, aber ordentlich gestorben!“ Danach lud ich ihn zu mir zum Tee ein, was er gerne annahm, und er folgte mir zu unserem Haus, das etwa tausend Schritte von seiner Unterkunft entfernt war. Da er Musik sehr liebte, wünschte er welche zu hören, und wir spielten ihm einige Stücke eines Trios vor, denen er trotz der Schmerzen, die ihn nicht stillsitzen liessen, aufmerksam lauschte. Doch schon vor dem dritten Teil sagte er: „Das reicht! Ich leide zu sehr, ich möchte jetzt weg und ins Bett gehen“. Es war sein letzter Aufenthalt bei mir.

Am nächsten Tag, dem 15. Juni, fand die Operation statt, d.h. die Untersuchung der Blase durch die Sonde. Bakunin selbst hatte den Verdacht, einen Stein zu haben, aber der Arzt, nachdem er die Sonde dreimal angelegt hatte, stellte die Krankheit fest, die ich oben genannt habe. Ich konnte Bakunin nur abends sehen, als ich von meiner Arbeit zurückkehrte, und ich fand ihn glücklich und stolz auf seine neue Maschine vor. Zur Lektüre hatte er einen philosophischen Band von Schopenhauer angefordert, *"Die Welt als Wille und Vorstellung"*. Wir sprachen darüber, und er bemerkte ganz richtig, dass unsere ganze Philosophie von einer falschen Grundlage ausgeht, das heisst, sie fängt immer an, den Menschen als Individuum zu behandeln und nicht, wie es sein sollte, als Wesen, das einem Kollektiv angehört; daher die meisten philosophischen Irrtümer, die entweder zu Glück im siebten Himmel oder zu einem Pessimismus wie bei Schopenhauer und Hartmann führen. Es würde zu lange dauern, Ihnen unser ganzes Gespräch zu wiederholen, aber Bakunin sprach an jenem Tag noch mit einer Klarheit und Lebendigkeit wie in seinen besten Tagen ...

Am Mittwoch, dem 21. Juni, unterhielten wir uns noch recht frei miteinander. Uns an viele Begebenheiten aus unserem gemeinsamen Leben und an die Menschen erinnernd, die wir getroffen hatten, sagte ich beiläufig zu ihm: „Es ist jedoch schade, Bakunin, dass du nie die Zeit gefunden hast, deine Memoiren zu schreiben.“ - "Für wen hätte ich sie deiner Meinung nach denn schreiben sollen?" erwiderte er. "Es lohnt sich nicht, den Mund aufzumachen. Heute haben die Völker aller Nationen den Instinkt zur Revolution verloren. Sie sind alle nur zu glücklich mit ihrer Situation, und die Angst, auch das zu verlieren, was sie noch haben, macht sie harmlos und träge. Nein, wenn ich noch ein bisschen gesund werde, möchte ich eine Ethik schreiben, die auf den Prinzipien des Kollektivismus fusst, ohne philosophische oder religiöse Phrasen. »

Donnerstag, den 22., fand ich ihn auf dem Sofa, und als ich ihn fragte, wie es ihm gehe, antwortete er: "Ich bin dumm." Ich merkte bald, dass er irgendwie benommen war ...

Samstag (24.) konnte ich ihn nicht sehen. Er liess meine Frau bitten, zu ihm zu kommen, um nach seinem Diktat einen Brief an seine Familie in Lugano zu schreiben. Meine Frau sagte mir, dass sie ihn bei vollem Bewusstsein gefunden habe. Er diktierte ihr den Brief auf russisch und mit jedem Komma, jedem Punkt. In diesem Brief drückte er die Hoffnung aus, in vierzehn Tagen völlig genesen nach Lugano zurückzukehren. Als ich Herrn Vogt diese Tatsache mitteilte, sagte er zu mir: "Ihre Frau hätte noch von sich aus einen Nachtrag anhängen sollen, dass die Sache nicht ganz so schnell zu heilen sein würde". Aber der Brief war weg, und ausserdem hätte Bakunin ihr keinen Nachsatz erlaubt ...

Am Montag, den 26., abends, hatte ich noch ein Gespräch mit ihm über Musik. Er fragte mich, ob Beethoven auch Fugen komponiert habe, was ich davon hielt und ob ich selber welche komponiert hätte. Meinen diesbezüglichen Erklärungen konnte er mit ziemlichem Interesse folgen. Danach sprachen wir über moderne Musik, und er liess sich über den Komponisten Wagner aus, den er sehr streng beurteilte, sowohl bezüglich seines Charakters als auch seiner Musik ...

Am Mittwoch, den 28., sprach ich mit Herrn Vogt und er sagte mir, dass die Krankheit schlimmer werde und er an einer Heilung zweifle. Ich liess meine Frau an Bakunins Familie in Lugano schreiben, um sie zu in Kenntnis zu setzen, aber weder wir noch der Arzt glaubten, dass sein Ende so nahe sein würde. Es war ebenfalls am Mittwoch, als das Wasser plötzlich aufhörte zu fliessen, und er auch nicht mehr zum Kleiderschrank ging. Gleichzeitig nahm seine Schläfrigkeit zu. Er wollte seine Mahlzeiten nicht mehr einnehmen, und er war nur schwer dazu zu bringen, etwas Brühe zu sich zu nehmen. Von diesem Mittwoch an verliess er auch das Bett nicht mehr ... Einmal im Bett, hat er immer mehr geschlafen. Als ich ihn bat, etwas Brühe zu nehmen, sagte er zu mir, ohne die Augen zu öffnen: "Ich brauche nichts; ich habe meine Aufgabe erfüllt."

... Am Donnerstag, dem 29. Morgen, ging meine Frau zu ihm nach Hause und fragte ihn, ob er nicht gerne Kascha essen würde, ein russisches Nationalgericht, das sie ihm zubereiten wolle. "Ja," antwortete er auf russisch, "mach mir Kascha." Mittags war ich bei ihm; ... als ich ihn dazu bringen wollte, etwas Brühe zu trinken, wurde er wütend und sagte zu mir: "Passt auf, was ihr mit mir macht, wenn ihr mich zum Essen bringen wollt. Ich weiss was ich will." Danach fragte ich ihn: "Aber nicht wahr, Kascha würdest du nehmen?" "Ja", sagte er, "Kascha ist etwas Anderes", und das alles mit lauter Stimme. Als ich zwei Stunden später mit dem von meiner Frau zubereiteten Gericht hereinkam, zeigte ich es ihm und sagte: "Also, Bakunin, Kascha!" Sofort erwiderte er laut: "Mascha!" (das der russische Kosenamen für Maria, den Namen meiner Frau), und er ass mehrere Löffel von der Buchweizenrütze.

Trotzdem verschlechterte sich sein Zustand immer mehr, und als ich am Freitagmorgen (dem 30.) mit meiner Frau ankam und ihn immer noch mehr oder weniger bewusstlos vorfand, telegrafierte ich nach Lugano. Schon in der Nacht von Donnerstag auf Freitag war ich bis ein Uhr bei ihm geblieben, danach kam der junge Vogt, um ihn den zweiten Teil der Nacht zu bewachen ...

Samstagmorgen (1. Juli) um neun Uhr sah ich ihn zum letzten Mal. Sein Zustand war kaum verändert. Meine Frau war um zehn Uhr dort und fand ihn viel ruhiger und seine Gesichtszüge besser. Um elf Uhr war Herr Vogt bei ihm, und um vier Minuten vor Mittag tat er seinen letzten Atemzug! Man kann sagen, dass er nicht hatte, was man Agonie nennt ...

7. Juli.

... Ich kann nicht anders sagen als: Bakunin ist gestorben, wie er gelebt hat, als ganzer Mensch. Da er sich sein ganzes Leben lang so zeigte, wie er war, ohne Phrasen und ohne Heuchelei, ist er auch in vollem Bewusstsein seiner selbst und seiner Position gegangen. Insgesamt wirkte er auf mich lebensmüde. Er hat die Welt von heute gut eingeschätzt,

und da er das Gefühl hatte, dass ihm das für seine Art von Arbeit notwendige Substrat abhanden gekommen war, schloss er seine Augen ohne Reue. Es ist sogar möglich, dass er sterben wollte, obwohl ihm nie ein Wort entschlüpft ist, das darauf hingedeutet hätte.

... Er starb bei seinen beiden persönlichen Freunden, Herrn Vogt und mir; wir kannten uns seit mehr als dreissig Jahren. Ihm mangelte es weder an Fürsorge noch an Hilfe. Der einzige Vorwurf, den man uns machen kann, ist, dass wir seine Familie nicht früher benachrichtigt haben, was Frau Bakunin, die seit gestern hier ist, schmerzlich getroffen hat. Unsere einzige Entschuldigung, dass wir selbst überrascht waren, wie rasch der Tod in den letzten Tagen vorrückte, und dass der Verstorbene nie ein Wort über seine Familie verloren hat.

... Am Ende dieser Zeilen kann ich Ihnen, angesichts Ihrer Anteilnahme am Schicksal unseres gemeinsamen Freundes, nur noch die Hand reichen. Man sagt gerne, dass der Tod trennt. Ich habe immer das Gegenteil festgestellt: Es ist das Leben, das entzweit, während der Tod alles versöhnt und sogar die Überlebenden eint. Also, lieber Herr, nehmen Sie diese unbeholfen gewählten Worte ebenso gutwillig auf, wie sie geschrieben worden sind, und senden Sie sie, wenn Sie mir denn einen Gefallen tun wollen, auch an Herrn Guillaume. Ich glaube, dass er von allen jungen Freunden von Bakunin der engste und geliebteste war. Ich hatte das Bedürfnis, noch einmal mit ihm zu sprechen und ihn über die letzten Augenblicke seines Freundes zu informieren, doch er hatte Bern verlassen, ohne dass ich ihn wieder gesehen hätte, und ich habe keine Zeit, das alles nochmals zu schreiben.

... Ich drücke Ihnen die Hand zum Abschied. Ihr ergebener

Adolf Reichel.

*[Ende des eingeschobenen Briefes und Rückkehr zu Reichels Lebenserinnerungen]*

#### *Ausklang*

Wenn ich nun noch einen Blick auf die durch meine plötzliche Hinfälligkeit und die durch mehrere Schlaganfälle verursachte Erlahmung meiner linksseitigen Glieder verlassene Stellung als Direktor der hiesigen musikalischen Zustände werfen darf, so kann das nur in der beruhigenden Überzeugung geschehen, dass dieselben durch meinen Rücktritt keinerlei Einbusse erlitten haben, sondern - was den Besuch der Konzerte und den Glanz derselben betrifft - nun wesentlich gewonnen haben. Direktor Karl Munzinger, der schon als Dirigent der Liedertafel sich als begabte organisatorische Kraft sowie als geschickter Leiter grösserer Chormassen bewiesen hatte, erwies sich bereit, meine unwillkürlich verlassene Stellung einzunehmen, und wenn auch die von ihm eingeschlagene Richtung [mit der meinen] nicht immer harmoniert, so haben doch - und vielleicht grade deswegen - seit seinem Eintritt Chor, Orchester und selbst das Publikum einen neuen Impuls bekommen, von dem nicht nur die Aufführungen grösserer Gesangs- und Instrumentalwerke, sondern auch der vermehrte Zudrang des Publikums Zeugnis geben.

**(112/112)** Möge auch fernerhin der lebhaften Beteiligung an musikalischen Bestrebungen in der bernischen Bevölkerung ein guter Stern leuchten, und auch meiner einstigen Tätigkeit das Zeugnis nicht entzogen werden, dass sie - aus dem festen Glauben an unumstössliche Kunstgesetze entspringend - stets bemüht war, diesen Dauer und allgemeinere Anerkennung zu verschaffen. Zum Schlusse kann der Abtretende wie der Musikgesellschaft und dem Cäcilienvereine so allen ihm nah oder fern stehenden Lieben nur noch mit einem schon zu oft wiederholten Dankesworte ein herzliches "Lebewohl" zurufen.

Bern, am 18<sup>ten</sup> Juli 1892

Adolf Reichel

War das Metall, aus dem der Ring meines Lebens geschmiedet  
Auch nicht lauterer Gold, war es von Schlacken nicht rein,  
Bleibt das Vertrauen auf Gott und der Meinen nicht rechtende Liebe  
So wie allen auch mir einzig erlösendes Heil.

\*\*\*